

Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 68

Der WILDE WESTEN

Die Geschichten hinter dem Mythos



Deutschland € 10,00 · Schweiz 18,60 sfr · Österreich € 11,40
Belux € 11,80 · Finnland € 15,50 · Norwegen NOK 142,- · Frankreich € 13,50 · Italien € 13,50 · Spanien € 13,50

ISBN 978-3-652-00345-2
4 194875 510002 68

COWBOYS, INDIANER, GOLDGRÄBER

Die ersten Trapper / Das Leiden der Cherokee / Drama in den Bergen / Goldrausch
Der Bau der Eisenbahn / Aufstand der Komantschen / Stadt ohne Gesetz / Auf nach Oklahoma!

»Dies ist das heißeste Land
und das kälteste Land und das
trockenste Land und das feuchteste
Land, das ich je gesehen habe.
Es ist ein Paradies für Männer und
Hunde. Und die Hölle für
Frauen und Pferde.«

(Texanische Siedlerin um 1850)

Liebe Leserin, lieber Leser

Es ging ihnen gut in Illinois, und doch verabschiedeten sich George Donner und seine Familie am 14. April 1846 von ihren Nachbarn und Freunden und machten sich auf in Richtung Westen. Kalifornien lockte, jene fruchtbare Region an der Pazifikküste Nordamerikas, in der die Farmer, wie die Donners gelesen hatten, ihre Ernte zweit-, bisweilen gar dreimal im Jahr einfahren konnten.

Gut sechs Monate später erreichten sie die Berge der Sierra Nevada, das letzte Hindernis vor der Westküste. Fast 4000 Kilometer hatten George, seine Frau und die fünf Kinder zurückgelegt. Und von Ausnahmen abgesehen waren sie den ganzen Weg neben ihren Planwagen gelaufen: 4000 Kilometer!

So wie die Donners zogen in den folgenden 15 Jahren gut 250 000 Menschen in Trecks an die Pazifikküste. Die Erschließung des Wilden Westens, zunächst nur von Trappern und einzelnen Siedlern betrieben, wurde zu einem Massenphänomen, befeuert noch durch den 1848 einsetzenden Goldrausch.

Innerhalb weniger Jahrzehnte machten sich die Vereinigten Staaten von Amerika, anfangs nicht mehr als eine Gruppe von 13 ehemaligen Kolonien an der Ostküste, nun den Kontinent in seiner ganzen Breite vom Atlantik bis zum Pazifik untertan. Es kamen Forscher und Vermesser, Farmer, Rancher und Cowboys, Gründer von Städten – und Soldaten, die die Expansion der USA im Westen brutal durchsetzten: gegen die indianischen Ureinwohner wie gegen den Nachbarn Mexiko, dem in einem Krieg große Regionen abgerungen wurden.

Die Eroberung dieses Teils Nordamerikas ist eine Geschichte von Pioniergeist, Hoffnung und großem individuellen Mut, aber auch von rücksichtsloser Machtpolitik, der vor allem die ursprünglichen Bewohner des Landes zum Opfer fielen: Hunderttausende Indianer wurden in Reservate umgesiedelt, Zehntausende starben an den von den Weißen eingeschleppten Krankheiten oder wurden von Soldaten getötet.

Historiker schätzen, dass im Verlauf des 19. Jahrhunderts die Zahl der Ureinwohner von 600 000 auf 250 000 zurückging. Wenn es so etwas gibt wie die Ursünde eines Staates, dann war es im Fall der USA die Vertreibung der Indianer.

Trotz dieses Blutzolls wurde der Wilde Westen schon bald zum Mythos. 1893 stellte ein US-Historiker die These auf, an der *frontier*, der Grenze zwischen dem weißen Siedlungs-

gebiet und dem Land der Indianer, sei der Nationalcharakter der Vereinigten Staaten geformt worden; Journalisten sowie die Verfasser von Groschenromänen – später aber vor allem die Regisseure Hollywoods – überhöhten die Abenteuer der Pioniere zu einer Heldensaga.

Dass es bei der Erschließung des Westens weit weniger heroisch zu-



gegangen ist, als in vielen Büchern und Filmen behauptet, liegt nahe. Wie es aber genau war – etwa in der Goldgräberstadt Deadwood, in der es anfangs kein Gesetz gab (und die vor einigen Jahren Thema einer gefeierten TV-Serie war) –, davon erzählen wir in diesem Heft, das mehrere frühere Ausgaben zu anderen Aspekten der US-Geschichte ergänzt.

George Donner und seine Familie mussten Ende Oktober 1846 mitten in der Sierra Nevada halmachen: Schneestürme hatten eingesetzt, die Wagen kamen nicht mehr voran. Was anschließend folgte, gehört zu den großen Dramen des Wilden Westens. Mehr darüber ab Seite 54.

Beginnend mit diesem Heft, wird **GEOEPOCHE** seine Ausgaben fortan auch als digitale Version präsentieren – als eMagazine für das iPad von Apple. Sechsmal im Jahr werden die eMags von **GEOEPOCHE** nun alle Inhalte des gedruckten Heftes bieten: historische Rekonstruktionen, große Bildstreichen, aufwendiges Kartenmaterial, immer auf dem aktuellsten Stand der Forschung und grafisch für das iPad neu gestaltet. Als Bonus können sich die Nutzer viele Beiträge auch vorlesen lassen: So werden die Reportagen zum Hörbuch.

Darüber hinaus werden wir nach und nach auch frühere Hefte digitalisieren, sodass schon bald ein größeres Archiv elektronisch zur Verfügung stehen wird. Weitere Details zu unserem neuen Angebot erfahren Sie auf Seite 168.

Ich wünsche Ihnen weiterhin viel Lesevergnügen und Erkenntnisgewinn mit **GEOEPOCHE** – ob nun in digitaler oder analoger Form.



Digital
Das eMagazine von
GEOEPOCHE für das iPad:
ab sofort erhältlich

Herzlich Ihr

Michael Schaper

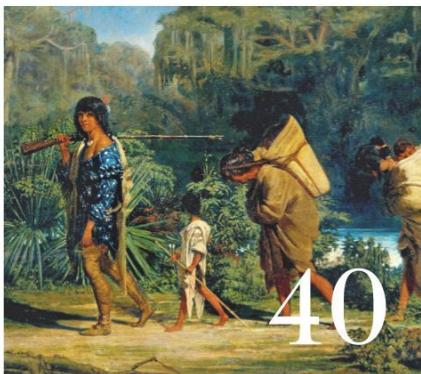


Konzeption

Gesa Gottschalk hat das Heft redaktionell betreut, beraten von dem Historiker Hanno Scheerer



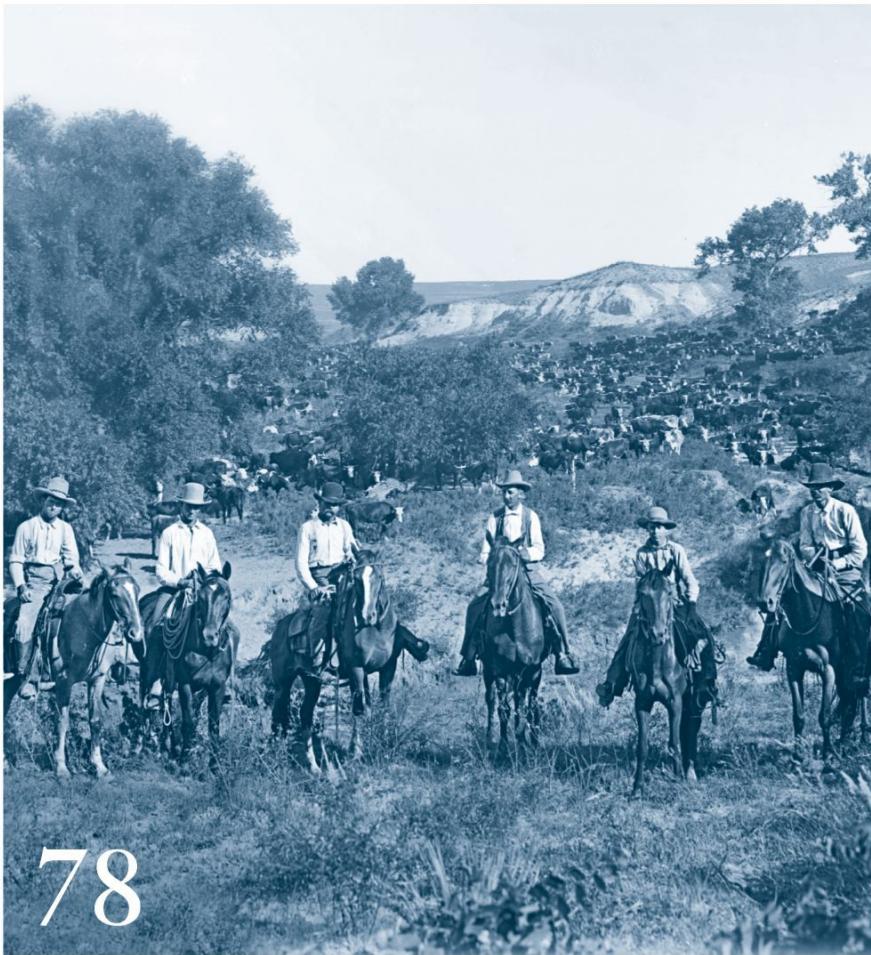
TRAPPER Die ersten US-Amerikaner, die um 1820 länger im unerschlossenen Westen leben, sind Pelzjäger – wagemutige Fallensteller wie Jedediah Smith.



LANDRAUB Weil die Cherokee ihre Heimat nicht freiwillig weißen Siedlern überlassen wollen, zwingt sie die US-Armee 1838 auf einen Gewaltmarsch nach Westen.



EISENBAHN 1865 schieben sich zwei gewaltige Bautrupps durch Nordamerika. Sie errichten die erste Bahnstrecke, die Ost- und Westküste miteinander verbindet.



MYTHOS COWBOYS Sie bringen den Reichtum der Prärie in die Städte: Zwischen 1866 und 1885 treiben Reiter mindestens sechs Millionen Rinder von Texas zu den Endpunkten der Eisenbahnen. Neben Staub, Hitze und Dieben fürchten die Cowboys vor allem das Vieh selbst – denn einmal aufgeschreckt, trampeln die Tiere alles nieder.



INDIANERKRIEGE Der Komantschen-Häuptling Quanah Parker will den Vormarsch der Weißen nicht länger erdulden: 1874 ruft er zum Widerstand auf.



SIEDLER Tausende von Kilometern legen Pioniere auf ihrem Weg nach Westen zurück. 1846 endet ein Treck in der Katastrophe.

INHALT # 68

WILDER WESTEN IM LAND DER VERHEISSUNG

Die scheinbar unbesiedelte Weite weckt die Abenteuerlust der US-Amerikaner – und die Hoffnung auf ein besseres Leben 6

USA, 1783-1890 DIE EROBERUNG DES WESTENS

Kaum 100 Jahre benötigen die USA, um Nordamerika bis zum Pazifik zu unterwerfen und seine Ureinwohner zu vertreiben 24

JEDEDIAH SMITH, UM 1820 DIE SPUR DES JÄGERS

Angelockt von reichen Jagdgründen, erkundet der Trapper die Wildnis jenseits des Mississippi – bis er plötzlich verschwindet 26

VERTREIBUNG, 1838 AUF DEM PFAD DER TRÄNEN

Aus Landhunger zwingt Washington die Cherokee in entlegene Regionen. Tausende Indianer überleben die Umsiedlung nicht ... 40

PIONIERE, 1846 TOD IN DER SIERRA NEVADA

In Kolonnen aus Planwagen bahnen sich die Siedler ihren Weg nach Westen. Manche, wie George Donner, führt er ins Verderben 54

KALIFORNIEN, 1848 DER RAUSCH DES GOLDES

Als 1848 in Kalifornien Gold gefunden wird, machen sich Tausende Glückssucher in Richtung Pazifikküste auf 66

COWBOYS, 1868 FÜR EINE HANDVOLL DOLLAR

Niemand prägt das Bild vom Wilden Westen so sehr wie jene jungen Männer, die riesige Viehherden über die Prärie treiben 78

EISENBAHN, 1869 VON KÜSTE ZU KÜSTE

Innerhalb weniger Jahre errichten Arbeiter die erste transkontinentale Bahntrasse. Doch der rasche Fortschritt ist teuer erkauft 92

JESSE JAMES, 1873 EIN GANGSTER AUS MISSOURI

Outlaws wie der Zugräuber Jesse James stellen sich bewusst außerhalb des Gesetzes – und werden als Helden gefeiert 110

TEXAS, 1874 ANGRIFF DER KOMANTSCHEN

Je mehr Weiße nach Westen ziehen, desto größer wird der Zorn der Indianer. Quanah Parker greift 1874 zu den Waffen 118

DEADWOOD, 1876 STADT OHNE GESETZ

Aus einem illegalen Camp wächst binnen Monaten eine neue Siedlung heran – ein Ort ohne Recht und Ordnung 138

LAND RUN, 1889 WETTLAUF UM EINE NEUE HEIMAT

1889 ist fast der ganze Westen verteilt. Eine Chance bietet sich den Siedlern in Oklahoma: ein Rennen um Land 150

ZEITLEISTE DATEN UND FAKTEN

162

Impressum/Bildquellen

167

Die Welt von GEO

168

VORSCHAU

GEOEPOCHE KAPITALISMUS

172

GEOEPOCHE EDITION DIE ROMANTIK

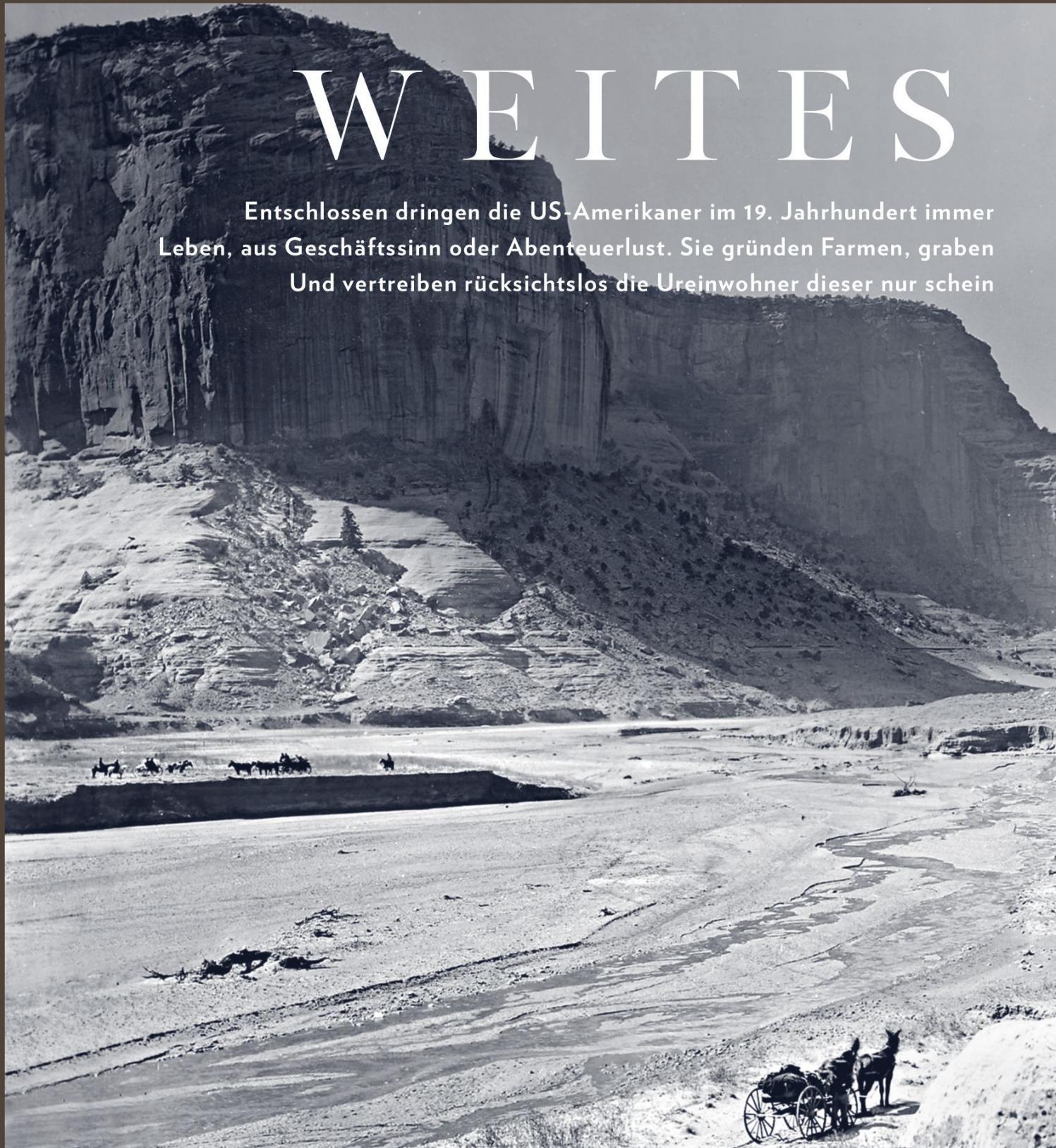
173

Ein Verzeichnis mit den Themen aller
GEOEPOCHE-Ausgaben sowie einen Briefkasten
für Leserzuschriften finden Sie unter www.geo-epoch.de
oder besuchen Sie uns auf Facebook

Titelbild: Cowboy im amerikanischen Westen (Dakota-Territorium), 1887. Alle Fakten, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCHE-Verifikations-
team auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in Zitaten sind nicht kenntlich gemacht. Die in den Dachzeilen über einem Beitrag platzierten geographi-
schen Angaben beziehen sich in der Regel auf die heute existierenden Staaten. **Redaktionsschluss:** 23. Juli 2014

WEITES

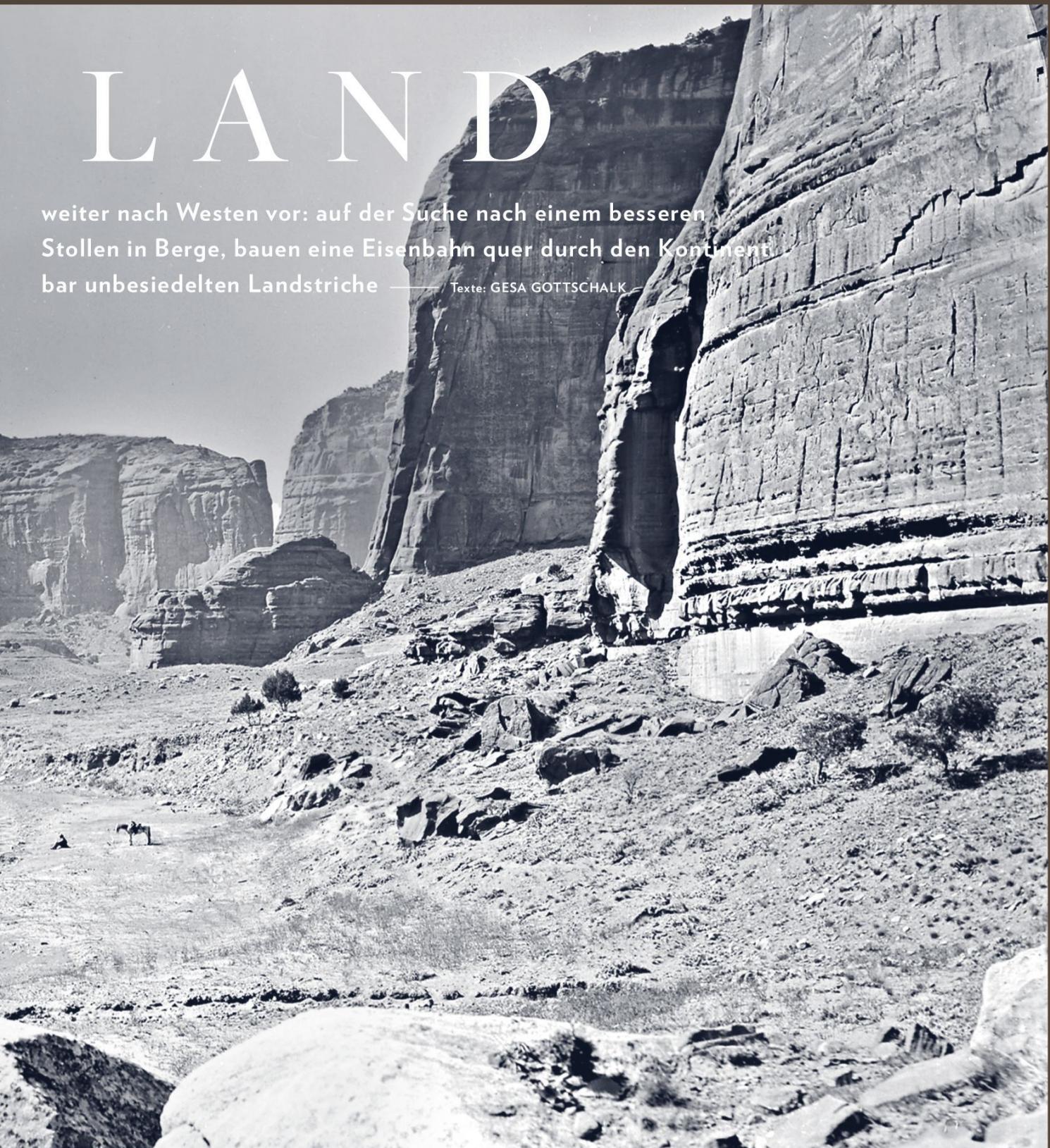
Entschlossen dringen die US-Amerikaner im 19. Jahrhundert immer Leben, aus Geschäftssinn oder Abenteuerlust. Sie gründen Farmen, graben Und vertreiben rücksichtslos die Ureinwohner dieser nur schein



LAND

weiter nach Westen vor: auf der Suche nach einem besseren
Stollen in Berge, bauen eine Eisenbahn quer durch den Kontinent
bar unbesiedelten Landstriche

Texte: GESA GOTTSCHALK



Der Canyon de Chelly im heutigen Arizona gehört zu den am längsten bewohnten Gebieten Nordamerikas, in seinen Klüften liegen Ruinen uralter Indianerdörfer. Für die weißen Forscher aber, die 1869 in diese Region vordringen, ist sie fantastisch anmutendes Neuland – mit nichts vergleichbar, was sie im Osten der USA gesehen haben

AUFRUCH IN EIN NEUES LEBEN

In den 1840er Jahren propagieren Politiker und Publizisten die Idee der »Manifest Destiny«, der schicksalhaften Bestimmung der Angloamerikaner, den Kontinent in seiner ganzen Breite zu besiedeln. Und Zehntausende brechen auf, dieses Schicksal zu erfüllen: auch in Gebieten, die noch gar nicht zu den Vereinigten Staaten gehören





Rund 250 000 Menschen ziehen zwischen 1840 und 1860 an die Pazifikküste, laufen Tausende Kilometer neben einem Planwagen her, der zu unbequem ist, um darin zu fahren. Ein gewaltiger Exodus, und doch verlegen zur selben Zeit noch ungleich mehr Familien ihr Zuhause einfach in einen westlichen Nachbarstaat, hier Nebraska



Glaubten Politiker um 1785 noch, Indianer wie diese Sioux könnten zu US-Bürgern »erzogen« werden, vertreten Wissenschaftler bald zunehmend die These, die Ureinwohner seien Weißen rassistisch unterlegen. Sie müssen weichen – notfalls mit Gewalt

OPFER DER WEISSEN HERREN

Die Besiedlung des Westens führt von Anfang an zu Konflikten mit den Ureinwohnern. Die US-Regierung verfolgt dabei eine rücksichtslose Politik: Zum einen nimmt sie den Stämmen das Land, bekämpft und vertreibt sie. Zum anderen zwingt sie die Indianer, sich der weißen Gesellschaft anzupassen

Der Weg nach Westen



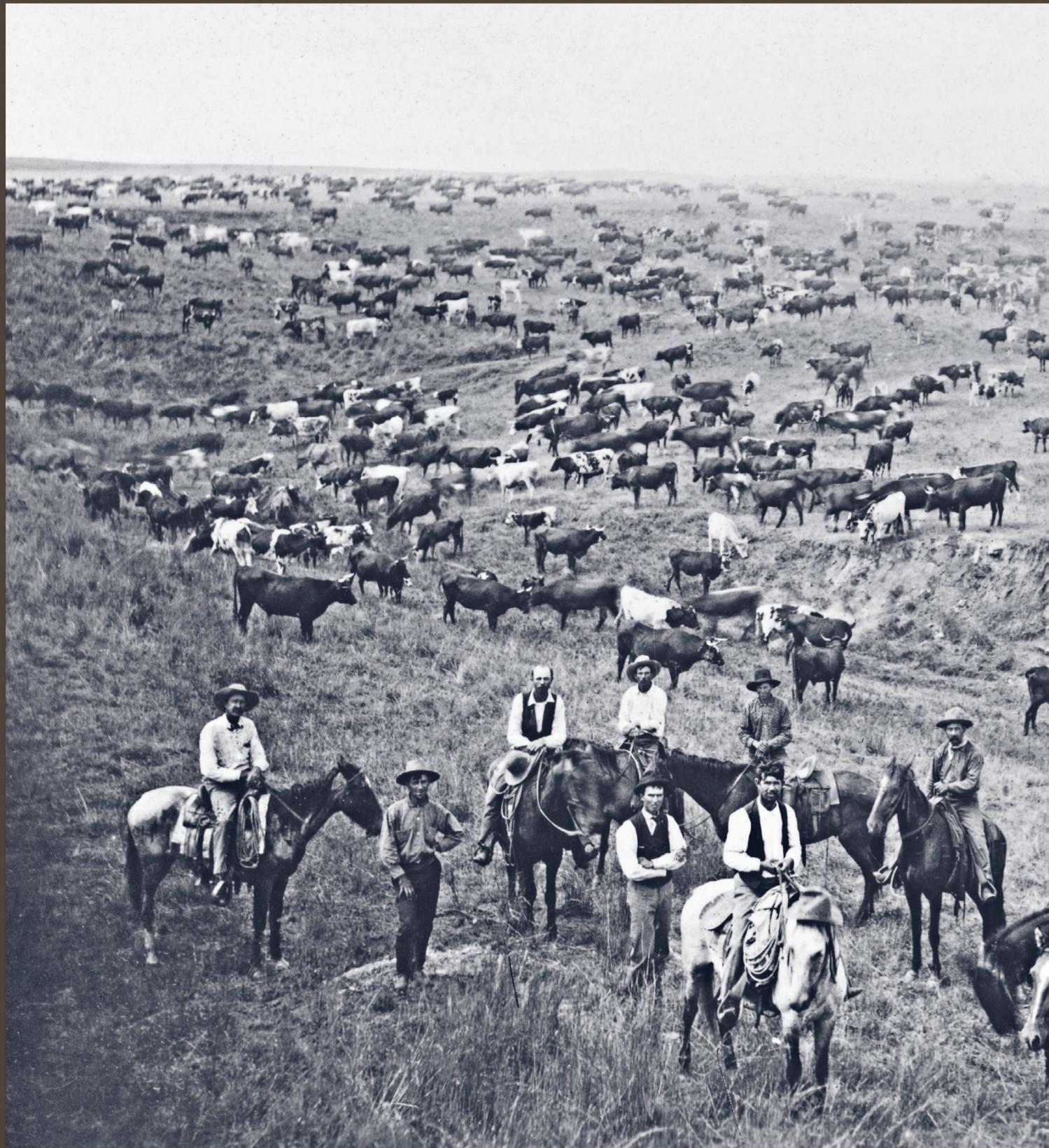
DAS HERZ DER ERDE

Krumen von Edelmetall in kalifornischem Boden locken ab 1849 Zehntausende Goldsucher von ihren Familien, Farmen, Geschäften fort. Plötzlich entstehen Camps, werden über Nacht zu Städten, dazwischen Hunderte Meilen Einsamkeit: das Muster für die zukünftige Besiedlung des Westens





In hölzernen Kästen trennen diese Goldgräber das Metall vom Erdreich. Männer wie sie entreißen dem Land in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts so viel Gold und Silber, wie weltweit nie zuvor gefunden wurde. Kapital für die Industrielle Revolution



Die meisten Cowboys (hier nahe den Rocky Mountains) sind junge Texaner, nach dem Bürgerkrieg ohne Job, die ihre Uniformen und Kavalleriestiefel als Arbeitskleidung aufbrauchen. Aber auch ehemalige Sklaven treiben Rinder: Wohl ein Viertel der Viehhirten ist schwarz

MIT LASSO UND BRAND- EISEN

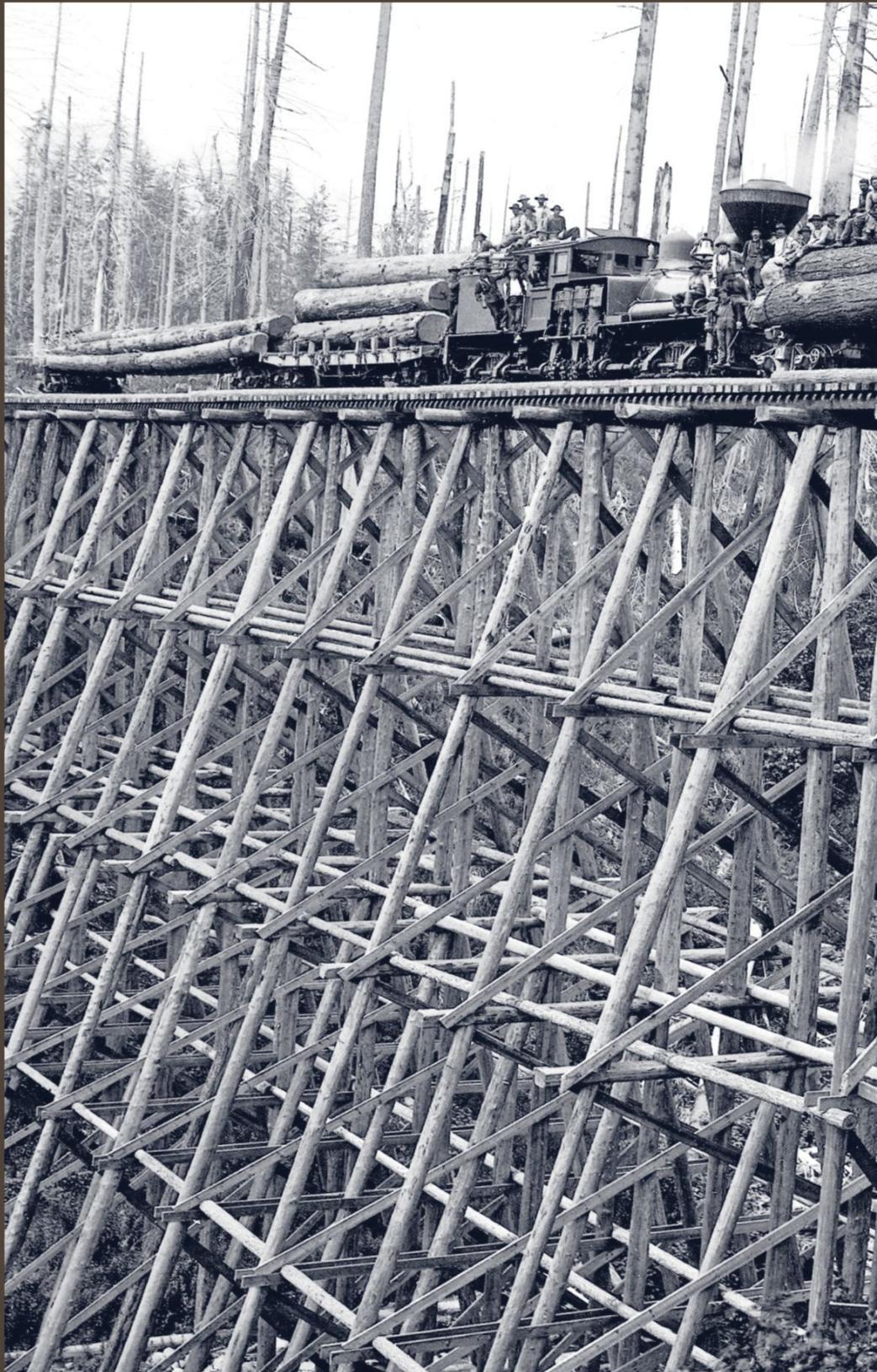
Sie sind schon ihren Zeitgenossen Helden des Wilden Westens: Cowboys, die Vieherden Hunderte Kilometer durch die Prärie treiben, bis sie die Bahnhöfe von Abilene oder Kansas City erreichen. Denn die Eisenbahn liefert das Fleisch der Rinder in die Metropolen des Ostens

Der Weg nach Westen



MIT DAMPF IN DIE ZUKUNFT

Nichts verändert den Westen so stark wie die Eisenbahn: An ihren Schienen wachsen Städte, sie zerschneiden die Jagdgründe der Indianer. Plötzlich liegen die Gebiete jenseits des Mississippi statt eines monatelangen Planwagen-Trecks nur noch eine Zugfahrt entfernt. Und ihre Schätze lassen sich nun leichter in den Osten bringen





Ein Zug transportiert Baumstämme im Bundesstaat Washington ab. Unternehmen aus San Francisco und von der Ostküste lassen in kurzer Zeit so viel Holz schlagen, dass der US-Präsident bereits 1891 Wälder unter Naturschutz stellt



Das Pine-Ridge-Reservat in South Dakota um 1891. Nach Goldfunden hat die US-Regierung das Gebiet der Sioux kurz zuvor erneut verkleinert. »Unsere Kindeskinder werden rätseln, wie ihre Väter es wagen konnten, das Recht so mit Füßen zu treten«, bemerkt ein Beamter



INS ABSEITS GEDRÄNGT

Um 1805 hatten Politiker in Washington überlegt, den Indianern alles Land westlich des Mississippi zu geben, für immer. Kein Jahrhundert später sind alle Stämme in Reservate getrieben, oft kleine Flecken in den abgelegensten und unfruchtbaren Regionen der USA. Und die Zahl der Ureinwohner ist auf weniger als die Hälfte geschrumpft

EIN HARTES LEBEN

Die meisten Siedlerinnen folgen ihren Ehepartnern nur widerwillig. Und teilen wohl die Meinung einer Texanerin: »Dies ist das heißeste Land und das kälteste Land und das trockenste Land und das feuchteste Land, das ich je gesehen habe. Es ist ein Paradies für Männer und Hunde. Und die Hölle für Frauen und Pferde«





Ein Ehepaar vor einem *sod house* in Nebraska, 1887: Hütten aus gestapelten Grassoden sind oft das erste Heim der Pioniere in der Prärie, wo es kaum Bäume zum Bauen gibt. Umso stolzer sind die Menschen auf die wenigen Dinge, die sie aus dem Osten mitnehmen konnten



Mit Erz beladene Fuhrwerke auf der Miner Street in Idaho Springs, Colorado. Um 1894 hat die Stadt vermutlich 12 000 Einwohner, Elektrizitätsgesellschaften, Feuerwehren und fließend Wasser. Wie viele Orte im Westen ist sie aus einem Goldgräbercamp entstanden

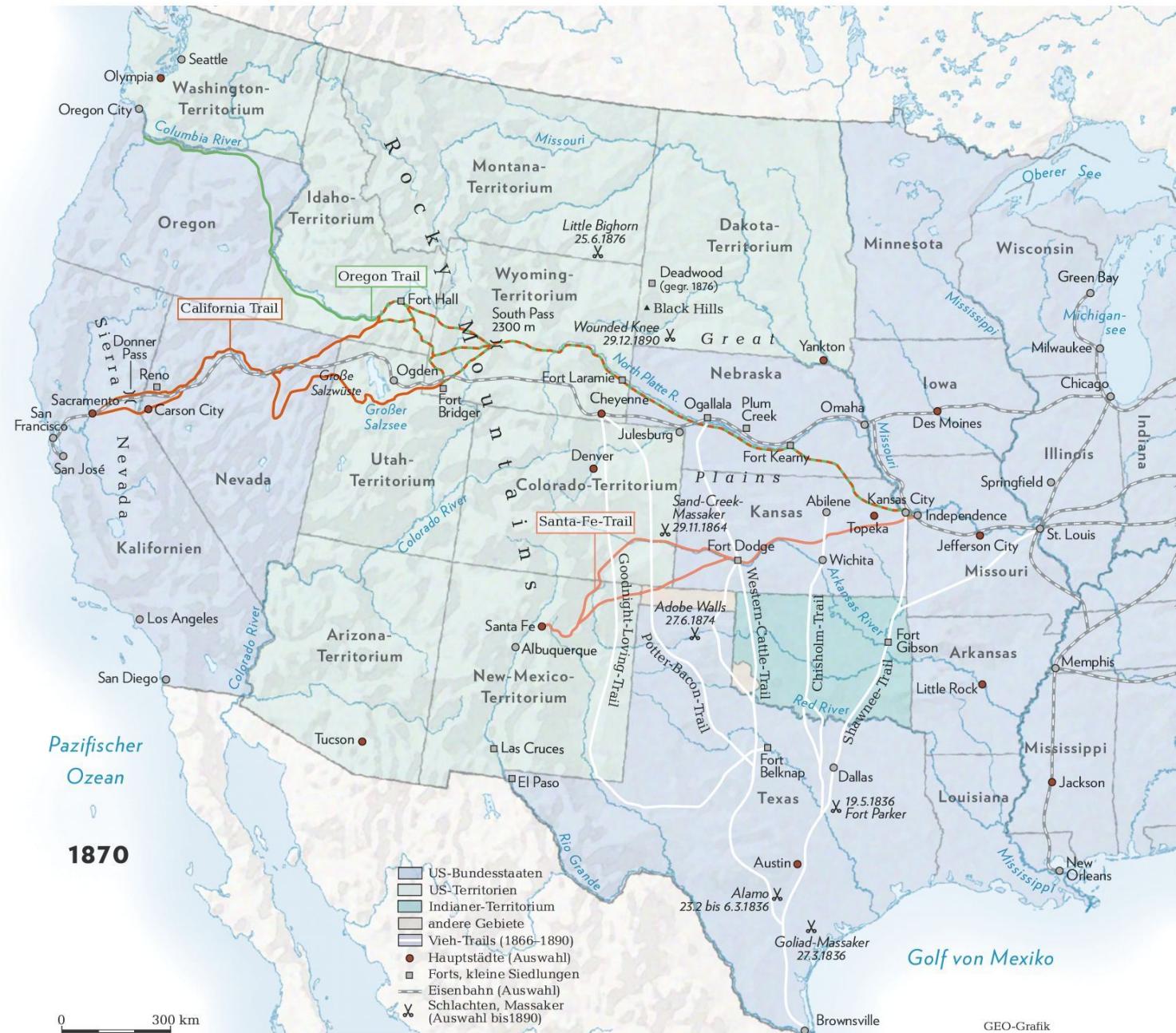
GEWACHSEN AUS DEM NICHTS

Der Weg nach Westen

Die Städte entwickeln sich schnell – manche entstehen gar innerhalb von nur Stunden. Ihre Keimzelle kann ein Goldfund sein oder der Platz am Ende einer Bahnstrecke. Manche werden zu bleibenden Metropolen, andere blühen nur wenige Jahre, ehe ihre Bewohner weiterziehen, einem neuen Glücksversprechen nach. ♦

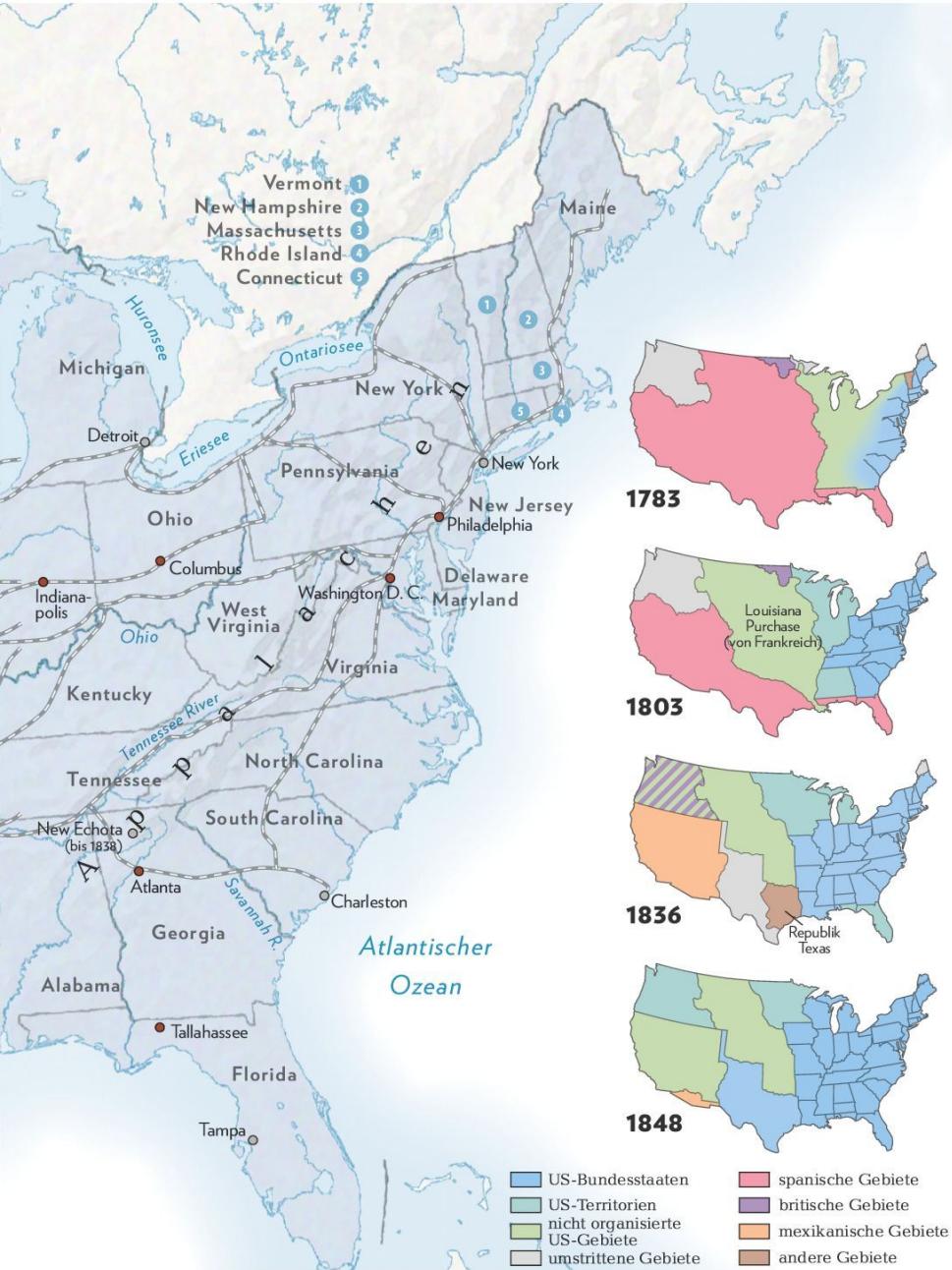


DIE EROBERUNG DES WILDEN WESTENS



Jeder Teil der heutigen USA war zu irgendeinem Zeitpunkt *frontier*, Grenzland des von Weißen besiedelten Gebiets – kurz: Wilder Westen. Nach oben). In den Jahrzehnten darauf gewinnen die Vereinigten Staaten immer weitere Teile des Kontinents hinzu. Fortan verläuft die Frontier westlich Routen für Cowboys (weiß), Auswanderer (grün und rot), Händler (orangefarben) durchziehen die Prärie, ab 1869 auch eine transkontinentale

Am Anfang des 19. Jahrhunderts erscheint das Gebiet der heutigen USA als riesige, urwüchsige, kaum zu beherrschende Landmasse. Keine 100 Jahre später haben die Vereinigten Staaten sie in Besitz genommen und erschlossen, Eisenbahnen gebaut und die Ureinwohner vertrieben



dem Unabhängigkeitskrieg liegt er 1783 jenseits der Appalachen (kleine Karte ganz des Mississippi. Das Land wird in Territorien aufgeteilt, die später zu Bundesstaaten werden. Eisenbahnstrecke: Es beginnen die großen, mythenbildenden Jahre des Wilden Westens

Als 1783 jene 13 britischen Kolonien in Nordamerika ihre Unabhängigkeit erkämpfen, die sich Vereinigte Staaten von Amerika nennen, da übernehmen sie von der Krone eine Fläche, die 17-mal so groß ist wie England. Von Weißen besiedelt ist jedoch nur ein schmaler Streifen an der Ostküste. Jenseits dieses Kernlandes reicht der Einfluss der jungen Republik kaum bis zum Mississippi. Und doch legt sie bereits große Hoffnungen in den Westen und seine zukünftige Rolle. Anders als das überfüllte Europa, glauben US-Politiker, biete der riesige, in ihren Augen unbesiedelte Kontinent eine erhebliche Chance: Wann immer es im Osten zu eng wird, können die Bürger westwärts wandern.

Doch erst unter Thomas Jefferson rücken auch die Gebiete jenseits des Stroms in Reichweite. Für 15 Millionen Dollar erwirbt der damalige US-Präsident 1803 von Frankreich mehr als zwei Millionen Quadratkilometer Land, das vom Mississippi im Osten bis zu den Rocky Mountains im Westen reicht.

In den folgenden Jahrzehnten verdoppelt sich die Bevölkerung der USA alle 20 Jahre. Lebten 1790 weniger als 100 000 US-Amerikaner westlich der ursprünglichen 13 Staaten, sind es 1840 sieben Millionen, mehr als 40 Prozent der Bevölkerung. Mit dem Erwerb Oregons 1846 und dem Sieg im Krieg mit Mexiko 1848 erreicht das Staatsgebiet der USA den Pazifik. In den folgenden Jahrzehnten ziehen Hunderttausende Weiße dorthin. Die Indianer müssen in kleine, abgelegene Reservate weichen.

In dem Sehnsuchtsort „Westen“, den die USA als gottgegebene Heimat der Angloamerikaner betrachten, ist für sie kein Platz. ■

Karte: Stefanie Peters; Text: Gesa Gottschalk

JENSEITS DES MISSISSIPPI



Jedediah Smith
ist einer der
erfolgreichsten
Trapper, der
Fallensteller im
Wilden Westen

Die Prärie westlich des Mississippi war jahrtausendelang Indianerland: reicht. Doch um 1820 wagen sich immer mehr Trapper in die reichen Jagdgründe Vorhut für eine Flut weißer Siedler. Der Kampf um den Wilden

Mount Rosalie in den
Rocky Mountains: In den
Flüssen des Gebirges
erbeuten die Fallensteller
wertvolle Biberpelze

ein unermesslicher Grasozean, der bis zu den Rocky Mountains
des Gebirges jenseits der Ebenen. Und die Fallensteller sind nur die
Westen hat begonnen — Von GESA GOTTSCHALK und MARTIN PAETSCH

U

Um 1820 beginnt das andere Amerika für viele US-Bürger am Mississippi: Der gewaltige Fluss schlängelt sich fast 3800 Kilometer von seinen Quellen nahe den Großen Seen bis zum Golf von Mexiko. Er ist die wichtigste Handelsader im Inneren des Kontinents – und scheidet zugleich zwei Welten voneinander.

Denn in seinem Tal verläuft zu jener Zeit die *frontier*, die Grenze des von weißen US-Amerikanern besiedelten Landes. Die meisten Gebiete östlich des großen Stroms sind den USA bereits als Staaten beigetreten, die westlich des Mississippi-Ufers sind dagegen größtenteils nur dünn besiedelte „Territorien“ unter Bundesverwaltung.

Das ist der Wilde Westen.

Dutzende Indianerstämmen leben im Westen Amerikas: Es sind Ackerbauern, Walfänger oder Nomaden wie hier die Oglala

In einigen schmalen, dicht bewaldeten Streifen, oft weit entfernt von größeren Siedlungen wie St. Louis, leben die wenigen US-Amerikaner, die sich auf die andere Seite des Mississippi vorgewagt haben. Sie wohnen in groben Blockhütten auf mühsam gerodetem Land. Sie sind auf sich selbst zurückgeworfen, müssen Indianerangriffe abwehren, Krankheiten und Unfälle ohne Hilfe überstehen. Nur selten werden Waren zu ihnen geliefert. Sie gründen Schulen, bauen Kirchen, schlagen Wege in den Wald.

Kaum ein weißer Amerikaner lebt weiter im Westen als diese Siedler. Und doch liegt die Grenze der USA von St. Louis aus noch 1300 Kilometer weiter Richtung Pazifik. Dahinter liegen Besitzungen des Vizekönigreichs Neuspanien, das 1821 als Mexiko die Unabhängigkeit erlangt (siehe Seite 24).

Fahrbare Wege oder Straßen gibt es in den Gebieten jenseits des Mississippi nicht. Mancher Amerikaner erhofft dort zwar reiche Vorkommen von Gold und



Silber, wie sie die Spanier auf ihrem Gebiet bereits entdeckt haben. Trotzdem wagt sich fast niemand dorthin. Die wenigen vorhandenen Karten verraten kaum etwas; einige Regionen erscheinen lediglich als weiße Flecken.

Jenseits der Wälder des Mississippi-Tals liegen die Great Plains, eine oft mehr als 600 Kilometer breite, sanft geschwungene Prärie, die sich, gelegentlich von Höhenzügen und dünn bewaldeten Flussläufen unterbrochen, von Kanada bis zur Grenze des heutigen Mexiko zieht: ein scheinbar endloser Ozean aus Gras, in dem Menschen wie Tiere klein und bedeutungslos wirken.

Westlich dieser Graslandschaft erheben sich die bis zu 4400 Meter hohen, schneedeckten Gipfel der Rocky Mountains. Über weite Strecken ist der schroffe Gebirgszug kaum passierbar; wie ein gewaltiger Schutzwall versperrt er den Weg zur Westküste. Gabelböcke und Hirsche bevölkern die Ebenen und Berge. Durch das Grasland ziehen rund 25 Millionen Bisons in gewaltigen Herden.

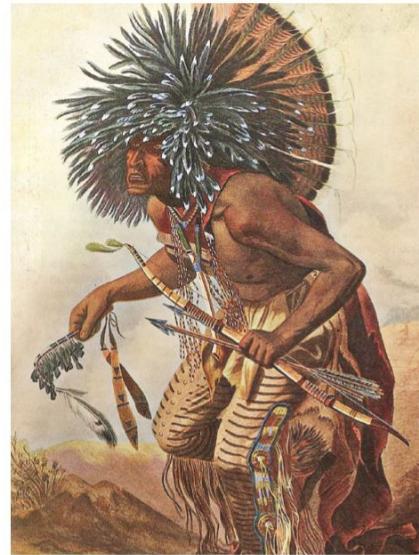
In diesen Weiten jagen Raubtiere, darunter der Grizzlybär, der mit seinen Pranken selbst ausgewachsene Bisons töten kann. Kojoten durchstreifen die Prärie auf der Suche nach Beute, in den Wäldern heulen nachts Wölfe.

Doch das Land ist nicht menschenleer: Seit Jahrtausenden leben dort Indianer. Sie gehören Dutzenden von Völkern an, die jeweils eine eigene Sprache und Kultur haben. Einige folgen den Bisons durch die Ebenen – wie die Lakota*.

Andere sind Walfänger – wie die von ihren Nachbarn *makah*, „freigiebig mit Essen“, genannten Indianer an der Pazifikküste, die sich selbst als *kwib-dich-chub-abtx* bezeichnen, „die Leute, die bei den Felsen und den Möwen leben“.

Manche bauen feste Dörfer und bestellen Felder – wie die Arikara, die auch „Maisesser“ genannt werden. Sie leben am Missouri, einem Strom, der in den Rocky Mountains entspringt, sich durch das Grasland windet und nach rund 3700 Kilometern bei St. Louis in den Mississippi mündet.

Zu den wenigen Mutigen, die diese Regionen seit 1800 erkundet haben, gehören Forscher, die das Land kartierten,



Ritueller Tanz
eines Hidatsa-
Kriegers. Dieser
Stamm gehört
zu den Sioux

und Militärs, die entlang der Flüsse einige Forts als Außenposten errichteten.

Doch am tiefsten dringen Jäger und Pelzhändler in das unbekannte Land ein. Sie kämpfen sich auf monatelangen Reisen durch unwegsames Gelände, um Biber und andere Tiere zu erlegen oder von Indianern zu erstehen, denn die Pelze lassen sich im Osten teuer verkaufen.

Hunderte Männer versuchen sich als *trapper*. Kaum einer ist dabei so erfolgreich und wird so berühmt wie Jedediah Smith. Der Fallensteller wird immer weiter ins Unbekannte vorstoßen und mehr vom Wilden Westen sehen als jeder andere in dieser Zeit und dabei unsagbare Strapazen auf sich nehmen.

Mit Pelzen wird er ein kleines Vermögen machen, doch lockt ihn mehr als nur die Aussicht auf Profit. Er ist erfüllt von einem Entdeckungsdrang, der ihn immer wieder aufbrechen lässt.

* Die Lakota gehören wie die Dakota zum Volk der Sioux (beide Wörter bedeuten „Verbündete“). Von anderen Indianern werden sie *na-towe-ssiwak* genannt, „Sprecher einer fremden Sprache“. Französische Missionare verkürzen den Namen zu „Sioux“. Heute nennen sich viele Angehörige des Volkes selbst so. GEOEPOCHE verwendet den Namen Sioux im Folgenden auch für alle Untergruppen des Volkes.

Als erster US-Amerikaner wird er das Gebiet des heutigen Staates Kalifornien auf dem Landweg erreichen, als erster Weiße die beschwerliche Strecke über die Sierra Nevada und das Great Basin bis zum Großen Salzsee zurücklegen und wohl als Erster Menschen an der Pazifikküste entlang von Kalifornien bis in den heutigen Bundesstaat Washington im äußersten Nordwesten führen.

Vor allem aber wird er als Erster die Bedeutung eines Passes in den Rocky Mountains erkennen, den Weg für Tausende Siedler öffnen – und so die Träume einer Nation nähren: von einem Imperium, das von Ozean zu Ozean reicht.

Smith, Sohn eines Gemischtwarenhändlers aus Bainbridge, New York, hat vermutlich schon als Junge die abenteuerlichen Berichte von Expeditionen in die unermesslichen Weiten des Westens gelesen. 1821, mit 22 Jahren, wandert Jedediah los, um an der Frontier Arbeit zu suchen. Er gelangt nach St. Louis, einer Handelsstadt am Zusammenfluss von Missouri und Mississippi.

Das Geschäft mit Pelzen gehört bereits seit 200 Jahren zu den lukrativs-



Wahrscheinlich mehr als 25 Millionen Bisons ziehen in gewaltigen Herden durch die Great Plains. Die Jagd auf die mächtigen Tiere ist die Lebens



grundlage vieler Prärieindianer (Ölgemälde, um 1867)

ten in Nordamerika. Doch erst seit einigen Jahrzehnten wagen sich Trapper auch den Missouri hinauf nach Westen: oft im Auftrag von Handelsgesellschaften, die die Beute den Fluss hinunter nach St. Louis schiffen und sie dort an Zwischenhändler verkaufen.

In einer Zeitung findet Jedediah ein Inserat: Eine Pelzhändlerfirma sucht 100 „unternehmungslustige junge Männer“, die den Missouri bis zu seinen Quellen hinauffahren und dort ein bis drei Jahre lang Biber jagen, fernab der bekannten Zivilisation. Smith bewirbt sich und bekommt den Job: Da er tief religiös ist, weder raucht noch Tabak kaut, nur selten Alkohol trinkt, intelligent und besonnen erscheint, macht er wohl den Eindruck, als könnten sich seine Auftraggeber auf ihn verlassen. Als Lohn soll er einen Anteil an den erbeuteten Fellen erhalten.

Im Frühjahr 1822 brechen Smith und ein Teil der Männer auf, staken in Booten den Missouri hinauf. Nur langsam kommen sie voran: Der Fluss zieht Schleifen, verwandelt sich oft in ein Labyrinth aus Rinnen und Sandbänken.

Etwa 800 Kilometer lang folgen sie dem Lauf des Stroms, dann erreichen sie Fort Atkinson. Hier hat die US-Armee eine mit 500 Soldaten bemannte Garnison errichtet, um den Handel auf dem Missouri zu sichern. Die Festung, Treffpunkt für Trapper, Pelzhändler und Indianer, ist rund 1650 Kilometer von Washington entfernt und damit der am weitesten westlich gelegene militärische Außenposten der Vereinigten Staaten.

Von hier an sind Jedediah Smith und die anderen auf sich gestellt.

Gut 40 Jahre zuvor, um 1780, erscheint es noch fast undenkbar, dass sich die USA jemals so weit ausdehnen würden. Damals beginnt der Wilde Westen noch in den Tälern der Appalachen. Dieses Gebirge zieht sich, gut 250 Kilometer von der Ostküste entfernt, von Norden nach Süden durch fast alle 13 ehemaligen britischen Kolonien, die sich 1776 von ihrem Mutterland losgesagt und anschließend die Unabhängigkeit erkämpft haben.

Im Friedensvertrag von 1783 muss Großbritannien den neu gegründeten Vereinigten Staaten von Amerika nicht

nur das Kerngebiet seiner nun unabhängigen Kolonien überlassen, sondern auch auf weite Territorien westlich der Appalachen verzichten – auf Indianerland, das London eigentlich für weiße Siedler gesperrt hat.

Dieses riesige Areal reicht von den Großen Seen im Norden fast bis an den Golf von Mexiko, von den Appalachen bis zum Mississippi und wird nun von den USA beansprucht: ohne Rücksicht darauf, dass dort schon seit Jahrtausenden andere Völker siedeln.

Öffentlich geloben die Vereinigten Staaten zwar, die Rechte der Ureinwohner zu respektieren. Doch insgeheim ist den weißen Politikern jedes Mittel recht, um an das Land zu kommen: Sie bestechen Häuptlinge und spielen rivalisierende Gruppen gegeneinander aus; und jene Indianer, die sich gegen die Eindringlinge wehren, lässt die Regierung niederkämpfen. So bringt sie die Stämme dazu, immer größere Gebiete an die Weißen abzutreten.

Aus diesen Regionen gehen in den folgenden Jahren zunächst sogenannte

Territorien hervor, später Bundesstaaten – darunter Indiana, Illinois, Mississippi und Alabama.

Doch auch andere Mächte haben Interessen in Nordamerika.

Im Süden herrschen die Spanier über das Vizekönigreich Neuspanien, zu dem 1800 noch enorme Gebiete der heutigen USA gehören, darunter ganz oder

Sie erheben Anspruch auf Oregon im Nordwesten und das spätere Kanada.

Die Gebiete, die Europäer und Amerikaner für sich reklamieren, sind oft kaum erschlossen, ihre Grenzen nicht immer klar gezogen. Häufig kommt es zu Streitereien zwischen den Mächten. In diesem Ringen haben die USA einen entscheidenden Vorteil: Ihre Bevölkerung wächst schneller als die der anderen in Nordamerika, vor allem durch Einwanderer; sie verdoppelt sich alle 20 Jahre.

In den 13 ehemaligen Kolonien gibt es bald kaum noch günstiges Farmland. Immer mehr Menschen suchen ihr Glück im Westen. Noch unter britischer Herrschaft sind die ersten bereits ab 1763 widerrechtlich in die Indianergebiete eingedrungen. Die neue US-Regierung kann den Menschenstrom nicht aufhalten – und will es wohl auch gar nicht.

Werbefchriften preisen den Westen als „gelobtes Land, in dem Milch und Honig fließen“. Viele Politiker und Publizisten begrüßen die Abwanderung ihrer Landsleute: Die unerschlossenen Gebiete gelten ihnen als Rückraum, damit die junge Nation nicht den Übeln des überbevölkerten Europa verfällt – Armut, Elend, Despotismus.

Energisch treibt Thomas Jefferson, der Präsident der USA, die Besiedlung des Westens voran: Er forciert den Verkauf früherer Indianergebiete an Siedler und erwägt sogar, rebellierende Stämme zu vertreiben und ihr Land zu beschlagnahmen.

1803 schickt er Unterhändler nach Paris, um den Franzosen die Stadt New Orleans und Teile von Florida abzukaufen. Zu ihrer Überraschung bekommen die Amerikaner für beinahe die gleiche Summe ganz Louisiana angeboten – nach einem blutigen und kostspieligen Aufstand im heutigen Haiti wollen die Franzosen ihre Besitzungen in Übersee um nahezu jeden Preis loswerden.

Und so erwerben die USA für nur 15 Millionen Dollar (nach heutigen Maßstäben rund 250 Millionen US-Dollar) das riesige Gebiet und verdopeln damit ihre Staatsfläche.

DIE UREINWOHNER SEHEN SICH BEDROHT

zu großen Teilen die späteren Bundesstaaten Florida, Texas, New Mexico, Colorado, Utah, Nevada und Kalifornien.

Die Franzosen haben von ihrem Stützpunkt New Orleans an der Mündung des Mississippi aus den Strom weit in Richtung Norden erkunden. Eine gewaltige Region westlich des Flusses – nach Ludwig XIV. (franz. *Louis*) „Louisiana“ genannt – gehört zu ihrem Einflussgebiet.

Auch die Briten wollen nicht all ihre Kolonien in Nordamerika aufgeben:



Anders als andere Prärieindianer siedeln die Mandan in festen Dörfern und betreiben Ackerbau



Trapper

Doch eine genaue Vorstellung von Louisiana hat niemand. Nicht einmal die Westgrenze steht fest; die Franzosen haben ihren Besitz selbst nie vollständig erforscht. Jefferson schickt deshalb eine Expedition in die Region. Sie soll die Natur erkunden, Kontakt zu den Stämmen aufnehmen und vor allem herausfinden, wie das Land zu nutzen ist.

Mit der Expeditionsleitung betraut der Präsident die beiden Offiziere Meriwether Lewis und William Clark. Im Mai 1804 brechen die zwei mit rund 40 Männern an der Ostgrenze Louisianas auf. In Booten fahren sie den Missouri hinauf. Der Fluss führt sie nach Nordwesten, immer tiefer hinein in den weitgehend unbekannten Kontinent.

Mehr als zwei Jahre lang sind Lewis und Clark unterwegs, durchqueren die Ebenen und Wälder Louisianas, kämpfen sich durch die Rocky Mountains und erreichen schließlich den Pazifik. Während ihre Landsleute auf der anderen Seite des Mississippi die Indianer rück-

Viele Indianer des Westens handeln zwar mit Weißen, haben aber ihre nomadische Lebensweise weitgehend beibehalten

sichtslos verdrängen, begegnen die Forscher den Ureinwohnern freundlich: Sie sind hier, in der unbekannten Landschaft, auf die Hilfe der Einheimischen angewiesen. Tatsächlich begrüßen viele Indianer die Weißen als Gäste oder zeichnen ihnen Karten auf.

Als Lewis und Clark im September 1806 zurückkehren, vermitteln ihre Beschreibungen erstmals ein präziseres Bild vom Landesinneren. Etwa 140 Karten zeichnen sie. Die Entdecker haben eine Natur vorgefunden, die ihnen fast unberührt erscheint, durchzogen von mächtigen Flüssen und zerklüfteten Bergen. Und sie sind auf eine große Vielfalt an Tieren und Pflanzen gestoßen, darunter Dutzende ihnen unbekannte Arten.

Auch von zahllosen Bibern berichten die Forscher, deren kostbares Fell vor allem in Europa gefragt ist, denn dort haben Jäger den Biber fast ausgerottet.

Die Aussicht auf wertvolle Pelze lockt nun Hunderte Trapper an den Oberlauf des Missouri und in die angrenzenden Täler der Rocky Mountains.

Einer der Auftraggeber aus St. Louis, für die Jedediah Smith im Frühjahr 1822 auf die Jagd geht, ist William Ashley, ein Unternehmer und der Vizegouverneur des jüngst geschaffenen Staates Missouri. Er will mit dem Pelzhandel Geld für seine politische Karriere verdienen.

Gemeinsam mit einem Partner hat er eine Handelsgesellschaft für Pelze gegründet und einen revolutionären Plan gefasst. Bis dahin war der Pelzhandel zumindest in der Theorie staatlich kontrolliert: Die Regierung hatte Handelposten errichtet, in denen die Indianer ihre Pelze gegen Waren eintauschen



konnten. Das System sollte die Ureinwohner an den Staat binden und sie von britischen Händlern etwa der Hudson's Bay Company fernhalten, die sich wenig um Grenzen scheren und oft von Kanada aus auf das US-Gebiet vorstoßen.

Der Fellhandel verspricht gewaltige Profite. Gleich mehrere Firmen bereiten daher im Frühling 1822 Expeditionen in den Westen vor. Offiziell wollen sie dort nur Handel mit den Indianern treiben, denn dem Gesetz nach ist es Weißen nach wie vor untersagt, in diesem Gebiet selbst zu jagen.

Wie andere Kaufleute schert sich Ashley jedoch wenig um dieses Verbot. Er will die Ureinwohner als Pelzlieferanten ausschalten. Stattdessen schickt er eigene Trapper los. Dass sich die Indianer gegen die Konkurrenz zur Wehr setzen

Im Westen des Kontinents erheben sich schroffe Gebirge, hier die bis zu 4400 Meter hohe Sierra Nevada in Kalifornien. Wie Schutzwälle aus Granit versperren sie den Weg zum Pazifik

könnten, nimmt er in Kauf – seine Fällensteller arbeiten in jeder Hinsicht auf eigenes Risiko und eigene Rechnung.

Mehr als 100 Männer brechen zur ersten Reise der Gesellschaft auf, eine Vorhut im April, eine zweite Gruppe einen Monat später. Nachdem sie Fort Atkinson hinter sich gelassen haben, fahren sie den Missouri hinauf. Die schwerfälligen, etwa 30 Meter langen Schiffe

sind für den Lastentransport ausgelegt. Nur wenn der Wind richtig steht, hissen die Männer ein Segel. Meist müssen die Bootsleute ihr Gefährt mühsam mit langen Stangen durchs Wasser staken.

So gelangen Ashley und Smith, die mit der zweiten Gruppe unterwegs sind, schließlich in eine Landschaft, die ihnen völlig fremd erscheinen muss: Ringsum öffnet sich eine scheinbar endlose Ebene. Nur der Fluss ist gesäumt von Pappelwäldern, jenseits davon erstreckt sich Gras bis an den Horizont.

Bereits in seiner Jugend ist Smith im Osten auf Indianer getroffen, die ihr Land jedoch längst an weiße Siedler verloren hatten. Die Ureinwohner, denen er nun begegnet, sind anders: Zwar treiben sie Handel mit den Weißen, doch haben sie ihre selbstbestimmte Lebensweise

beibehalten. Sie sind stolz und kriegerisch – und keinesfalls bereit, sich zu unterwerfen.

Besonders beeindruckt ist Smith von den Sioux. Auf ihrer Fahrt auf dem Missouri passieren die Trapper mehrere Gruppen, die ihre Zelte in der Nähe des Flusses aufgeschlagen haben. Wie „große Garben von Getreide“ kommen sie Smith von Weitem vor, „sie müssen dem Betrachter angenehm erscheinen“.

Wenn die Reisenden anhalten, kommen nicht selten Indianer zu Besuch: Ashley hält „mit ihnen Rat“ und raucht „die Friedenspfeife“, vermerkt Smith in seinem Tagebuch. Die Sioux laden die Weißen in ihr Lager ein: Die Zelte aus Bisonhaut findet der Besucher „sehr bequem“. Er kommentiert zudem die „intelligenten Gesichtszüge“ seiner Gastgeber.

Auch den Arikara begegnen die Trapper. Anders als die Sioux sind sie sesshaft und haben entlang des Missouri Dörfer aus Erdhütten errichtet. Sie bauen Mais, Bohnen und Tabak an. Als Schutz vor Überfällen sind Palisadenzäune um ihre Siedlungen gezogen.

In der Nähe zweier Dörfer lässt Ashley das Boot ankern. Er hält Rat mit den Häuptlingen, überreicht den Arikara Geschenke und kauft ihnen Pferde ab: Die Trapper brauchen die Reittiere vor allem im Winter, wenn die Flüsse in den Rocky Mountains monatlang zufrieren.

Da die Jagdsaison bald beginnt, schickt Ashley nur einen Teil der Gruppe mit dem Boot weiter den Missouri hinauf, während er selbst mit Smith und einigen anderen etwa 300 Kilometer nach Nordwesten zu einem Stützpunkt reitet, den die Vorhut an einer zuvor vereinbarten Stelle des Stroms errichtet hat – ihr Anführer ist einer der wenigen Weißen, die den Fluss von früheren Expeditionen kennen.

Jedediah sieht in der Prärie erstmals eine große Bisonherde: „Meinen Augen, die nicht an diesen Anblick gewohnt waren, erschien es so, als galoppierten alle Büffel der Welt in diesen Ebenen.“ Die Massen an Tierkörpern vergleicht er mit „den Kolonnen einer gewaltigen Armee“.

Aus Berichten von Lewis und Clark kennen die Reiter den ungefähren Verlauf des Missouri: Sie wissen, dass er einen Bogen in Richtung der Berge beschreibt; wenn sie nur ihre Richtung beibehalten, werden sie also wieder auf den Strom stoßen. Anfang Oktober erreichen sie den Posten der Vorhut am Zusammenfluss von Missouri und Yellowstone River.

Rechtzeitig zum Beginn der Jagdsaison sind die Männer zum Biberfang bereit. Denn im Winter ist der Pelz der Nager dichter als im Sommer und daher besonders wertvoll. Smith erlernt hier das Handwerk der Trapper, Ashley reist wieder zurück nach St. Louis.

Je weiter Smith und seine Gefährten ins Hochland vordringen, desto leichter treffen sie auf Biber: Die Tiere stauen die Gebirgsflüsse zu Teichen auf, errichten Bauten aus Ästen und graben Tunnelsysteme in die Uferböschung.

Die Männer waten durch die eiskalten Flüsse und bringen vor den Biberbauten Eisenfalle an. Nachts bleiben die Biber mit den Pfoten in den Fallen hängen und ertrinken. Am Tag sammeln die Trapper die Kadaver ein und häuten sie. Zurück im Lager, spannen sie die Felle auf einen Rahmen, um sie zu säubern und zu trocknen. Den fetten Schwanz verzehren sie als Delikatesse.

Die kältesten Monate verbringt Smith in einem Winterlager nahe den

Rocky Mountains. Die Männer errichten einfache Hütten, trocknen Fleisch als Vorrat. Sie jagen Bisons, Gabelböcke und Hirsche, schälen die Rinde von den umliegenden Pappeln, das einzige Pferdefutter in der zugeschneiten Landschaft.

Kurz nachdem die Eisdecke der Flüsse im April 1823 zu tauen begonnen hat, bekommt Jedediah Smith den Auftrag, sich im Süden mit Ashley zu treffen, um bei den Arikara noch einmal Pferde zu besorgen.

Doch das Verhältnis des Stammes zu den Weißen hat sich deutlich verschlechtert. Im Winter haben Pelzhändler zwei Indianer erschossen, darunter den Sohn eines Häuptlings. Zudem fürchten die Arikara, ihre Rolle als Mittelsmänner zwischen anderen Stämmen und den Weißen an Ashley zu verlieren.

Dem Unternehmer gelingt es zwar, einige Pferde einzutauschen. Doch in der Nacht, während Smith und etwa 40 seiner Gefährten noch mit den Tieren am Ufer lagern, begehen einige der Männer einen leichtsinnigen Fehler.

Die Arikara sind wie manche anderen Stämme am Missouri bei den Weißen dafür bekannt, dass ihre Frauen des Nachts als Zeichen der Gastfreundschaft anbieten, mit den Männern zu schlafen. Das geschieht diesmal zwar nicht, aber vielleicht ist schon der Gedanke daran eine zu große Versuchung für die Trapper. Jedenfalls schleichen sich einige während der Nacht in die Siedlung.

Morgens gegen halb vier läuft einer von ihnen zurück ins Lager: Sein Kamerad sei von den Arikara getötet worden! Bei Sonnenaufgang feuern die Indianer mit Bögen und Gewehren auf die Gruppe um Smith. Bald sind mehrere Trapper tot. Auf den Schiffen, mit denen Ashley und seine Männer gekommen sind, lichten die Besatzungen Anker, lassen die Kämpfenden im Stich und flüchten den Fluss hinab. Nur in zwei kleinen Ruderbooten eilen einige Mutige den Trappern zu Hilfe.

Smith kann sich hinter den Pferdeleibern verschanzen, er erwidert das Feuer, bis die Boote die Überlebenden aufnehmen. Er ist unverletzt. Doch in dem etwa halbstündigen Gefecht sind zwölf Männer und alle Pferde getötet worden, zwei weitere Weiße sterben kurz darauf an ihren Verletzungen.

Der Weg auf dem Missouri zu den Jagdgründen in den Rocky Mountains ist nach dieser Auseinandersetzung zu unsicher. Im Spätsommer starten daher etwa ein Dutzend Männer über Land,

PELZHÄNDLER ERSCHEISEN DEN HÄUPTLINGSSOHN

Rocky Mountains. Die Männer errichten einfache Hütten, trocknen Fleisch als Vorrat. Sie jagen Bisons, Gabelböcke und Hirsche, schälen die Rinde von den umliegenden Pappeln, das einzige Pferdefutter in der zugeschneiten Landschaft.

Kurz nachdem die Eisdecke der Flüsse im April 1823 zu tauen begonnen hat, bekommt Jedediah Smith den Auf-



Die Assiniboin verkaufen den Weißen Bisonfleisch gegen Gewehre. Doch das Vordringen der Trapper treibt den Stamm immer weiter nach Westen

auf einer Route, die noch kein Trapper zuvor benutzt hat. Vom Missouri sollen sie geradlinig Richtung Westen laufen, quer durch die noch weitgehend unerforschten Black Hills, bis zum Bighorn in den Rocky Mountains, einem Zufluss des Yellowstone – auf dem ihnen eine zweite Partei von ihrem Stützpunkt am Fluss aus entgegenkommen soll.

Zum Anführer der riskanten Mission ernennt Ashley Jedediah Smith, der sich im Kampf gegen die Arikara bewährt hat. Die Männer gehen zu Fuß, denn der Trupp hat nur Pferde mit, um das Gepäck zu befördern; die Tiere haben sie sich ebenso wie einen Führer von anderen Pelzhändlern geliehen.

Mehrere Tage lang wandern die Trapper über kurzes Gras, in dem außer Feigenkaktus kaum andere Pflanzen gedeihen. Eine Abkürzung führt sie vom Lauf des kleinen Flusses fort, dem sie eigentlich folgen, und die Männer finden 24 Stunden lang nichts zu trinken. Zwar erreichen sie ein Wasserloch, doch es ist leer.

Auf der Suche nach dem Fluss entfernen sich die halb verdursteten Trapper immer weiter voneinander. Zwei von ihnen kollabieren schließlich: Um sie in der glühenden Hitze am Leben zu halten, vergräbt sie Smith bis zum Hals im Sand – so schwitzen sie weniger.

Erst nach Einbruch der Dunkelheit holt er seine vorausgeeilten Gefährten ein, sie haben gerade noch rechtzeitig eine kleine Quelle entdeckt.

DER TRAPPER ÖFFNET EINEN WEG NACH WESTEN

Er kann vor Durst kaum noch sprechen, doch nachdem er getrunken hat, reitet er sofort erneut in die Nacht hinaus, um die beiden Männer auszugraben und zurückzubringen.

Smith beweist dabei außergewöhnliche Zähigkeit, und er gewinnt das Vertrauen seiner Kameraden – auch in Zukunft wird er manchem von ihnen das Leben retten.

Am nächsten Tag finden sie den Fluss wieder, ruhen sich in einem Camp der Sioux aus, erstehen frische Pferde und schicken ihren Führer mit den gelegtenen Tieren zurück zum Fort. Die Indianer dieser Gegenden sehen in den herumstreifenden kleinen Gruppen von Weißen wohl Handelspartner, gelegentlich auch Feinde. Aber nicht eine existentielle Bedrohung.

Bald darauf gelangen Smiths Männer zu den Black Hills, einer den Rocky Mountains vorgelagerten Bergkette. Sie wandern zwischen duftenden Kiefern und Wacholder – und als sie die Hügel überquert haben auf Boden, den vermutlich kein weißer Mann vor ihnen betreten hat.

Die Sonne sinkt schon, als die Gruppe sich einige Tage später durch ein enges, zugewuchertes Flussbett kämpft. Plötzlich bricht ein weiblicher Grizzlybär aus dem Unterholz hervor, in die Mitte der Kolonne aus Männern und Pferden. Als die Trapper in Sicherheit hechten, läuft das mächtige Tier am Fluss entlang in Richtung Smith. Und der rennt dem Grizzly entgegen. Der Bär wirft den Trapper zu Boden, bricht ihm mit seinen Pranken mehrere Rippen und verbeißt sich im Kopf seines Opfers.

Als einer der Fallensteller den rasenden Bären endlich töten kann, ist Smith noch immer bei Bewusstsein. Das Tier hat sein Gesicht übel zugerichtet: Die Zähne sind bis zum Schädelknochen eingedrungen, haben Teile der Kopfhaut abgerissen und ein Ohr fast abgetrennt.

Die Trapper haben weder medizinische Erfahrung noch Schmerzmittel. Keiner von ihnen traut sich, den blutüberströmten Smith auch nur anzufassen. Schließlich fragen sie den Schwerverletzten selbst, was zu tun ist.

Und ihr Anführer beweist erneut seine Kaltblütigkeit, schickt zwei Männer los, Wasser zu holen, weist einen anderen an, die Wunden mit Nadel und Faden zusammenzunähen. Smith überlebt, doch seine rechte Augenbraue ist abgerissen, sein Ohr zerfetzt: Um die Narben zu

verdecken, wird er sein Haar fortan auf dieser Seite lang tragen.

Nach zehn Tagen kann der junge Trapper schon wieder reiten. Den Winter verbringt die Gruppe in einem Lager der Crow: Sie sind Weißen in der Regel freundlich gesinnt – auch aus Eigennutz, denn sie versuchen, den Besuchern die Pferde zu stehlen.

Während ihrer Zeit bei den Indianern müssen die Trapper daher ständig auf der Hut sein, doch sie lernen auch viel. Seine Gastgeber erzählen Smith von dem Land westlich der großen Berge. So zahlreich seien die Biber in den Flüssen dort, dass ein Mann keine Fallen zu stellen brauche. Er müsse nur mit einem Knüppel am Ufer entlanggehen.

Reiche Jagdgründe, möglicherweise von anderen noch unentdeckt: Genau das hat Jedediah Smith gesucht.

Im Februar 1824 versucht er, mit seinem Trupp vom Lager der Indianer aus in die Rocky Mountains vorzudringen, aber zweimal müssen die Männer

umkehren, weil Schnee den Weg in die Berge versperrt. Sie suchen erneut Rat bei den Crow. Auf einer mit Sand bestreuten Bisonhaut zeichnen die Indianer ihnen eine Route ins Gebirge ein.

So stoßen Smith und seine Männer schließlich auf eine breite Schneise zwischen den Bergen, der sie später den Namen „South Pass“ verleihen, um sie vom „North Pass“ zu unterscheiden, jenem beschwerlichen Übergang, auf dem sich Jahre zuvor die Pioniere Lewis und Clark weiter nördlich durch die Rocky Mountains gekämpft hatten.

Der Pass ist gut 30 Kilometer breit, eine sanft geschwungene Höhe in der scheinbar undurchdringlichen Bergkette.

Indianer ziehen in den Kampf. Nachdem viele anfangs die Trapper unterstützt haben, kommt es bald häufig zu Zusammenstößen

Zwar sind Smith und seine Gefährten nicht die ersten Weißen, die den Pass benutzen – einige Pelzhändler haben die Rocky Mountains schon vorher auf dieser Route durchquert. Doch keiner jener Männer machte von der Entdeckung weiteren Nutzen, und so war sie wieder in Vergessenheit geraten.

Smith dagegen erkennt ihre Bedeutung. Problemlos könnte sein Chef über den South Pass Fuhrwagen mit Ausrüstung zu seinen Trappern auf der anderen Seite bringen. Er sendet eine Beschreibung der Route an Ashley, der sie an die Presse weitergibt. „So breit und einfach ist der Weg, dass Tausende in Sicherheit auf ihm reisen können“, verkündet später eine Zeitung.

Später wird der South Pass als Teil des „Oregon-Trails“ berühmt: Ab 1840 ziehen auf diesem Weg mehr als 250 000 Siedler nach Kalifornien und Oregon (siehe Seite 54).

Jedediah Smith wagt sich mit einigen Männern in das Gebiet jenseits des



Trapper

Passes vor. Sie erreichen eine Region, die bislang nur wenige US-Amerikaner gesehen haben – vom heutigen Kanada aus sind allerdings Trapper der Hudson's Bay Company weit nach Süden vorgestoßen, und auf die treffen die Reisenden nun. Mehrere Monate lang belauern sich die Konkurrenten, während sie in der gleichen Gegend auf die Jagd gehen.

Erst im April 1825 trennen sich die Wege der Rivalen. Etwa zur gleichen Zeit erhalten Jedediah und seine Gefährten eine Nachricht von Ashley: Nach Smiths Mitteilung über den South Pass ist der Unternehmer mit Nachschub von St. Louis aus aufgebrochen und hat Boten an seine Trapper ausgesandt. Alle sollen sich im Sommer an einem Fluss westlich des South Pass treffen.

Als Ashley im Juli an der vereinbarten Stelle ankommt, erwarten ihn seine Männer bereits. Der Pelzhändler über gibt ihnen neue Ausrüstung und nimmt ihre Fellbündel entgegen, um die kostbare Ware nach St. Louis zu bringen. Im Gegenzug versorgt er sie unter anderem mit Zucker, Kaffee, Tabak, Munition und

Messern. Alkohol hat er nicht dabei – deshalb verläuft die Zusammenkunft zwar fröhlich, aber noch ohne Exzesse.

Diese „Rendezvous“ genannten Treffen finden fortan regelmäßig jeden Sommer statt. Einmal im Jahr versammeln sich Trapper verschiedener Gesellschaften, um ihre Beute einzutauschen. Sie treffen alte Freunde, erzählen sich

und Händler an – und auch Indianer: Sie schlagen ihre Zelte in der Nähe auf, um Handel mit den Weißen zu treiben. Einige Trapper bezahlen indianische Frauen mit Geschenken für Sex. Andere verlieben sich und heiraten: Sie werden in einen der Stämme aufgenommen, übernehmen oft sogar die Gebräuche der Ureinwohner, zeugen Kinder.

Die Rendezvous ermöglichen den Trappern, über Jahre hinweg fern der Städte im Osten zu leben. Sie können so länger jagen und damit mehr Profit machen.

Auch Smith kehrt 1825 nur kurz nach St. Louis zurück, verbringt danach die meiste Zeit im Westen. Da sich Ashleys Partner im Jahr zuvor aus dem Pelzhandel zurückgezogen hat, bietet er nun Smith die Teilhabe an der Gesellschaft an.

1826 erwirbt Jedediah auch Ashleys Anteile – und bricht nun zu noch gewagteren Expeditionen auf.

Dabei sucht er zwar nach „verborgenen Reichtümern“ in Form von Biberfellen, wie er später in seinem Tagebuch schreibt. Doch treiben ihn auch Wissensdurst und Entdeckergeist an: „Ich wollte als Erster jene Gegenden sehen, die nie zuvor ein weißer Mann erblickt hat, und dem Lauf der Flüsse folgen, die sich durch ein neues Land zogen.“

Ab 1826 kämpft er sich vom Großen Salzsee aus nach Südwesten vor. Mit seinen Männern gelangt er an den Colorado, durchquert anschließend die Mojave-Wüste und betritt so das Gebiet des heutigen Kalifornien. Die Fallensteller sind die ersten US-Amerikaner, die diese Region von Osten aus auf dem Landweg erreichen.

Auf dem Rückweg passieren sie die Sierra Nevada und das Great Basin, ein gewaltiges Trockengebiet, das sich zwischen der Bergkette und dem Großen Salzsee erstreckt.

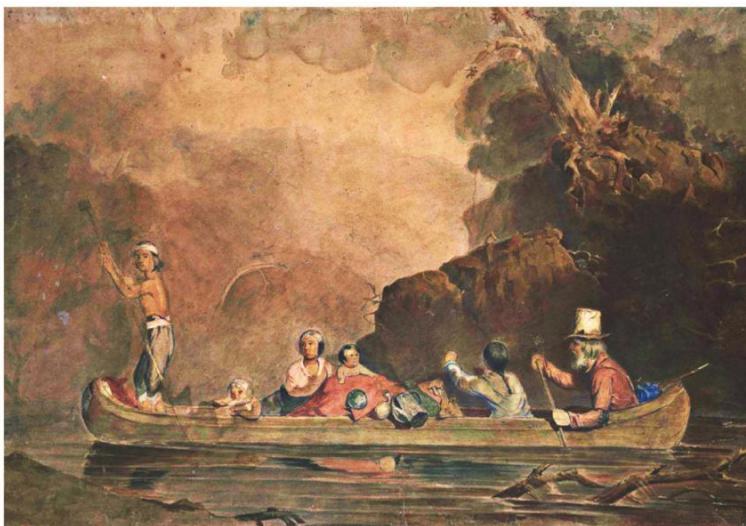
Im selben Jahr zieht er erneut nach Kalifornien, um sich von dort bis in den äußersten Nordwesten der heutigen USA durchzuschlagen. Sein Trupp quält sich über verschneite Bergücken und durch weglose Wälder. Mehrmals fallen Indianer über die Trapper her. Von

AN EINEM WASSERLOCH GERÄT SMITH IN DEN HINTERHALT

Neuigkeiten und betrauen gemeinsam Kameraden, die in der Wildnis umgekommen sind.

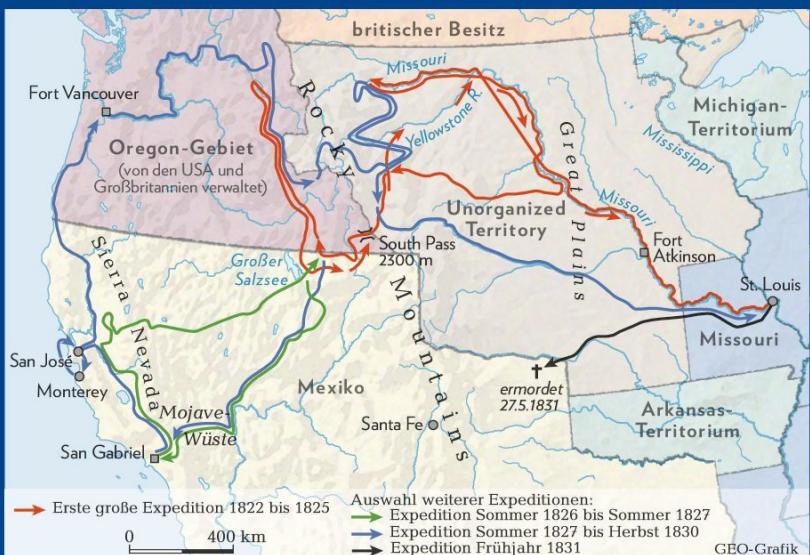
Dann feiern sie ausgelassen: Sie rennen oder reiten um die Wette, vertreiben sich die Zeit mit Glücksspielen. Sie streiten und prügeln sich, manche tragen sogar Duelle aus. Bei späteren Treffen berauschen sie sich an Unmengen von Whiskey, den Händler herbeischaffen und in den Bergen überteuert verkaufen.

Die Zusammenkünfte ziehen manchmal mehr als 1000 Fallensteller



Trapper mit Familie.
Der zylinderähnliche
Hut aus Biberpelz
ist auch bei Stadtbe-
wohnern beliebt

DIE REISEN DES JEDEDIAH SMITH



Kein Weißer stößt so weit in den unerschlossenen Westen des nordamerikanischen Kontinents vor wie die Trapper auf der Suche nach Jagdgründen. So reist der Fallensteller Jedediah Smith ab 1822 entlang des Missouri, durchquert die Prärie und Wüsten, erkundet Pässe über die Rocky Mountains. Den von ihm gebahnten Wegen durchs Hochgebirge werden schon bald Zehntausende Siedler in Richtung Kalifornien und Oregon folgen

ursprünglich fast 30 Männern erreichen am Ende nur vier einen britischen Handelsposten am Columbia River, darunter Smith.

Diese Expedition ist für ihn zwar finanziell ein Desaster, doch in den folgenden zwei Jahren tragen er und seine Partner an den östlichen Hängen der Rocky Mountains Tausende von Biberfellen zusammen. Ihr Erfolg spricht sich herum – und lockt zahlreiche Nachahmer in das Gebirge des Westens.

Gestützt von Finanziers an der Ostküste, schicken sie ihren Nachschub zum Teil auf Dampfbooten den Missouri hinauf. Erstmals rollen nun auch Wagen über den South Pass. In den Rocky Mountains erforschen Trapper auf der Suche nach Bibern jedes noch so unbedeutende Flüsschen.

Auf den Spuren von Jedediah Smith reisen Pelzhändler nach Kalifornien und in den Nordwesten. Bald sind die Wege, die der Trapper erschlossen hat, etablierte Routen. Seine Nachfolger errichten neue Forts entlang der Strecken, die später zu

Wegmarken für Siedler werden, die sich im Westen niederlassen wollen.

Doch die Fallensteller machen immer seltener Beute: Die jahrelange Jagd hat den größten Nager Nordamerikas in vielen Gegenden fast ausgerottet. Zudem sehen sich die Indianer durch den Ansturm der Weißen bedroht und verhalten sich den Eindringlingen gegenüber immer feindseliger.

Vor allem aber fällt der Preis für die Ware der Trapper: In Europa sind Hutmacher dazu übergegangen, Kopfbedeckungen aus Seide herzustellen. Das lange so kostbare Biberfell dagegen kommt aus der Mode, die Nachfrage sinkt dramatisch.

Im Jahr 1840 findet das letzte große Rendezvous statt – doch schon zuvor haben viele Fallensteller aufgegeben. Die einstigen Pioniere werden zu Randfiguren des Westens. Anders als die Siedler, die nun Farmen abstecken, Straßen und Häuser bauen, wollten die meisten Trapper das Land, das sie durchstreiften, nie besitzen oder formen. Wenn sie weiter-

zogen, hinterließen sie selten mehr als ein ausgetretenes Lagerfeuer.

Jedediah Smith kehrt nach Jahren der Strapazen im Oktober 1830 nach St. Louis zurück, wo er sich ein Haus kauft. Dort fasst er die auf seinen Expeditionen gesammelten Informationen in einer Karte zusammen (das Werk, aus dem zeitgenössische Geographen abschreiben, geht allerdings später verloren).

Für eine vollständige Darstellung des Westens fehlen Smith noch die zu Mexiko gehörenden südlichen Rocky Mountains. Auch deshalb hält es ihn nicht in der Stadt. Im Frühjahr 1831 bricht er erneut auf: Diesmal will er eine Wagenkolonne mit Handelsgütern auf dem Santa-Fe-Trail nach Westen führen.

Die Route, die den Missouri mit dem mexikanischen Santa Fe verbindet, ist gut ausgewiesen und gilt als relativ sicher. Doch beim Durchqueren einer Wüste im heutigen Kansas geht den Reisenden das Wasser aus, das Vieh droht zu verdursten.

Smith reitet aus, um abseits des Trails nach einer Quelle zu suchen.

Was danach geschieht, lässt sich später nur rekonstruieren. Offenbar gerät er an einem Wasserloch in einen Hinterhalt: Komantschen schießen ihn in die Schulter und durchbohren ihn anschließend mit ihren Speeren. Einige Wochen später tauchen seine Waffen in Santa Fe auf: Vermutlich haben die Indianer sie an mexikanische Händler verkauft.

Der Leichnam des 32-Jährigen aber, eines der großen Pioniere des Wilden Westens, wird nie gefunden. ■

Martin Paetsch, 43, ist Autor in Hongkong.
Gesa Gottschalk, 33, ist Textredakteurin
im Team von GEOEPOCHE und hat das
Konzept dieser Ausgabe erstellt.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Barton H. Barbour, „Jedediah Smith: No Ordinary Mountain Man“, University of Oklahoma Press: anschaulich geschriebene Biografie. Maurice S. Sullivan, „The Travels of Jedediah Smith: A Documentary Outline“, University of Nebraska Press: kommentierte Auszüge aus Jedediah Smiths Tagebuch.

P F A D D E R



Fünf Stämme im Osten der USA versuchen sich den Weißen anzupassen, ahmen ihre Kultur nach, geben sich Verfassungen, lernen Englisch. Trotzdem können sie dem Landhunger der Eroberer nicht entgehen: Ab 1831 werden die Choctaw, Creek, Seminolen und Chickasaw endgültig nach Westen vertrieben. Kein Volk aber beklagt so viele Opfer wie die Cherokee, deren »Trail of Tears« jeder Vierte nicht überleben wird — Von CAY RADEMACHER

TRÄNEN

Bis zum Jahr 1838 müssen 16 000 Männer, Frauen und Kinder der Cherokee mehr als 1000 Kilometer in das heutige Oklahoma ziehen – verdrängt von den immer weiter vordringenden weißen Siedlern



K

Kah-nung-da-tla-geh, „Der Mann, der auf dem Gipfel geht“, ist 17 Jahre alt, als er seinen ersten Weißen skalpiert. Im Sommer 1788 lauert er mit etwa 200 Cherokee-Kriegern in einem Hinterhalt am Little Tennessee River auf 31 Kundschafter der US Army. Jeder der Indianer hat das Gesicht zinnoberrot eingefärbt, um ein Auge ist ein weißer, um das andere ein schwarzer Ring gezogen, das Haupt ist kahl geschoren bis auf eine Skalplocke, in der rot-weiße Federn zittern. In den Händen Gewehre, Tomahawks, Speere.

Die *tsu-ne-ga*, die Weißen, durchqueren die Furt, blind gegen die Gefahr. Am anderen Ufer sehen sie den verwilderten Apfelparten einer längst verlassenen Siedlung. Gierig stürzen sich die Soldaten auf die reifen Früchte.

Plötzlich eine Salve aus dem Hinterhalt. Kriegsgeheul. Blutend brechen die ersten Kundschafter zusammen, die anderen wenden sich zur panischen Flucht. Gnadenlose Zweikämpfe im Fluss. Ein bärenstarker Soldat nimmt es gleich mit zwei Angreifern auf.

Da stürzt Kah-nung-da-tla-geh hinzu und rammt dem Weißen seinen Speer in den Leib. Der junge Krieger wird damit zum *outacite*, zum „Manntöter“. Mit seinem Messer trennt er seinem Opfer die Kopfhaut vom Schädel. Mindestens zwei Minuten währt dieser barbarische Akt.

Major Ridge ist um 1820 einer der wohlhabendsten Männer im nordwestlichen Georgia: Sklavenhalter, Plantagenbesitzer, Viehzüchter. Sein weißes Holzhaus – zwei Etagen, 16 Meter lang, neun Meter breit, mit Glasfenstern – thront leicht erhöht über einem Fluss.

Gigantische Eichen und Platanen beschatten die Zufahrt, im Garten blühen Apfelbäume. Auf mehr als 100 Hektar Feldern stehen Baumwolle, Tabak, Getreide, Indigo, Kartoffeln. Hier schuften die meisten der 30 Sklaven des Anwesens.

Kah-nung-da-tla-geh, der Manntöter, und Major Ridge, der Plantagenbesitzer, sind ein und dieselbe Person.

Der Cherokee in Kriegsbemalung ist im Verlauf von drei Jahrzehnten zum Gentleman-Farmer geworden: „Ridge“ (Bergrücken) ist die englisier-

te Form seines Indianernamens. Und den Rang eines Majors hat ihm jene US Army verliehen, deren Soldaten er als junger Krieger getötet hat.

Ridge ist nun ein einflussreicher Anführer der Cherokee, die im Südosten der USA siedeln. Er spricht mit Missionaren, Kaufleuten und Politikern, hat die Kapitale Washington besucht.

Sein Stamm ist da schon berühmt: Kein Indianervolk hat sich je so radikal der Tradition ab- und dem Neuen zugewandt. Die Cherokee entwickeln innerhalb weniger Jahre ein Alphabet, gründen eine Zeitung. Sie geben sich eine Verfassung nach US-Vorbild. Sie tauschen Mokassins und Lederüberwürfe gegen Stehkragen und Rüschenkleid, ersetzen Hirsch- und Bärenjagd durch Viehzucht und Handwerk. Und statt mit Tomahawk und Kriegsbemalung verteidigen sie ihr Land fortan mit Hilfe von Lobbyisten, Rechtsanwälten und Pressekampagnen.

Denn diese Selbstentwurzelung geschieht nicht freiwillig, sie ist eine Strategie des Kampfes gegen die Gier der Weißen: Abwehr durch Anpassung, Widerstand durch Assimilation.

Wohl kaum ein Mann treibt diesen Umbruch so voran wie Major Ridge – als Krieger und US-Offizier, Häuptling und Diplomat, als Farmer und Flüchtling. Er wird zum Symbol für den staunenswerten Aufstieg der Cherokee. Und noch im Sterben bleibt er ihre Personifizierung: Denn er wird nicht als Gentleman unter einem ausladenden Baum auf seiner Plantage ins Grab gebettet, sondern 1000 Kilometer von der Heimat entfernt aus dem Hinterhalt von seinem Pferd geschossen.

So wird sein Lebensweg zum Sinnbild eines ganzen Volkes. Obwohl sich kein Stamm den Weißen je so angepasst hat wie die Cherokee, werden sie dennoch ebenso gnadenlos bedrängt wie alle anderen Völker Nordamerikas, rauben die Eindringlinge auch ihnen das Land ihrer Ahnen.

Geboren wird Kah-nung-da-tla-geh vermutlich 1771 in dem Dorf Hiwassee im heutigen Tennessee. Sein Vater ist ein Jäger, seine Mutter die Tochter einer Indianerin und eines Schotten.

Zu jener Zeit leben die Cherokee bereits seit Jahrhunderten in den Tälern und Wäldern der südlichen Appalachen, auf dem Gebiet der späteren Staaten Tennessee, Alabama, North und South Carolina sowie Georgia (siehe Karte Seite 53).

Sie gehören nicht zu jenen amerikanischen Ureinwohnern, die wie die meisten Prärieindianer als Nomaden mit ihren Zelten umherziehen, sondern leben wohl schon seit dem 14. Jahrhundert in kleinen Ansiedlungen; 64 sollen es um 1750 sein, mit Häusern aus Lehmflechtwerk, gedeckt mit Stroh oder Reet, umgeben von Feldern, auf denen Mais, Bohnen, Kürbisse gedeihen.



Tahchee

Cherokee-Häuptling, der schon früh mit seinen Gefolgsleuten nach Westen gezogen ist



Yaha Hajo

Anführer der Seminolen im Kampf gegen die Vertreibung aus Florida



Die Frauen arbeiten dort, wie sie auch wilde Zwiebeln, Nüsse, Beeren sammeln und mehr als 800 verschiedene Heilpflanzen. Die Männer erlegen mit Pfeil und Bogen Hirsche und Bären, jagen Kaninchen und Eichhörnchen mit Blasrohren. Sie fangen Fische in den Bächen, die sie zum Teil über Jahrhunderte mit Dämmen aufstauen.

Das gesamte Land ist beseelt, jeder Fluss, jede Höhle verbunden mit einem Mythos, der die Cherokee an ihre Verantwortung für die Schöpfung gemahnen soll. Selbst die Himmelsrichtungen sind Symbole: Der Norden steht für Niederglagen und Katastrophen, der Süden für Frieden, der Osten für Erfolg und Sieg, der Westen ist schwarz und steht für den Tod.

Der Stamm der Cherokee ist in sieben Clans aufgeteilt, jeder mit einem mythischen Vorfahren. Kah-nung-da-tla-geh gehört dem Hirsch-Clan seiner Mutter an. Die Cherokee fühlen sich als ein Volk, verbunden durch Sprache, Glaube und Land. Aber einen Oberhäuptling oder eine andere Form von höchster gemeinsamer Autorität ken-

Frauen in einem Dorf der Choctaw:

Viele der Stämme im Osten sind sesshaft, bestellen Felder. Trotzdem beschließt die US-Regierung, sie zu »zivilisieren« und sie etwa das Pflügen zu lehren

nen sie nicht. Warum auch? Selbst ohne einen starken Anführer sind sie über Generationen zu einem mächtigen Indianervolk herangewachsen. Mehr als 30 000 Seelen sollen die Cherokee im frühen 16. Jahrhundert insgesamt gezählt haben.

Dann jedoch trifft sie eine Katastrophe unvergleichlichen Ausmaßes.

Um 1540 durchstreifen Konquistadoren die südlichen Appalachen. Die spanischen Eroberer sind die ersten Weißen, die in dieses Gebiet vordringen. Die Neuankömmlinge verschwinden zwar schon bald wieder – aber ihre Krankheiten bleiben.

Masern, Pocken und andere Plagen werden die Cherokee binnen zweier Jahrhunderte um vier Fünftel dezimieren: ein Massensterben, wie es kein Indianerkrieg, wie es in Europa nicht einmal die Pest verursacht hat.

Wohl ab 1650 folgen Engländer den Spaniern. Zuerst durchqueren Abenteurer und Pelzhändler die Appalachen, dann Farmer. Sie sehen



in Talsenken ihre zukünftigen Felder, in den Wäl dern ihr Bauholz, in Gebirgspässen ihre Straßen, an Uferstreifen ihre Häfen.

Die Cherokee tauschen bei den Pionieren Hirschfelle gegen Feuerwaffen, eiserne Beile und Messer ein. Die Weißen fürchten den Stamm anfangs. Doch mit jedem eingekauften Fell schwindet ihr Respekt: Die Indianer gelten ihnen als unzivilisiert, schon weil sie „nur“ Jäger sind – und zudem keine Christen. Dass sie tatsächlich seit Jahrhunderten auch Felder bestellen, wissen die Eindringlinge nicht oder sie schätzen es gering, da Landwirtschaft bei den Cherokee Frauensache ist und die Ureinwohner den Boden nur mit einfachen Hacken aus Holz und Feuerstein bestellen.

Was sie jedoch nach und nach erfahren, ist dies: Das ganze riesige Stammesland verteidigen um 1750 kaum mehr als 2000 Krieger. (Insgesamt leben wohl weniger als 7000 Menschen in den Appalachen). Also schließen die Weißen daraus, dass viele Wälder und Täler unbewohnt sind – mithin offen für neue Siedler. Heidnische Jäger und Sammler, so argumentieren viele Europäer, hätten ohnehin kein Recht auf Landbesitz.

1776 wird der damals wohl fünfjährige Kah-nung-da-tla-geh von seinem Vater eines Tages plötzlich in ein Kanu gedrängt: Die Familie flieht über den Fluss tiefer hinein ins Cherokee-Land, während eine Armee von Weißen am Hiwassee

Der Creek-Häuptling Tomochichi (7. v. r.)
versucht 1734 in London vergebens, ein Handelsabkommen zu schließen. Verträge, die zustande kommen, werden die Weißen fast immer brechen



Pushmataha
Häuptling der Choctaw
und General der
US-Armee

River mehr als ein Dutzend Orte niederbrennt, als Vergeltung für einen Indianerangriff auf europäische Siedler. Wieder einmal.

Denn im 18. Jahrhundert geraten die Cherokee in die Fronten eines stets von Neuem aufflammenden Krieges. Mal kämpfen sie gegen anrückende Weiße, mal mit manchen Weißen (den Engländern) gegen andere Weiße – erst gegen die Franzosen im Siebenjährigen Krieg, später gegen die Amerikaner in deren Ringen um Unabhängigkeit von der Krone.

Am Ende aber verlieren stets sie: Zwischen 1721 und 1777 schließen Cherokee-Führer neun Verträge mit der britischen Krone ab und geben dabei nach und nach gut die Hälfte ihres Stammelandes preis. Doch diese Dokumente werden auch zu Lektionen: Denn so wie die Weißen sich ein immer genaueres Bild von der Lage der Cherokee machen, so verstehen die Indianer die Ziele und Mittel der Fremdlinge immer besser.

Mit dem Sieg im Unabhängigkeitskrieg 1783 beerben die neu gegründeten USA die britische Kolonialmacht. Die amerikanischen Politiker verfolgen in der Indianerfrage nun eine extrem widersprüchliche Politik. Einerseits reklamieren sie für sich das „Right of Conquest“: Man habe die Region östlich des Mississippi nicht nur den Briten abgenommen, sondern auch den Indianern; das Land sei Beute, die dem Sieger gehöre.

Andererseits übernimmt das US-Parlament den Brauch der Briten, das Heimatrecht der Indianer grundsätzlich anzuerkennen, und schließt mit ihnen bald zahlreiche Verträge über Landeverbund für neue Siedler ab – um so einen großen Indianerkrieg zu verhindern: Nachdem es im Nordwesten der USA immer wieder zu blutigen Kämpfen zwischen Ureinwohnern und vorgedrungenen Weißen gekommen ist, fürchten die Politiker, dass auch in anderen Landesteilen Indianer die Waffen gegen Siedler erheben könnten.

Deshalb garantiert die US-Regierung den Cherokee 1785 die Unverletzlichkeit ihrer Stammsgrenzen: Fortan darf kein Weißer auf ihrem Land siedeln. Zudem stellt das Abkommen die Indianer unter direkten Schutz der Zentralregierung, sodass kein Bundesstaat über ihr Land verfügen kann. Im Gegenzug sichern die Cherokee Frieden und Freundschaft zu.

Doch schon bald beschneidet die Regierung das Selbstbestimmungsrecht der Cherokee: Ohne ihre Zustimmung dürfen sie nun kein Land mehr verkaufen. Zugleich werden die Ureinwohner immer stärker von Siedlern bedrängt, die sich auf ihr Gebiet vorwagen.

Als 1788 ein Weißer einen einflussreichen Häuptling ermordet und Siedler neue Streifen Land besetzen, ziehen der 17-jährige Kah-nung-da-tla-geh und 200 andere Cherokee-Männer in den Krieg und lauern am Little Tennessee River auf die 31 Kundschafter der US Army.

Nach dem Überfall an der Furt greifen die Indianer etliche Forts und Farmen an, es kommt zu Kämpfen an ihren Grenzen – und schließlich, im Herbst 1793, zu einer Entscheidungsschlacht: In Georgia treffen rund 1000 Cherokee und verbündete Creek auf etwa 600 US-Soldaten.

Die aber sind mit besseren Gewehren bewaffnet und feuern und feuern. Am Ende sind die Cherokee so demoralisiert, dass sie in Panik fliehen und sogar ihre Toten unbestattet auf dem Schlachtfeld liegen lassen. Die Weißen setzen nach, brennen Dörfer nieder, rücken weit ins Land vor. Im Jahr darauf stimmen die Indianer einem Friedensangebot der Sieger zu, zumal die Bundesregierung ihnen eine Entschädigung für geraubtes Land zugesagt hat.

Kah-nung-da-tla-geh zählt wohl zu den ersten Kriegern, die erkennen, dass sie die Eindringlinge nicht werden besiegen können. Nie mehr.

Vielleicht drängt ihn nicht nur die katastrophale Niederlage zum radikalen Bruch, sondern auch der Einfluss seiner Frau. Um 1792 heiratet er eine Cherokee, die sich Susanna Wickett nennt.

Mit WORTEN statt Waffen wollen sie sich verteidigen

Sie bestellt zwar, wie es Tradition ist für Frauen, die Felder – doch sie baut darauf Baumwolle an, das helle Gold der weißen Siedler. Und sie lernt Spinnen und Weben. Bald verdient Susanna mit selbst gewebten Baumwollstoffen ebenso viel wie ihr Gatte mit der Hirschjagd.

Kurz zuvor hat Präsident George Washington Spinnräder und Webstühle an die Frauen in den Cherokee-Siedlungen verteilen lassen, um die „Zivilisation unter freundlichen Indianerstämmen zu befördern“, so ein Gesetz.

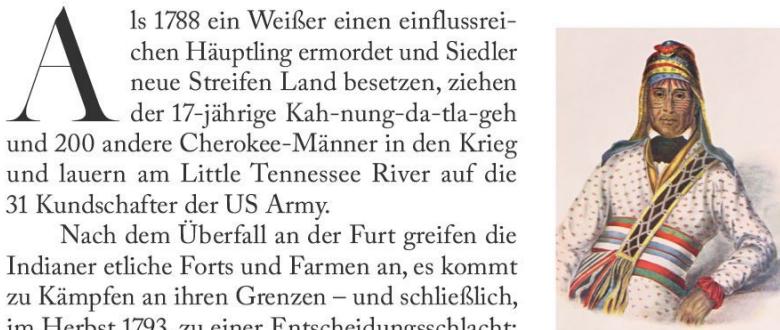
Die Frauen nehmen die Regierungshilfe gerne an, weil ihre Ehemänner und Söhne immer weniger zum Lebensunterhalt der Familien beitragen können: die Hirsche, gnadenlos gejagt und dezimiert, verschwinden nach und nach aus den südlichen Appalachen. Für die Männer lässt die Regierung Hunderte Pflüge, Hacken, Äxte auf das Gebiet der Cherokee bringen. Sie entsendet Fachleute, die den Jägern raten, Wald zu roden und weitab ihrer Dörfer Farmen zu errichten und große Felder anzulegen. Denn dort könnten sie weitaus mehr Getreide und Baumwolle anbauen als auf den begrenzten Arealen in der Umgebung ihrer Siedlungen, die die Frauen eines jeden Dorfes bestellen.

Irgendwann in dieser Zeit wird aus dem Jäger Kah-nung-da-tla-geh ein Plantagenbesitzer namens The Ridge. Er errichtet ein Holzhaus ganz nach Vorbild der Weißen. Später wird er auch eine Fähre über einen nahe gelegenen Fluss betreiben, die jedermann gegen Gebühr benutzen kann. Sie allein wird ihm kolossale 1200 Dollar im Jahr einbringen.

Und von 1812 an kämpft er mehr als zwei Jahre mit der US Army in einem Krieg, den die USA noch einmal gegen Großbritannien und die Creek führen, und wird zum Offizier befördert: Die Wandlung hin zu Major Ridge ist vollendet.

Immer mehr Cherokee geben ihre ursprüngliche Lebensweise auf und werden zu Pflanzern, zu Sklavenhaltern, passen sich den Weißen an. Schon lange verkaufen sie auf den Menschenmärkten South Carolinas Angehörige anderer Stämme, die sie bei Fehden gefangen genommen haben, tauschen Tierhäute gegen europäische Waren. Zudem heiraten Indianerinnen häufig weiße Händler oder Farmer. Und mitunter lernen deren Kinder neben ihrer Muttersprache auch Englisch. Es sind vor allem diese Kinder, die als Erwachsene zu wohlhabenden Pflanzern aufsteigen.

Major Ridge ist einer der Ersten, die ein Haus im Stil der Weißen bauen. Die sich auf deren Märkten zahlreiche schwarze Sklaven kaufen. Die Dollar horten. Kurz: die zu erfolgreichen Vorbildern werden, denen wiederum weitere



Yoholo Micco
1826 Abgesandter
der Creek
in Washington

Cherokee nacheifern. Um 1825 stehen Hunderte Farmen aller Größen auf dem Cherokee-Land sowie mehr als zehn Sägewerke, 60 Schmieden und 35 Getreidemühlen; 18 Fähren verkehren auf den Flüssen, über neu angelegte Straßen fahren mit Getreide oder Obst beladene Fuhrwerke.

Missionare verschiedener protestantischer Kirchen leben seit Ende der 1790er Jahre in ihrer Mitte. Sie predigen das Wort Gottes – wenn auch mit begrenztem Erfolg: Vielleicht jeder zehnte Indianer lässt sich taufen, so wie Susanna Ridge, die wohl als Erste ihrer Familie Christin wird.

Die Gottesmänner errichten auch mehr als ein Dutzend Schulen. Und das macht sie für Ridge zu willkommenen Gästen. Der einstige Krieger, der gebrochen Englisch spricht und niemals Lesen und Schreiben lernt, schickt seine Kinder auf Missionsschulen – vor allem John, der intelligent ist und ehrgeizig, später Arithmetik studiert und Landvermessung, der Cicero und Vergil liest und perfektes Englisch lernt.

Gleichzeitig geben die Cherokee ihre eigene Sprache und Geschichte nach dem Vorbild der Weißen weiter. In Tennessee lebt ein Mann namens Sequoyah, Sohn eines weißen Vaters, der bei seiner Cherokee-Mutter aufgewachsen ist und kein Wort Englisch spricht – der es sich aber in den Kopf gesetzt hat, „ein Buch zu machen“. Die anderen lachen ihn aus, selbst seiner Frau ist das Vorhaben so peinlich, dass sie seine Schreibübungen und Manuskripte, seine seltsamen Zeichen, die er mit Beerensaft auf Rinde tuscht, verbrennt, wenn er nicht da ist.

Und doch: Aus 86 lateinischen und griechischen Zeichen, die er sich aus Büchern der Weißen abgeschaut hat, entwickelt Sequoyah im Verlauf eines Jahrzehnts eine Silbenschrift, die perfekt an seine Muttersprache angepasst ist – so gut, dass die Zeichen im Verlauf weniger Jahre von vielen Cherokee erlernt werden. Selbst Orts- und Hinweisschilder schreiben sie bald auf Bäume. Die Cherokee sind die einzigen Indianer Nordamerikas, die für ihre eigene Sprache ein Alphabet erschaffen. Und warum nicht auch eine Zeitung?

Längst haben ihre Führer die Macht der öffentlichen Meinung erkannt: Sie beauftragen einen Neffen Major Ridges, in den großen Städten des Osten Spenden zu sammeln. Mit dem Geld wohlhabender Mäzene kaufen sie schließlich eine Druckerresse mit lateinischen Bleilettern sowie Sequoyahs Zeichen, die eigens gegossen werden müssen.

Und so erscheint schon bald der zweisprachige „Cherokee Phoenix“, die erste Zeitung der nordamerikanischen Ureinwohner. Die Philanthropen unter den Weißen müssen sich bestätigt



Ein Osage greift
eine wehrlose Frau an,
ein Held mit einer
Friedensmedaille des
US-Präsidenten (M.)
beschützt sie. Mit
solchen Schauerbil-
dern und -geschichten
über vermeintliche
Gräueltaten der Urein-
wohner rechtfertigen
die Weißen die
stete Vertreibung
der Indianer

sehen: Durch die Kraft der Vernunft, so scheint es, erheben sich die Indianer aus dem Dunkel der „Wildheit“ ins Licht der „Zivilisation“.

Auch politisch: Schon 1794 haben die Cherokee einen Nationalrat gegründet, eine Art Parlament, das erstmals ein gemeinsames Oberhaupt bestimmte. Bereits zwei Jahre später wurde The Ridge, damals 25, von seinen Nachbarn als Delegierter in diese Stammesvertretung geschickt.

Als der Nationalrat 1809 ein gutes Dutzend Männer in ein Nationalkomitee wählt – eine Regierung unter einem Oberhäuptling –, entsendet er auch The Ridge in das Komitee. 1817 geben sich die Cherokee sogar eine Verfassung: Darin wird die Stammesregierung verpflichtet, „Gerechtigkeit zu verwirklichen, die Wohlfahrt (der Nation; *Red.*) zu fördern und die Segnungen der Freiheit auch für die Nachkommen zu sichern“.

Wenn es je Indianer nach dem Herzen der amerikanischen Gründerväter gegeben hat, dann diese: eine Gemeinschaft friedlicher Bürger, die als Farmer oder Handwerker selbstgenügsam ihre



Dollar verdienen, die ihre Kinder zu Missionaren auf die Schule schicken und junge Männer in die Armee, die ihre Zeitung lesen, ihr Land bestellen, sich eine moderne Verfassung gegeben haben und ihre Nachbarn in Frieden lassen.

Bald schon werden die Cherokee sowie die Creek, Choctaw, Chickasaw und die Seminolen – die sich ebenfalls der Lebensweise der Weißen angepasst haben – von Zeitungen die „fünf zivilisierten Stämme“ genannt. Diese Indianer haben in ihrem Leben alles, alles geändert.

Nur eines nicht. Ihre Hautfarbe.

Vielleicht hätte das historische Experiment der Cherokee tatsächlich Erfolg gehabt, wenn sich der US-Präsident an Recht und Gesetz gehalten hätte. Und wenn das Herzland des Stammes – zwei Millionen Hektar, auf denen die Hälfte der Cherokee lebt – nicht in Georgia gelegen hätte. In diesem Bundesstaat kümmern sich weder der Gouverneur noch das Parlament, schon gar nicht



Osage-Krieger
Der Stamm lebt in dem
Gebiet, in das die
Cherokee vertrieben
werden

landhungrige Siedler und Goldsucher um die Rechte von Menschen, die nicht weiß sind.

Je besser sich die Cherokee organisieren, desto brutaler und zynischer reagieren Gouverneur und Parlament. 1827 erklären Georgias Politiker, die Gründung eines Indianerstaates verletze die Souveränität des Bundesstaates und sei daher nicht konform zur US-Konstitution. Denn mit ihrer Verfassung, dem Parlament, der Zentralregierung und dem 1822 entstandenen Obersten Gerichtshof haben die Cherokee de facto eine Republik etabliert, die sich auf Teile von vier bereits bestehenden Bundesstaaten erstreckt: Alabama, Tennessee, South Carolina und Georgia.

Doch nach der US-Verfassung darf auf dem Gebiet eines Bundesstaates kein weiterer gegründet werden. Andererseits ist die Indianerrepublik kein US-Bundesstaat, sondern eine Gemeinschaft, die – vertraglich abgesichert – unter dem besonderen Schutz der Bundesregierung steht. Dennoch drohen die Politiker aus Georgia kaum verhohlen, die Cherokee zu vertreiben. Deren Gesetze werden für „ungültig“ erklärt, allein das Recht von Georgia gelte im Indianerland – und da nach dessen Gesetzen ein Ureinwohner vor Gericht nicht gegen einen Weißen aussagen darf, werden die Cherokee damit fast rechtlos.

Ein weiteres Gesetz zwingt Missionare, einen Eid auf Georgia abzulegen – und also fortan den Mund zu halten – oder das Land zu verlassen. So drängt man unliebsame Zeugen hinaus. Mit der Georgia Guard finanziert der Staat zudem eine bewaffnete, gewalttätige Polizeieinheit, die im Indianerland die Gesetze durchsetzen soll, mit Terror und Schikanen.

Major Ridge und sein Sohn John (inzwischen selbst ein junger, eloquenter Anführer) zählen zu den zähdesten Verteidigern ihrer Nation: Immer wieder reisen sie und andere Politiker der Cherokee nach Washington, diskutieren mit dem US-Präsidenten und Kongressabgeordneten. Sie engagieren weiße Anwälte, die sie vor Georgias Gerichten vertreten – eine elegante Strategie, die Angriffe der Rassisten im Südstaat abzuwehren.

Die Cherokee-Führer ziehen auf Vortragsreisen, wo sie einem durchaus sympathisierenden Publikum ihre verzweifelte Lage schildern. Sie publizieren Artikel um Artikel. Sie rufen schließlich sogar den Obersten Gerichtshof der USA an, um gegen den Staat Georgia zu klagen.

Es nützt alles nichts: 1831 stellen die Richter fest, dass die Indianernation nicht klagebefugt ist. Denn sie sei kein ausländischer Staat – der nach der Verfassung das Gericht anrufen dürfte –, sondern eine *domestic dependent nation*: eine eigenständige,

aber von Washington abhängige Gemeinschaft (deren Angehörige freilich keine US-Bürger sind).

Im selben Jahr verkündet der Gouverneur Georgias, man werde Landvermesser zu den Cherokee schicken. Die sollen dort jeweils knapp 65 Hektar große Parzellen Farmland und 16 Hektar große Goldfelder abstecken, die anschließend an siedlungswillige Weiße verlost werden: so, als sei das Land menschenleer.

Die Cherokee? Die sollen verschwinden, freiwillig oder durch Gewalt.

Das ist staatlich sanktionierter Landraub – unterstützt vom Präsidenten. Denn 1828 haben die US-Bürger einen Mann ins Weiße Haus gewählt, der schon als Wahlkämpfer kein Hehl aus seinen Absichten gemacht hat: Andrew Jackson. Vor allem im Süden und Westen der USA ist Jackson beliebt, weil er die Umsiedlung aller Indianer aus den Regionen östlich des Mississippi angekündigt hat. Deren Land will er an Siedler verteilen: Millionen von Hektar, auf denen vor allem Baumwollplantagen angelegt werden sollen.

Eine der ersten großen Initiativen des neuen Präsidenten ist 1830 der „Indian Removal Act“, der einen Bruch mit der bisherigen Regierungspolitik bedeutet: nicht Vereinbarungen über den Kauf einzelner Regionen sind das Ziel seiner Regierung, sondern vollständige Vertreibungen.

„Removal“, das bedeutet: Die Indianer im Südosten, vor allem die fünf „zivilisierten Stämme“, sollen ihr Land gegen Areale tauschen, die weit jenseits des Mississippi liegen, damit weiße Siedler alles östlich davon umpfügen können.

Die US-Bundesregierung wird die Umsiedlung organisieren, sie wird Entschädigungen zahlen, und sie wird in Verträgen garantieren, dass das neue Land im Westen den Indianern gehört – und diesmal wirklich und ehrlich und für immer, so heißt es in Washington.

Für eine gewaltsame Vertreibung würde der Präsident im Parlament keine Mehrheit finden. Schon sein Gesetzentwurf, der Vertragsverhandlungen über einen Landaustausch vorsieht, ist im Kongress heftig umstritten: Für viele Abgeordnete ist der „Removal Act“ nichts als juristisch verschleierter Landraub.

Andere Politiker hingegen preisen ihn als gutes Recht, als humane und faire Lösung zum Schutz der Indianer vor den immer zahlreicher werdenden Übergriffen von Siedlern. Am Ende siegen sie: Am 26. Mai 1830 passiert das Gesetz mit knapper Mehrheit das Repräsentantenhaus.

Verlass euer Land, so hören es nun die Indianer: Geht nach Westen, jenseits des Mississippi. Dort garantiert die Regierung euch neues Land. Gebt das Land eurer Ahnen auf.



Indianer
in Louisiana. Im
Glauben der
Ureinwohner ist
die Landschaft
besetzt, ranken sich
Mythen um die
Orte ihrer Heimat.
Für die Cherokee
hat auch jede
Himmelsrichtung
eine Bedeutung:
Im Westen liegt
der Tod

Die ersten Ureinwohner im Osten, die dem Drängen Washingtons nachgeben, sind die Choctaw, die unter anderem in Alabama siedeln. Schon im September 1830 treten sie ihr angestammtes Gebiet an die USA ab, gegen eine unwegsame Wildnis westlich des Mississippi.

Die 17000 Cherokee in Georgia aber harren aus. Sie wollen nicht gehen, schon gar nicht gen Westen – in die schwarze Himmelsrichtung, dem Tod entgegen. Und sie müssen auch nicht: Niemand kann sie mit legalen Mitteln zur Unterschrift unter diesen Vertrag zwingen.

Das jedenfalls glauben sie.

In März 1832 erhalten sie in ihrem Kampf gegen Georgia zunächst Unterstützung von unerwarteter Seite: Der Supreme Court entscheidet, dass das Recht des Bundesstaates auf dem Gebiet der Cherokee nicht gilt.

John Ridge, der sich gerade in Washington aufhält, vereinbart sofort einen Termin mit dem Präsidenten. Nun soll Andrew Jackson das Urteil durchsetzen – wenn es nicht anders geht, auch mit der US Army. Doch der Präsident erklärt ihm, dass er den Indianern keinesfalls helfen werde.

Der Druck, den der Gouverneur und die Behörden Georgias auf die Cherokee ausüben, ist Jacksons schärfste Waffe im Kampf um das Land: Der Bundesstaat sowie zahllose landhungrige Siedler werden den Indianern das Leben derart zur Hölle machen – so hofft der Präsident –, dass sie bald jeden Vertrag, den er ihnen vorlegt, unterschreiben werden. Er muss nur abwarten.

Zum Abschied empfiehlt er John Ridge, das Land der Väter aufzugeben und in den Westen zu ziehen – „das ist eure einzige Hoffnung“. Ridge steht, wie Jackson später in einem Brief schreibt, „die Verzweiflung ins Gesicht geschrieben“. Aber was kann der junge Indianerführer seinen Stam-

Ihren
ZORN
richten die
Cherokee
gegen ihren
Unter-
händler

mesgenossen raten? Inzwischen haben auch die Creek dem Landtausch zugestimmt, stehen die Verhandlungen der Regierung mit den Seminolen kurz vor dem Abschluss.

Bald nach Johns Heimkehr gibt Major Ridge – inzwischen über 60 Jahre alt, doch noch immer imposant und ein begabter Redner – den Kampf verloren. Vermutlich sieht er seinen Entschluss bestätigt, als im Herbst auch die Chickasaw den Anspruch auf ihr Land aufgeben. Nun sind die Cherokee der einzige der fünf „zivilisierten Stämme“, der nicht weichen will.

Irgendwann in diesen Monaten beginnt er gemeinsam mit John und anderen Vertrauten in seinem Volk, für die Emigration nach Westen zu werben: Lasst uns wenigstens so viele Zugeständnisse wie möglich in einem Vertrag herausholen!

Doch nur wenige folgen seinem Rat. Er wird als „Verräter“ geschnäht, sein Sohn als „Küchen-Häuptling“ verspottet. So groß ist der Hass, dass Major Ridge auf einer Reise nach Washington Umwege durch die Appalachen machen muss, weil er einen Hinterhalt der Stammesbrüder fürchtet – ein Hass, der eigentlich den Weißen gilt und der umso tiefer ist, weil man sich so hilflos fühlt.

In diesen Jahren spalten sich die Cherokee in zwei Fraktionen: in die „Vertrags-Partei“ um Major Ridge und in die des Oberhäuptlings John Ross. Der Sohn einer schottisch-indianischen Mutter und eines Schotten führt die Nation seit 1828. Er ist zwar zu Gesprächen mit Jackson bereit, etwa über den Verzicht auf einen Teil des in Georgia gelegenen Cherokee-Gebietes (gegen eine Entschädigung). Die Vertreibung in den Westen aber will er verhindern – mit passivem Widerstand.

Doch Jackson ignoriert den Oberhäuptling. Er umwirbt stattdessen Major Ridge und dessen Gefolgsleute. Mit Erfolg: Bald beraten Delegierte der Vertrags-Partei mit dem erfahrenen Regierungsbeauftragten John F. Schermerhorn über die Preisgabe ihrer Heimat.

Am 19. Juli 1835 treffen sich die Cherokee zu einer allgemeinen Versammlung; fast 2500 Männer debattieren über den Kontrakt, den Ridges Gefolgsleute mit Schermerhorn ausgehandelt haben: Im Austausch für das Land in den Appalachen stellt die Regierung unter anderem umfangreiche Gebiete im Westen zur Verfügung und zahlt den Cherokee 4,5 Millionen Dollar Entschädigung.

Die Diskussion ist intensiv, doch am Ende stimmen nur 114 Männer für Ridge. Alle anderen wollen nicht weichen – jedenfalls nicht zu den Schermerhorn abgerungenen Konzessionen. Eine herbe Niederlage für den alten Major.

Im Oktober beschließen die Cherokee, eine aus Vertragsgegnern bestehende Delegation nach Washington zu schicken, obwohl Schermerhorn warnt, der Präsident werde die Gesandten nicht empfangen. Statt in die Kapitale der USA zu reisen, so rät er, sollten die Männer lieber mit ihm in der Cherokee-Hauptstadt New Echota über die Zukunft der Nation beraten.

John Ross lehnt ab und besteht auf seiner Reise nach Washington. Trotzdem lädt Schermerhorn die Cherokee nun auf Flugblättern „zu einer Zusammenkunft nach altem Brauch“ in ihre Hauptstadt ein, um die Verhandlungen über einen Vertrag zwischen den USA und den Cherokee fortzusetzen.

Die meisten Vertragsgegner um Ross bleiben dem Treffen im Dezember fern; nur 86 stimmberechtigte Männer erscheinen in New Echota. Doch es kümmert weder Schermerhorn noch Major Ridge, dass diese Rumpfversammlung nicht beschlussfähig ist und dass John Ross mit seinen Gefolgsleuten zu diesem Zeitpunkt in Washington weilt: „Eine kluge Minorität“, rechtfertigt sich einer der Männer um Major Ridge, „hat die moralische Pflicht, eine blinde und unwissende Mehrheit vor unvermeidlichem Ruin und Zerstörung zu retten.“

Nach einigen Tagen Verhandlung zwischen Schermerhorn und 20 Indianern ist tatsächlich ein neuer Vertrag aufgesetzt, der die Umsiedlung binnen zwei Jahren vorsieht. Für ihr Land im Osten sollen die Cherokee ein Gebiet im heutigen Bundesstaat Oklahoma erhalten, zudem das „Cherokee Outlet“, ein umfangreiches Jagd- und Durchzugsgebiet zu wildreichen Regionen weiter westlich.

Darüber hinaus will Washington fünf Millionen Dollar zahlen sowie weitere Entschädigungen, dazu Schulen und Waisenhäuser in der neuen Heimat finanzieren und Vorräte für das erste Jahr. Und schließlich wird den Cherokee in Aussicht gestellt, deneinst einen Delegierten ins US-Repräsentantenhaus entsenden zu dürfen – da „sie bereits große Fortschritte bei ihrer Zivilisierung“ gemacht hätten.

Man kann nicht sagen, dass Major Ridge und seine Gefolgsleute schlechte Bedingungen ausgehandelt hätten. Nur wollen eben, trotz allem, nur wenige Cherokee das Land ihrer Ahnen verlassen. Kaum einer ahnt überhaupt, dass in diesen Tagen über ihr Schicksal entschieden wurde.

Und so stehen am 28. Dezember 1835 in New Echota 20 Indianer vor Schermerhorn, die von ihrem Volk keineswegs ermächtigt worden sind, das Land herzugeben – genau dieses aber tun: Sie unterzeichnen einen Vertrag, der die



Menawa
Ein Creek; tötet einen Häuptling, der Stammeland abgetreten hat



Micanopy
Der Häuptling der Seminolen kämpft 1835 gegen die US-Truppen

Geschichte der Cherokee in den Appalachen weitgehend beendet. Allein Indianer, die ihre Stammeszugehörigkeit vollkommen aufgeben und die Staatsbürgerschaft der Vereinigten Staaten annehmen, dürfen bleiben.

Als Major Ridge sein Kreuz macht neben seinem Namen, murmelt er: „Ich habe mein Todesurteil unterschrieben.“

Nicht nur seines.

Am Tag darauf legen die Männer den Vertrag den 86 Vertretern der Rumpfversammlung vor: 79 Cherokee stimmen dem Abkommen zu, sieben lehnen es ab. Nun hat Präsident Jackson den ersehnten – von Stammesvertretern unterschriebenen und von einer Cherokee-Versammlung gebilligten – Vertrag, der es ihm ermöglicht, den letzten der „zivilisierten Stämme“ zu vertreiben.

Ihm ist sehr wohl bewusst, dass in New Echota nur eine nicht autorisierte Minderheit der Cherokee über die Zukunft der Nation entschieden hat, aber er tut so, als wüsste er es nicht.

Der Vertrag von New Echota wird vom US-Senat ratifiziert und von Andrew Jackson verkündet. Das zieht sich bis zum 23. Mai 1836 hin – ab dann tickt die Uhr. Die Gnadenfrist der Cherokee läuft am 23. Mai 1838 ab.

Major Ridge weiß das nur zu gut: Im Frühjahr 1837 gibt er seine Farm auf. Für die Plantage und die Fähre zahlt ihm die Bundesregierung 24127 Dollar Entschädigung. Mit einem Teil seiner Familie und seiner Sklaven besteigt er ein Boot, das den Tennessee River hinuntertreibt, nimmt dann das komfortable Dampfschiff „Knoxville“. 450 Cherokee fahren mit ihm.

Später steigen die Indianer in die erste Eisenbahn westlich der Appalachen um, dann reisen sie auf Booten über den Ohio, den Mississippi, den Arkansas River. Ende März erreichen sie ihr Ziel: Land am Honey Creek, einem kleinen Fluss inmitten von Wildnis, nahe der Grenze zu den Staaten Missouri und Arkansas. Die mehrwöchige Emigration war anstrengend, doch unterwegs ist kaum jemand zu Schaden gekommen.

Weitere Gruppen folgen in den nächsten Monaten, eine gerät im Winter 1837 in Hagel und Schnee: 15 Erschöpfte sterben unterwegs, darunter elf Kinder. Anfang 1838 sind auf diese Weise etwa 2000 Cherokee nach Westen ausgewandert.

Die anderen 15 000 aber sind geblieben, denn sie lehnen den Vertrag von New Echota nach wie vor entschieden ab.

März 1838: Es ist ein schöner Frühling in Georgia. Die Cherokee bestellen ihre Felder, als rechneten sie fest damit, im Sommer auch die



Major Ridge

Der Cherokee wirbt bei seinem Volk für den Umzug nach Westen

Ernte einzufahren. Kaum jemand bereitet sich auf den 23. Mai 1838 vor – jenen Tag, an dem die Frist der Cherokee nach den Vertragsbedingungen von New Echota abläuft.

Kaum einer packt seine Sachen für den Tag der Vertreibung. Keiner verschanzt sich in seinem Haus, bereit zum Gefecht. Es ist, als hätte ein ganzes Volk kollektiv die Augen vor dem Schicksal verschlossen, weil dieses Schicksal zu schrecklich ist, um es wahrzunehmen.

Es kommt aber doch über sie, als 7000 Soldaten unter dem Kommando von General Winfield Scott in Georgia einrücken. Scott ist ein grimmiger Hüne, der nach seiner Ankunft 60 Cherokee-Führer zu sich zitiert und erklärt: „Der Vollmond im Mai nimmt schon ab, und bevor ein weiterer verstrichen ist, muss jeder Cherokee-Mann, muss jede Frau und jedes Kind sich auf den



Auf einer Versammlung wie dieser debattieren die Cherokee 1835 über eine freiwillige Umsiedlung. Nur 114 der rund 2500 anwesenden Männer stimmen dafür, die anderen hoffen noch immer auf Gerechtigkeit

Weg zu den Brüdern im Westen gemacht haben. Ich bin ein alter Krieger und war auf vielen Schlachten dabei, aber erspart mir den Schrecken, die Zerstörung der Cherokee mit anzusehen.“

Die Männer lauschen schweigend – und unternehmen: nichts. Obwohl sie wissen, dass General Scott und seine Truppen zuvor 14 000 Männer, Frauen und Kinder der Creek aus ihrem Gebiet vertrieben haben, die teils in Ketten gefesselt bis nach Oklahoma ziehen mussten.

Am 26. Mai 1838 schlagen Scotts Soldaten zu. Der General hat 31 Sammellager in der Nähe von Siedlungen aufbauen lassen, von dort sollen die Cherokee später in große Camps an den Ufern des Tennessee River gebracht werden.

In kleinen Trupps ziehen seine Männer nun von Farm zu Farm und reißen die Cherokee buchstäblich aus ihrem Leben.

„Familien am Essenstisch wurden vom plötzlichen Aufblitzen der Bajonette im Türrahmen überrascht und erhoben sich, um mit Schlägen und Flüchen zum Sammellager getrieben zu werden“, berichtet ein Augenzeuge. „Männer wurden auf den Feldern oder Straßen ergriffen, Frauen vom Spinnrad fortgezerrt, Kinder beim Spielen.“

Die Cherokee haben sich nicht vorbereitet, haben auch keinen Widerstand organisiert. Kinder, die im Wald umhertollen, finden bei der Rückkehr das Elternhaus verlassen vor. Ein tauber Mann, der die Befehle nicht versteht, wird kurzerhand niedergeschossen.

Den meisten wird nicht einmal erlaubt, das Nötigste zusammenzupacken: In der Kleidung, in der man sie aufgreift, ohne Decken und Vorräte, ohne Werkzeuge und Wertsachen, werden sie über staubige Wege zum Tennessee River getrieben.

Oft lauern weiße Zivilisten im Rücken der Soldaten. Es sind Beutemacher, die in die Häuser eindringen, während deren Besitzer sich noch zum Abmarsch bereit machen. Die niederbrennen, was sie nicht brauchen können. Die sogar Gräber aufwühlen, weil sie hoffen, den Schmuck der Leichen stehlen zu können.

Gut drei Wochen braucht die Armee, um alle Cherokee zusammenzutreiben. Kaum einer wehrt sich, nur etwa 300 Indianer fliehen in die Berge. Mehr als 14000 jedoch drängen sich, gedemütigt und verwirrt und erschöpft, in den Camps am Tennessee River. Und die werden nun für viele zur Todesfalle.

Denn General Scott hat die Lager nicht für längere Aufenthalte einrichten lassen. Sein Plan war, die Vertriebenen in Gruppen von je 800 bis 1000 Menschen zusammenzufassen und sie vor allem über die Flüsse gen Westen zu schaffen – so wie die ersten Flüchtlinge, die schon im Vorjahr fortgezogen sind.

Doch die Idee verglüht unter außergewöhnlicher Hitze und Dürre. Nach den ersten drei Fahrten stehen die Pegel der Flüsse so niedrig, dass kein Schiff mehr unterwegs ist. Noch im Juni stoppt Scott die Deportationen und gibt einen neuen Befehl: Alle Indianer müssen in den Lagern bleiben, bis im Herbst der Regen wieder einsetzt.

Hitze. Schmutz. Professionelle Spieler und Schnapshändler, die neben den Camps lauern, um den Cherokee ihre letzten Dollar abzunehmen. Betrunkene Wachsoldaten, die junge Frauen fortzerren. Masern. Fieber. Durchfall. Ärzte, deren Sprache viele Cherokee nicht verstehen, deren Medikamenten sie misstrauen.

500 Indianer, so schätzt ein Missionar, überstehen den langen Sommer nicht.

Erst Ende September ist wenigstens diese Qual vorüber – doch schon folgt eine neue. Nun sollen die Cherokee doch nicht mit Schiffen transportiert werden, sondern auf mehreren Routen über Land nach Westen ziehen: mehr als 1000 Kilometer über oft unwegsames Gelände.

Das, was nun folgt, werden die Cherokee später *nunna dual tsuny* nennen, den „Pfad der Tränen“. In 13 Kolonnen treibt die Armee die Indianer nach Westen: jeweils etwa 1000 erschöpfte, oft kranke Menschen, noch immer in Sommerkleidung, obwohl der Herbst heraufzieht.

In einem der Trecks sind „etwa 1100 Indianer, 60 Planwagen, 600 Pferde und vielleicht 40 Paar Ochsen“ unterwegs, berichtet ein Reisender aus dem Norden, der zufällig auf sie stößt: „Wir trafen sie im Wald campierend am Straßenrand für die Nacht, unter schweren Regenfällen mit heftigem Wind. Mit ihren Planen als Schutz

Jeder VIERTE stirbt, ehe er die neue Heimat erreicht

gegen die Unbilden des Wetters und dem kalten, nassen Boden als Unterlage verbrachten sie, nach den Anstrengungen des Tages, so die Nacht. Ein alter Mann, sagte man uns, sei im Todeskampf.“

Die Lebensmittelrationen sind viel zu knapp bemessen, viele Männer gehen in den Wäldern auf die Jagd. Doch auf den letzten Trecks, die im Winter unterwegs sind, finden die Jäger kaum noch Wild. Das Weideland für Pferde und Ochsen ist gefroren.

Weisse Händler bieten Heu an für die Tiere oder Vorräte für die Menschen – zu exorbitanten Preisen. Andere stehlen die mageren Pferde.

Verschlammte Wege. Novemberregen. Indianische Pfadfinder reiten voraus und markieren den Weg, doch die Planwagen schaffen nur zehn, höchstens 25 Kilometer am Tag. Jede Flussüberquerung dauert einen Tag oder länger. Auf die Erschöpften, die zurückfallen, lauern weiße Räuber. Tage werden zu Wochen, Wochen dehnen sich zu Monaten, immer weiter nach Westen.

Am Ende ist jeder Treck drei bis fast fünf Monate unterwegs. Mitten im Winter 1838/39 erreichen die Cherokee schließlich das ihnen zugewiesene Gebiet jenseits des Mississippi.

Niemand hat über die Toten Buch geführt. Ein Missionar schätzt, dass etwa 4000 Cherokee auf dem „Trail of Tears“ gestorben sind. Fast ein Viertel des gesamten Volkes.

Es bleiben nicht die letzten Toten. In ihrem Elend suchen die Cherokee nach Schuldigen – nach Männern, die angreifbarer sind als die Weißen von Georgia, die weit im Osten leben.

Töten wir Major Ridge und die Seinen als Verräter des Volkes! So beschließen es im Juni 1839, nach dem ersten harten Winter im fremden neuen Land, einige Dutzend Männer, die sich heimlich verschwören. Ridge hat doch den Vertrag von New Echota unterschrieben! Ohne ihn hätte es den Pfad der Tränen nie gegeben! (Was denn die Alternative gewesen wäre, daran verschwenden die Männer offenbar keinen Gedanken.)

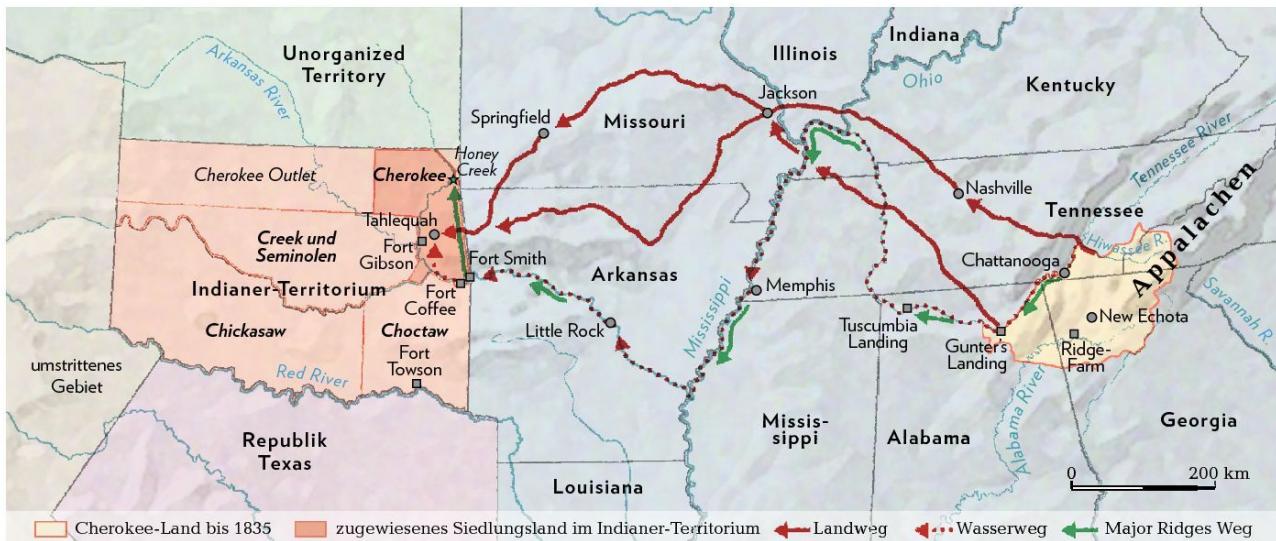
Und so stirbt Major Ridge auf die Art, die einst den Ruhm des jungen Kah-nung-da-tla-geh begründete: in einem Hinterhalt.

Am Samstag, dem 22. Juni 1839, reitet der alte Häuptling auf einem Weg durch die Wildnis, begleitet nur von einem seiner Sklavenjungen. Es ist etwa zehn Uhr vormittags, als aus Büschen eine Gewehrsalve kracht. Mit fünf Kugeln im Leib sinkt Major Ridge vom Pferd, während der Junge entsetzt flieht. Auch John Ridge, den Sohn des Majors, sowie einen weiteren Gefolgsmann töten die Mörder noch am selben Morgen.



Sequoyah
Der Silberschmied
entwickelt ein
Cherokee-Alphabet

ROUTEN DER VERTREIBUNG



Vom Fuße der Appalachen führt der Leidensweg der Cherokee mehr als 1000 Kilometer weit Richtung Westen. Die Karte zeigt die Hauptrouten. Major Ridge und seine Anhänger benutzen vor allem Dampfschiffe (gepunktete Linie), die meisten Stammesgenossen werden dagegen zu Fuß ins spätere Oklahoma getrieben

In den folgenden Jahren werden sich die Cherokee gegenseitig niedermachen, werden Anhänger und Feinde von Major Ridge einander auflauern und töten. Selbst ein Sohn des großen Sequoyah, der im Streit bloß vermitteln will, wird Opfer des Bruderkrieges.

Die Mörder von Ridge werden niemals verurteilt, weder von den Cherokee noch vor einem US-Gericht.

Am Ende aber nützt den Cherokee auch ihre verzweifelte Anpassung an die Forderungen der Weißen nichts: Sie werden, selbstverständlich, auch in ihrer neuen Heimat betrogen. 1907 löst die Regierung das Cherokee-Land auf und erklärt es zum Teil des neuen Bundesstaates Oklahoma (siehe Seite 150). Immerhin vertreibt Washington die Indianer diesmal nicht – wohin auch, es gibt ja längst kein „freies“ Land im Westen mehr.

Stattdessen verfolgt die US-Regierung fortan noch konsequenter ihre Politik der Assimilierung: Die Cherokee sollen wie alle anderen Indianer in der weißen Gesellschaft aufgehen, sollen Religion, Kultur und Sprache aufgeben und damit auch ihr Recht auf Selbstbestimmung. In Internaten schneiden Erzieher den indianischen Schülern die Haare, verbieten ihnen ihre Muttersprache.

Erst mehr als 60 Jahre später rückt Washington endgültig von dieser Politik ab und räumt den Indianernationen in den 1970er Jahren mehr Rechte ein – auch unter dem Druck einer wachsenden Protestbewegung amerikanischer Urein-

wohner, die unter anderem auf einem „Trail of Broken Treaties“ nach Washington ziehen, einem Pfad der gebrochenen Verträge.

Die Cherokee wählen seither wieder einen gemeinsamen Oberhäuptling; 1976 geben sie sich auch eine neue Verfassung. Ihre Kinder lernen die Geschichte und Sprache ihrer Vorfahren – und das von Sequoyah ersonnene Silbenalphabet.

Heute betreibt der Stamm Spielkasinos, er ist zudem an Telekommunikations- und Raumfahrtunternehmen beteiligt. 2012 haben die Cherokee insgesamt mehr als 700 Millionen Dollar erwirtschaftet. Fast 180 Jahre nach dem Pfad der Tränen zählt die Nation heute 240 000 Angehörige. Weitaus mehr als jemals zuvor in ihrer Geschichte. ■

Cay Rademacher, 49, hat sich das erste Mal im Studium mit dem Schicksal der „Native Americans“ befasst, denn er hat in Köln und Washington unter anderem Anglo-Amerikanische Geschichte belegt.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Thurman Wilkins, „Cherokee Tragedy. The Ridge Family and the Decimation of a People“, University of Oklahoma: ältere Darstellung des „Trail of Tears“. Theda Perdue, Michael Green, „The Cherokee Nation and the Trail of Tears“, Viking: knappe, gute Einführung in Geschichte und Kultur der Cherokee Nation.

TOD IN DER SI

Tausende Siedler machen sich ab 1840 auf den Weg an die Pazifikküste. Planwagen ist beschwerlich und dauert Monate. Und manchmal endet sie tragisch, Abkürzung – eine von mehreren falschen Entscheidungen, die Dut



ERRA NEVADA

Sie hoffen auf mildes Klima, fruchtbare Böden. Die Reise im
wie bei George Donner und seiner Familie: Sie nehmen eine vermeintliche
zende Menschen ins Verderben führen — Von OLIVER FISCHER



Einsames Gelände, Unfälle, feindliche Indianer: Um den mehr als 3500 Kilometer weiten Weg quer durch den Kontinent fernab der meisten Siedlungen zu überstehen, schließen sich Reisende nach Westen zu Planwagen-Trecks zusammen (nachgestellte Szene)

D

Das Land der Verheißung liegt auf der anderen Seite der Berge. Ein Ort des ewigen Frühlings, in dem Orangen, Zitronen und Granatäpfel im Überfluss wachsen. In dem der Weizen auf den Feldern mannshoch steht und an heißen Tagen eine Brise vom Pazifik Erfrischung bringt.

Die fruchtbaren Täler Kaliforniens sind ein gesegnetes Stück Erde, gehören zu den „gesündesten Orten der Welt“: So steht es in den Reiseführern und Zei-

tungsartikeln, die Auswanderer aus dem Osten in den Westen locken. Doch 81 Reisende, Männer, Frauen und Kinder, führt die Fahrt in dieses Paradies mitten hinein in eine Hölle aus Eis und Kälte.

Es ist Ende Oktober 1846, als sie in der Sierra Nevada zu einem Pass aufsteigen, nur noch 300 Kilometer von ihrem Ziel entfernt, San Francisco. In der Höhe liegt schon Schnee, schnell versinken die Räder ihrer Planwagen bis zu den Nabben in den weißen Massen.

Bald darauf fegt ein Sturm mit heftigem Schneefall über die Siedler hinweg und fesselt sie an die Flanke des Berges. Nach mehr als 3000 Metern, auf denen sie selten länger als eine Nacht an einem Ort verbracht haben, müssen sie nun in 1800 Meter Höhe zwei Notlager errichten.

Eine Gruppe harrt im Tal des Bergbachs Alder Creek aus, in Zelten und einem Unterstand, der aus ein paar Ästen besteht, gegen einen Baum gelehnt, mit Decken und Mänteln überspannt. Die anderen, die etwas schneller vorangekommen sind, bauen etwa zehn Kilome-

ter entfernt am Truckee Lake aus schnell gefällten Stämmen einige Hütten, die Dächer mit Fellen gedeckt.

Wochenlang warten sie, hoffen auf Rettung aus dem Westen: von zwei Männern aus der Gruppe, die noch vor dem Wintereinbruch vorausgeritten waren, um neuen Proviant zu besorgen. Doch so oft die Siedler auch zum Pass hinaufspähen – niemand steigt über die Höhen zu ihnen herunter. Die Vorräte schwinden, von den geschlachteten Tieren ist kaum noch etwas übrig. Und es schneit immer weiter.

Einer der Eingeschlossenen beginnt, ein Tagebuch zu schreiben.

Anfang Dezember 1846 fassen ein paar Männer im Lager am See einen waghalsigen Entschluss: Sie basteln Schneeschuhe aus Teilen der Schirrung ihrer Ochsen. Damit sollen zehn Männer, fünf Frauen und zwei Kinder durch den Tiefschnee über den 2150 Meter hohen Pass und die zerklüfteten Hänge steigen und ein Fort jenseits des Gebirges erreichen. Am 16. Dezember beginnen die 17 mit dem Aufstieg.



Wie diese Familie begibt sich auch George Donner mit Verwandten und Freunden auf den Weg nach Westen. Im Frühling 1846 brechen sie auf, im Herbst wollen sie den Pazifik erreichen

Während sich die Gruppe Richtung Westen kämpft, sterben in den beiden Lagern noch im Dezember fünf entkräftete Männer und ein Säugling. Schneestürme peitschen immer wieder tagelang über die Höhen, ein eisiger Wind zerrt an den Hütten und Zelten.

Der Schnee ragt bald mannshoch. Nach jedem Unwetter müssen die Siedler die Eingänge freischaukeln.

Anfang Februar stirbt alle zwei, drei Tage einer von ihnen. Die Lebenden sind zu schwach, um Gräber auszuheben. Sie schleifen die Toten aus den Hütten, bedecken sie mit ein wenig Schnee.

In einem Zelt am Alder Creek liegt George Donner, der einmal der Anführer dieser Pioniere war und den jetzt eine entzündete Wunde derart schwächt, dass er sich nicht mehr von seinem Bett erheben kann. Nebenan, in dem Unterstand aus Zweigen, Decken und Tierfellen, ist die Küche von Donners Frau Tamzene – und auch ihr Schlaflager, damit sie nachts den Kochtopf vor den anderen Hungrigen beschützen kann.

Tamzene Donner versucht so lange wie möglich, einen Rest an Alltag und Zivilisation aufrechtzuerhalten. Jeden Morgen kämmt sie ihren drei kleinen Töchtern die Haare, trägt ihnen Geschichten aus der Bibel vor, etwa von Daniels Rettung aus der Löwengrube – Erzählungen von göttlicher Hilfe in höchster Not. Denn wer sonst als der Allmächtige kann sie noch befreien aus Kälte, Hunger und Todesangst?

Etliche Siedlertrecks rumpeln in dieser Zeit in Richtung Westen. Die großen, von Indianern, Missionaren und Ranchern nur dünn besiedelten Gebiete am Pazifik ziehen schon seit zwei Jahrzehnten unternehmungslustige Pioniere an. Anfangs Fallensteller und Pelzhändler, zunehmend aber auch Farmer auf der Suche nach fruchtbarem Land.

Dabei gehören Kalifornien und Oregon noch nicht einmal zu den USA: Oregon wird seit 1818 gemeinsam mit den Briten verwaltet. Und das fruchtbare Land um San Francisco gehört zu der gewaltigen mexikanischen Provinz Alta California, die das Gebiet der heutigen Bundesstaaten Kalifornien, Nevada und

Utah sowie Teile von Arizona, Colorado und Wyoming umfasst; die Stadt selbst ist eine frühere Siedlung rund um eine Missionsstation.

Aber die US-Bürger, begeistert von den Schilderungen der ersten Siedler, drängen auf eine Ausdehnung der USA: 1844 wählen sie den Demokraten James Polk zum Präsidenten, der versprochen



James Reed schließt sich den Donners an. Der herrische Geschäftsmann, hier mit seiner Frau, übt bald großen Einfluss in der Gruppe aus und drängt sie, eine Abkürzung zu wählen

hat, Oregon zu annexieren – und der bald auch Pläne für den Erwerb des mexikanischen Kaliforniens macht.

Der Präsident wäre sogar bereit, für Oregon wie im Unabhängigkeitskrieg gegen die Briten zu kämpfen, auch mit Mexiko droht ein Konflikt, und ein New Yorker Journalist liefert das Schlagwort zur aggressiven Politik der Expansionisten: Es sei die „Manifest Destiny“, die offensichtliche Bestimmung der USA, den gesamten Kontinent vom Atlantik bis zum Pazifik zu beherrschen. Denn dieses Stück Erde sei den Amerikanern von der göttlichen Vorsehung zugeschrieben worden.

Einige Pioniere, die sich bereits in Kalifornien niedergelassen haben, züchten dort auf riesigen Ranches Rinder und Pferde. In Briefen an die Zeitungen ihrer Heimat schreiben sie enthusiastisch über ihr Leben im Westen – auch aus Eigenutz: Wenn mehr Siedler ins Land ziehen, wird der Wert ihres Besitzes deutlich steigen. Auch Kaufleute aus New

York und Boston, deren Schiffe um Kap Hoorn fahren, um in kalifornischen Häfen Tierfelle und Talg an Bord zu nehmen, schwärmen von der Pazifikküste.

Bald geben überall in den USA Menschen ihr altes Leben auf, um im Westen neu anzufangen.

Im Herbst 1845 schreibt George Donner seine Farm bei Springfield im Bundesstaat Illinois zum Verkauf aus. Donner ist ein warmherziger, redseliger Mann, beliebt bei den Nachbarn, groß gewachsen und robust – nur die Silbersträhnen in seinen schwarzen Haaren verraten, dass er schon über 60 ist.

Warum wagt er in diesem Alter noch ein solches Abenteuer? Wie viele Auswanderer locken offenbar auch ihn die Berichte über Kalifornien, nur wenige Wochen zuvor ist in der lokalen Zeitung die Zusammenfassung eines populären Reiseführers erschienen.

Vielleicht hofft er im Westen auf eine bessere Zukunft für seine 17 Jahre jüngere Frau und die drei gemeinsamen Töchter Frances, Georgia und Eliza; dazu kommen zwei Kinder aus einer früheren Ehe des Farmers, Elitha und Leanna. Die Älteste ist zwölf, die Jüngste zwei Jahre alt.

Zwar lebt die Familie bei Springfield nicht schlecht, doch was ist der behagliche Wohlstand der Heimat gegen die glänzenden Möglichkeiten Kaliforniens, wo die Bauern schon im Januar Weizen pflanzen und zwei- bis dreimal im Jahr ihre Ernte einfahren können?

Womöglich ist es auch einfach Donners Natur, immer weiterzuziehen: Im Lauf seines Lebens hat er sich wie so viele Amerikaner seiner Zeit Stück für Stück nach Westen bewegt – von North Carolina, wo er geboren wurde, nach Kentucky, später nach Indiana und schließlich nach Illinois.

Für die Reise seiner Familie schafft Donner drei hölzerne Planwagen an, die typischen Fahrzeuge der Siedler. Über der etwa drei Meter langen und fast 1,20 Meter breiten Ladefläche spannt sich, getragen von gebogenen Stangen, eine meist regenfeste Plane aus Leinen oder Segeltuch. Es sind einfache Gefährte: Einen Kutschbock besitzen sie ebenso wenig wie Bremsen, bei Bergabfahrten blockieren die Reisenden die Räder mit

Ketten und hängen zudem bisweilen einen Baum an, um so die Geschwindigkeit zu reduzieren. Treiber laufen neben den sechs Ochsen eines Gespanns her und steuern die Tiere durch Rufe oder Hiebe mit Stock und Peitsche.

Für diese Aufgabe stellt George Donner ein paar Männer an, die gegen freie Verpflegung mitreisen – für junge Leute ohne Geld eine der wenigen Möglichkeiten, nach Kalifornien zu gelangen.

In den Wagen verstaut Donner Kochgeschirr, Bettwäsche, Werkzeuge und Gewehre sowie die Vorräte für die Reise, die etwa fünf Monate dauern soll: knapp 70 Kilogramm Mehl pro Person, Trockenfleisch, Reis, Bohnen, Maismehl, dazu Kaffee, Tee und Zucker. Zudem nimmt er Handelsgüter mit, die er in Kalifornien gegen andere Waren tauschen möchte – vor allem Stoffe und Schuhe –, sowie wohl mehrere Tausend Dollar Bargeld, eingenäht in eine Decke.

Ihm schließen sich in Springfield bald weitere Auswanderungswillige an: sein Bruder Jacob, ebenfalls ein Farmer, mit Frau und sieben Kindern, außerdem der Geschäftsmann und ehemalige Soldat James Reed mit seiner Familie.

Reed ist ein herrischer Mensch, der seinen Reichtum gern vorzeigt. Für die Fahrt lässt er sich einen luxuriösen Planwagen bauen: mit einem Einstieg an der Längsseite wie bei einer Kutsche, dazu im Inneren zwei abgetrennte Schlafkammern und in der Mitte ein Ofen, dessen Rohr aus dem Planendach ragt.

A

Am frühen Morgen des 14. April 1846 versammeln sich Freunde und Verwandte, um die Siedler zu verabschieden. Sie winken, rufen Segenswünsche. Dann knallen die Treiber mit den Peitschen, die gut 50 Zugochsen stampfen los, gefolgt von Ersatzzugtieren, Mastochsen, Milch-

kühen, Reitpferden, einem Pony und mehreren Hunden.

Die etwa 30 Pioniere ziehen zunächst vorbei an Dörfern und Farmen. Das Tempo ist gering, die Ochsen schaffen nur gut drei Kilometer pro Stunde. Maultiere und Pferde wären schneller, doch Ochsen sind ausdauernder, lassen sich zudem leichter anspannen.

Die Siedler laufen meist neben ihren Wagen her – in den Fahrzeugen würden sie zu sehr herumgestoßen. Nur die Sitze im Luxuswagen der Reeds sind gefedert. Vor allem Frauen und Kinder legen fast den gesamten Weg quer durch den Kontinent zu Fuß zurück; die Männer dagegen reiten oft zumindest einige Kilometer am Tag.

Nach knapp einem Monat erreichen sie Independence, eine Kleinstadt am Missouri. Sobald nach dem Winter die Wege trocken sind, sammeln sich hier Auswanderer. Denn in Independence beginnt der „Oregon Trail“, die Hauptroute der Pioniere: In nordwestlicher Richtung führt die Strecke an mehreren Flüssen entlang bis zu den Rocky Mountains, von dort durch eine karge Ebene am Großen Salzsee, wo sie sich gabelt in einen nordwestlichen Weg nach Oregon und einen südwestlichen nach Kalifornien. Zu erkennen sind diese Pisten an den Wagenspuren der Vorgänger-Trecks und den Überresten ihrer Nachtlager.

George Donner und seine Begleiter machen in Independence nur einen Tag Pause und nehmen einen weiteren Reisenden in die Gruppe auf: Charles Stanton, einen Junggesellen aus Chicago. Nachdem er einige Jahre eher ziellos verbracht hat, will er nun im Westen von vorn beginnen. „Ich hoffe, dass die Aufrigungen der Reise meine Kräfte wieder beleben, die so lange schliefen“, schreibt er in einem Brief an seinen Bruder.

Am 12. Mai verlässt der Treck die Stadt. Vor ihnen liegen mehr als 3500 Kilometer, eine Strecke, auf der es fast keine Städte und Dörfer gibt, nur einige Handelsposten. Schon bald rollen die Wagen durch die Prärie, auf der Gras bis zum Horizont wogt. Nur an den Flussufern wachsen ein paar Bäume.

Ein wunderbar weites, aber auch schwer einschätzbares Terrain. Als sie nach einer Woche auf einen Treck mit



etwa 150 Siedlern treffen, angeführt von einem Anwalt aus Kentucky, schließen sie sich ihm an – die größere Zahl an Pionieren, so denken sie, wird ihnen Sicherheit verschaffen.

Geschichten von Indianerattacken kursieren unter den Pionieren. Tatsächlich aber sind solche Überfälle eher selten: Von fast 300 000 Auswanderern zwischen 1840 und 1860 werden weniger als 400 von Ureinwohnern getötet.

Im Juni erreicht die Gruppe den Platte River, einen Wegweiser für alle Siedler: Ihm und später einem seiner Zuflüsse müssen sie stromaufwärts folgen, um auf einen weiteren Fluss zu stoßen, der sie direkt zu einem der Durchgänge in den Rocky Mountains führt. Rund 1000 Kilometer weit ziehen sie nun an Flussufern entlang bis zum Pass.



Genügsame Ochsen ziehen die Planwagen. Sie sind langsamer als Pferde, aber ausdauernder.
Die Siedler laufen nebenher, nur selten fahren sie wie auf diesem Foto im ungefederten Gefährt mit

Die Tage der Pioniere beginnen früh. Sobald es dämmert, bläst einer mit der Trompete ein Wecksignal, die Siedler erheben sich von ihren Lagern, die sie in oder unter ihren Wagen aufgeschlagen haben; viele schlafen auch in Zelten.

Kurz darauf steigen über Feuern kleine Rauchwolken auf, die Frauen kochen Kaffee und braten Speck. Die Männer schieben die Planwagen auseinander, die über Nacht mit Ketten zu einem Ring verbunden waren, und die Treiber führen das in der Umgebung grasende Vieh zusammen.

Nach dem Frühstück spannen sie die Ochsen vor die Wagen, die Frauen packen rasch das Geschirr zusammen,

rufen nach den Kindern. Geht alles gut, rollt der Treck um sieben Uhr los.

Unterwegs begegnen sie oft anderen Menschen: Kaufleuten mit schwer bepackten Maultieren und Pferden; Missionare, die den Indianern die Botschaft Christi verkünden wollen; Pelzhändlern, die in Booten voller Tierhäute den Fluss hinunterfahren.

„Unsere Reise ist nicht so einsam, wie wir gefürchtet hatten“, schreibt George Donner in einem Brief an einen Freund in der alten Heimat, den er einem der ostwärts Reisenden mitgibt.

Um zwölf Uhr, wenn die Hitze am stärksten ist, hält der Treck für etwa eine Stunde. Vor allem die Ochsen brauchen

eine Pause, grasen und trinken am Fluss. Die Pioniere packen Mahlzeiten aus, die die Frauen am Morgen gerichtet haben: gebackene Bohnen, Brot, Schinken und Trockenfrüchte.

Fast täglich sehen die Siedler auf ihrem Weg mächtige Herden von Bisons. James Reed und andere Jagdbegeisterte der Gruppe preschen dann los, schießen wie im Rausch weitaus mehr Tiere, als sie verzehren oder transportieren können.

Gegen 17 Uhr stoppt der Zug erneut, die Männer schieben die Wagen wieder zu einem Kreis zusammen. Frauen und Kinder holen Wasser vom Fluss und sammeln getrockneten Bisondung, der gut brennt. Nach dem Abendessen



Je näher die Siedler ihrem Ziel kommen,
desto mühsamer und langsamer geht es voran:
Manchmal bleibt den Wagen, wie hier, nur
ein schmaler Pfad in einem Flussbett



Die Pioniere müssen Berge überwinden,
Ödland durchqueren. Viele werfen beim Aufstieg
in die Rocky Mountains einen Teil ihrer Ladung ab,
um die Last für die Ochsen zu verringern

sitzen die Pioniere am Feuer zusammen, reden, rauchen und singen. Manchmal spielt einer auf der Geige, Paare tanzen.

Es ist eine über viele Wochen anstrengende, aber auch angenehme Fahrt. Charles Stanton, der Junggeselle, beobachtet, dass sich einige junge Männer aus der Gruppe mit Mädchen aus einem ein wenig vorausfahrenden Treck angefreundet haben und sich mit ihnen treffen.

Bei fast 40 Grad Hitze beginnen die Siedler Anfang Juli den Aufstieg in die Rocky Mountains. Entlang der Wege sehen sie immer wieder Haufen aus Geschirr, Werkzeugen und Möbeln – viele Auswanderer werfen hier einen Teil ihrer Ladung ab, um die Last für die Ochsen zu verringern. Sie queren den 2300 Meter hohen South Pass, überschreiten kurz darauf die Grenze zu Mexiko und verlassen das Einflussgebiet der USA.

Wahrscheinlich beraten die Männer des Trecks zu dieser Zeit schon seit Wochen über den weiteren Weg. Die Hauptroute führt in einem weiten Bogen nördlich um den Großen Salzsee, ein mehr als 100 Kilometer langes Gewässer.

Doch seit Kurzem ist unter Kalifornien-Reisenden viel von einer Abkürzung die Rede: Sie zieht sich südlich am Salzsee vorbei, ist bisher noch nie mit Planwagen befahren worden, könnte ihnen aber helfen, wertvolle Zeit zu sparen (siehe Karte Seite 62).

Denn spätestens Anfang Oktober, ehe der Schnee die Pässe unpassierbar macht, müssen sie die Sierra Nevada überquert haben, den großen Gebirgszug, der wie ein Riegel vor den fruchtbaren Tälern an der kalifornischen Küste liegt.

Bekannt gemacht hat diese Strecke der junge Anwalt Lansford Hastings, der im Jahr zuvor einen sehr populären Reiseführer für Auswanderer veröffentlicht hat; auch George Donner und mehrere seiner Begleiter haben darin gelesen.

Hastings ist ein Mann mit fantastischen Plänen: Er ist begeistert von Kalifornien und will dort eine von Mexiko unabhängige Republik amerikanischer Siedler ausrufen – so wie es neun Jahre zuvor die englischsprachigen Pioniere in

Texas gemacht haben. Doch noch leben nicht genügend US-Bürger im Land.

Er wirbt deshalb um Zuzügler – besonders um solche, die eigentlich Oregon als Ziel gewählt haben. Er schickt ihnen auf dem Weg der Trecks einen Boten mit einem offenen Brief entgegen, in dem er allen Pionieren anbietet, sie persönlich über die neue Abkürzung zu führen.

Ein verlockender Vorschlag, vor allem für den draufgängerischen James Reed. Mehrmals rechnet er den anderen Männern vor, wie ihre Situation aussieht: Sie gehören zu den letzten Trecks, die in diesem Jahr unterwegs sind. Sie haben erst knapp die Hälfte des Weges geschafft und noch 2000 Kilometer vor sich. Warum nicht diese Route wagen, die 450 Kilometer kürzer sein soll?

Nur Tamzene Donner äußert ihre Zweifel: Wieso sollten sie ihr Schicksal einem Mann wie Hastings anvertrauen, über den sie nichts wissen, der wahrscheinlich nur ein eigennütziger Abenteurer ist? Doch gegen den herrischen Reed kommt sie nicht an.

Am 20. Juli trennen sich die Pioniere aus Springfield vom großen Zug der Planwagen. Sie biegen auf einen Weg Richtung Südwesten ab, der zu einem Handelsstützpunkt führt; dort soll die Abkürzung beginnen. Einige andere Siedler entscheiden sich mit ihnen für diese Route, unter anderem eine Familie irischer Katholiken, eine verwitwete Mormonin mit Kindern und Enkeln, ein preußisches Paar mit einer kleinen Tochter und einem neugeborenen Sohn.

Der neue Treck wählt einen Anführer: Der leutselige George Donner übernimmt den Posten des *captain*, mit dem aber nicht viel Macht verbunden ist; seine Aufgabe ist es, Streit zu vermeiden und morgens die anderen zum Aufbruch zu drängen sowie abends einen Lagerplatz auszusuchen.

Zunächst steuert die Gruppe das von Palisaden geschützte Fort Bridger an, einen der wenigen Posten entlang der Wege in den Westen. Gegründet für Geschäfte mit Pelzhändlern und Indianern, sind diese Festungen inzwischen zu wichtigen Anlaufpunkten für Auswanderer geworden, mit Werkstätten für die Wagen und Lagern mit Vorräten – wenn auch zu Höchstpreisen.

In Fort Bridger wollte Lansford Hastings auf die Pioniere warten, so hatte er es in seinem Brief zugesagt. Tatsächlich aber ist er mit einer anderen Siedlergruppe schon losgezogen.

Im Fort liegt ein Brief für James Reed bereit, geschrieben von einem Journalisten, der einige Wochen lang zusammen mit der Gruppe aus Springfield gereist war, inzwischen aber vorausgerit-

Von einer Anhöhe aus weist er Reed mit ein paar Handbewegungen den Weg über die Berge – eine neue Route, die besser sei als die durch den Canyon, welche die andere Gruppe benutzte, mit der er unterwegs sei. Dann verschwindet er.

Für den Rest der Reise wird ihn keiner der Pioniere mehr sehen.

Die Strecke über die Bergkette führt mitten hinein in ein fast undurchdringliches Dickicht aus Büschen und Bäumen. Die Siedler schlagen eine Schneise durch den Urwald, hacken Unterholz weg. Sie füllen Mulden mit Zweigen und Ästen auf, um eine Fahrbahn anzulegen. In einer Schlucht überqueren sie

mit ihren Planwagen 13-mal denselben Bach, immer auf der Suche nach passierbaren Stellen entlang seines Ufers. Schließlich erreichen sie einen Hügel, der so steil ist, dass sie mehr als 20 Ochsen zusammenspannen müssen, um einen einzigen Wagen hinaufzuziehen.

Fast zwei Wochen brauchen sie für die knapp 60 Kilometer durch die Berge – und geraten schon wenige Tage später in eine noch unwirtlichere Landschaft: mit Sümpfen, die sich unter weißem, krustigem Boden verbergen. Tiere brechen manchmal bis zum Bauch ein, immer wieder bleiben Wagen stecken.

Dies ist die Große Salzwüste, über die sie schon in Fort Bridger Warnungen gehört hatten: Sehr mühevole Etappen seien dort zu bewältigen, gut 60 Kilometer ohne Frischwasser und Gras.

Mehr als fünf Tage lang kommen die Langsamsten des inzwischen weit auseinandergezogenen Trecks an keiner Wasserstelle vorbei. Viele Ochsen sind bald so entkräftet, dass die Siedler sie abspannen und die Fahrzeuge zurücklassen. Einige Wagen können sie bergen, nachdem sie eine Quelle am Westrand der Wüste erreicht haben.

Doch vier Gefährte müssen sie aufgeben, darunter eines von George Donner und zwei von James Reed.

Am 26. September erreichen sie wieder die Hauptroute nach Kalifornien. Mehr als zwei Monate haben sie für Hastings' angebliche Abkürzung ge-

IMMER WIEDER BLEIBEN WAGEN IN DEN SÜMPFEN STECKEN

ten ist. Er warnt vor der Hastings-Route: Sie sei auf keinen Fall für Familien mit Planwagen geeignet, höchstens für Männer wie ihn, die nur mit Maultieren unterwegs sind.

Doch die zwei Betreiber des Forts, die die Bedenken des Zeitungsmannes vermutlich kennen, händigen das Schreiben nicht aus – sie erhoffen sich von der neuen Strecke eine Belebung ihrer Geschäfte. Und einer der beiden versichert James Reed, die Route sei ein „tadelloser Weg“, mit meist ausreichend Wasser und Gras fürs Vieh.

Reed, der immer mehr zum starken Mann des Trecks aufsteigt, hält die beiden „für die einzigen ehrlichen Händler in der Gegend“, und so zieht die Gruppe nun ohne Führer über einen unbekannten Weg. Orientieren kann sie sich nur an den Spuren der Wagen, die kurz vor ihnen hier aufgebrochen sind.

Sechs Tage lang bewegen sich die Siedler um Captain Donner so voran, dann entdeckt einer von ihnen an einem Strauch ein Stück Papier, darauf eine Botschaft von Hastings: Sie sollen an dieser Stelle – dem Eingang eines Canyons – stoppen und einen Boten zu ihm schicken. Er werde dann zu ihnen kommen und sie über die Bergkette führen.

Reed reitet los, findet Hastings nach zwei Tagen jenseits der Berge. Gemeinsam machen sie sich auf den Weg zurück, da erklärt Hastings plötzlich, er müsse wieder zu dem anderen Treck.

braucht – etwa doppelt so lang wie für den normalen Weg. Sie haben 36 Tiere in der Wüste verloren: neben Zugochsen auch Mast- und Milchvieh, das ihnen Nahrung für den weiteren Weg hätte liefern sollen. Und ein junger, lungenkranker Mann, der sich den Donners beim Verlassen des Hauptwegs am 20. Juli angeschlossen hatte, ist gestorben.

Bereits jetzt hat die Gruppe auf ihrer Reise mehr durchgemacht als die meisten anderen Siedler.

Es sind ausgelaugte, zermürbte Menschen und erschöpfte Tiere, die nun am Humboldt River entlang in Richtung der Sierra Nevada ziehen. Als sie gut eine Woche später wieder einen steilen Hang überwinden müssen und Ochsen zusammenspannen, geraten Reed und ein Treiber aneinander. Worte werden gewechselt, zunehmend lauter und schärfer.

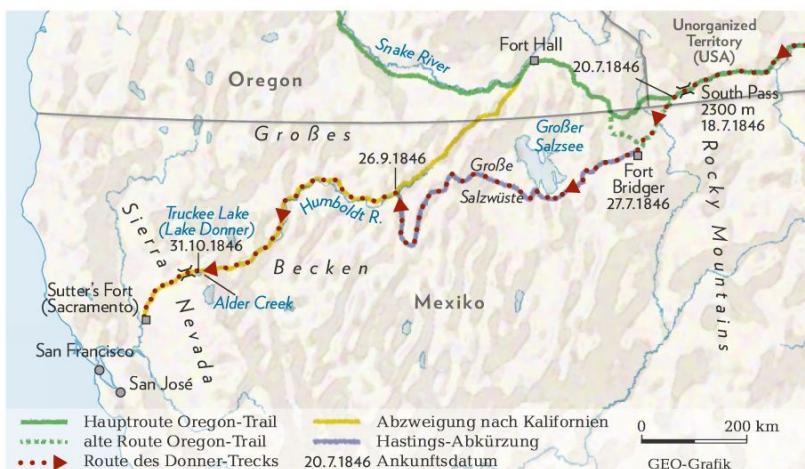
Dann zieht der junge Mann Reed den Knauf seiner Peitsche über den Kopf. Der zückt ein Messer und sticht es dem Treiber tief in die Brust. Wenig später stirbt der junge Mann.

Die Gruppe befindet sich jenseits der US-Gerichtsbarkeit. Bei den Trecks ist es üblich, in solchen Fällen die Siedler zu versammeln, eine unabhängige Jury aus einem anderen Konvoi zu bestellen und eine Art Verhandlung zu führen. Doch da viele Planwagen schon kilometerweit vorausgefahren sind, versammeln sich an diesem Abend nur wenige Siedler und diskutieren: Welche Strafe soll Reed erleiden?



Vor allem Familien wandern aus, daher sind die meisten Reisenden auf den Trails Minderjährige wie George Donners Töchter Eliza und Georgia, hier kurz nach ihrer Rettung

WEGE IN DEN WESTEN



Zwei große Wege führen zum Pazifik: der nördliche Oregon-Trail (grün) und die Abzweigung Richtung Süden nach Kalifornien (gelb). Der Donner-Trek (rot) biegt kurz hinter dem South Pass über die Rocky Mountains von der Hauptroute ab, in der Hoffnung, wertvolle Zeit gutzumachen. Stattdessen kostet die Pioniere diese vermeintliche Abkürzung vier Wochen. Als sie am 31. Oktober die Berge der Sierra Nevada erreichen, liegt dort bereits der erste Schnee

Einer der Männer klappt wortlos die Deichsel seines Wagens hoch. Dies ist das Zeichen für: Hängt ihn!

Die Mehrheit aber entscheidet milder. Sie verbannt Reed aus der Gruppe.

Der fügt sich, verabschiedet sich von seiner Familie. Er will Sutter's Fort erreichen, den ersten Handelsstützpunkt jenseits der Sierra Nevada, und mit neuen Vorräten zu dem Treck zurückkehren. Reed zieht mit einem seiner Treiber los, nur ein Pferd führen die beiden mit sich, das sie abwechselnd reiten. Die anderen setzen ihren Weg im langsameren Tempo der Planwagen fort.

Ende Oktober erreichen sie die Sierra Nevada, beginnen damit, sich den steilen Osthang des Gebirges hinaufzuzwingen. Der Treck zerfranst nun unter den Anstrengungen, den Streitereien: vornweg ziehen die Iren und Reeds Angehörige, ganz hinten die Familien von George Donner und seinem Bruder.

Wenige Tage, bevor die Ersten am Truckee Lake ankommen, fällt Schnee in der Sierra Nevada, einige Wochen früher als in den ungewöhnlich milden Wintern der Vorjahre. Der Treck vor ihnen, den Hastings durch die Wüste geführt hatte, konnte den Pass kurz zuvor

gerade noch überqueren – nun aber ist der Weg versperrt.

Die Pioniere treiben trotzdem ihre Tiere voran, doch bald bleiben die Wagen im Schnee stecken; sie geben auf und kehren zum See zurück. Die Donners, wegen eines Achsbruchs, dessen Reparatur sie aufgehalten hat, gut zehn Kilometer hinter den anderen, erfahren von zwei Männern aus der Vorgruppe von den Schwierigkeiten und bauen ihre Zelte im nahen Tal des Alder Creek auf.

Am nächsten Tag wagen einige Siedler einen neuen Vorstoß zum Pass, doch in der Nacht hüllt sie ein Schneesturm ein, der erste von vielen in den folgenden Monaten. Noch zweimal versuchen Gruppen des Trecks, sich über den Pass nach Westen durchzuschlagen, kehren aber schon bald wieder zurück.

Am 16. Dezember dann macht sich die Expedition der 17 Frauen, Kinder und Männer, darunter Charles Stanton, mit den selbst gebastelten Schneeschuhen auf den mörderischen Weg über das Gebirge.

Von der anderen Seite der Sierra Nevada hat James Reed im November versucht, seiner Familie zu Hilfe zu eilen, scheiterte aber ebenfalls am Schnee.

Z

Zwei Monate vergehen nach dem Aufbruch der Gruppe mit den Schneeschuhen. 13 Menschen sterben in dieser Zeit in den Lagern, darunter George Donners Bruder Jacob. Dann, am 18. Februar, hören die Eingeschneiten eine Stimme außerhalb ihrer Hütten rufen. Levinah Murphy, eine der ausgezehrten Siedlerinnen, schleppt sich den Helfern entgegen, fragt: „Kommt ihr aus Kalifornien oder vom Himmel?“

Aus der Gruppe, die das Camp am 16. Dezember verlassen hat, sind acht Menschen gestorben. Auch Charles Stanton zählt zu den Opfern. Die anderen aber haben sich bis zu einer Ranch

durchgeschlagen, dem ersten Haus westlich der Berge. Von dort ist ein Bote zu Sutter's Fort aufgebrochen, und dessen Betreiber hat einige Männer ausgerüstet und losgeschickt.

Doch die Retter konnten nur wenige Vorräte über die Berge transportieren, vermögen auch nicht alle Hungern den mitzunehmen, viele sind zu sehr geschwächt.

30 Menschen müssen weiter in den Lagern ausharren, darunter der inzwischen wegen seiner entzündeten Wunde schwer kranke George Donner.

Sie bleiben noch verzweifelter zurück als zuvor. Einer der Männer erinnert sich an die letzten Tiere, die vor vielen Wochen von einem Schneesturm begraben wurden und deren Überreste irgendwo in der Umgebung liegen müssen. Mit einer Stange stochert er immer wieder im Schnee nach den tiefgefrorenen Kadavern, die ihnen jetzt Fleisch für viele Tage geben könnten. Vergebens.

Aber es liegen andere Körper ganz in der Nähe: die Leichen ihrer verhungerten Mitreisenden. Wahrscheinlich

graben die Siedler am Alder Creek zuerst den Leichnam von Donners Bruder Jacob aus. Mit Erlaubnis seiner Witwe schneiden sie Fleisch von seinen Armen und Beinen. Es ist wohl Tamzene, die es dann für die Kinder zubereitet, es brät oder kocht.

Auch im Lager am Truckee Lake zerren die Siedler mehrere Tote aus dem Schnee.

Als am 1. März ein zweiter Rettungstrupp eintrifft, stehen die Helfer entsetzt vor mehreren verstümmelten Leichen, die vor den Hütten liegen. Fast alles Fleisch ist aus den Körpern herausgeschnitten, verstreut im Schnee finden sie abgenagte menschliche Knochen.

Angeführt wird der neue Rettungstrupp von James Reed. Erleichtert, dass sie am Leben sind, umarmt er seine beiden Kinder Thomas und Patty (seine Frau und den Rest der Familie hatten bereits die ersten Helfer im Februar mitgenommen).

Reed ordnet an, dass alle, die laufen können, am übernächsten Tag den Marsch übers Gebirge antreten sollen.

Siedlerzüge



Mehrere Tausend Pioniere überleben ihre Reise nicht, sterben an Cholera, werden von Indianern getötet, geraten unter die Räder. Diese Familie hat gerade einen Unfall überstanden



Es sind die Wohlhabenden und die Tüchtigen, die nach Westen aufbrechen. Oft schaffen sie sich am Ziel in kurzer Zeit eine neue Existenz, präsentieren stolz Vieh und Besitz

17 Menschen folgen, die meisten von ihnen Kinder. Mehrmals drängt Reed auch Tamzene Donner, mit ihren Töchtern mitzukommen. Doch sie will ihren Mann, der immer schwächer wird, nicht allein lassen und lehnt ab.

Zehn Tage später erreicht ein dritter Rettungstrupp die Eingeschlossenen. George Donner liegt inzwischen im Sterben. Aus Angst vor neuen Schneestürmen wollen die Retter noch am selben Tag zurück.

Da trifft Tamzene die schwerste Entscheidung ihres Lebens: Sie vertraut den Helfern ihre Kinder an, verabschiedet sich von ihnen mit dem Wissen, dass sie einander nie wiedersehen werden.

Dann dreht sie sich um und geht zurück zum Zelt ihres sterbenden Mannes. Tamzene harrt am Alder Creek aus, bis George nicht mehr lebt. Dann verlässt sie das leere Lager, geht zu den Hütten am See und stirbt dort wohl in der folgenden Nacht.

Von den 81 Siedlern, die Ende Oktober den Aufstieg in die Sierra Nevada begannen, sind 36 umgekommen, darunter 13 Kinder.

Wohl gut 20 Reisende haben nur deshalb überlebt, weil sie sich dazu überwanden, menschliches Fleisch zu essen.

Lansford Hastings, der mit seiner vermeintlichen Abkürzung einer der Hauptverursacher der Katastrophe ist,

äußert sich später einmal mit den Worten, es tue ihm sehr leid, und er habe es nur gut gemeint.

Die Katastrophe in der Sierra Nevada macht 17 Kinder zu Waisen, darunter die fünf Töchter von George Donner. Elitha, die Älteste, heiratet drei Monate nach der Rettung aus den Bergen im Alter von 14 Jahren einen doppelt so alten Farmer; ihre Schwester Leanna lebt mit in ihrem Haushalt.

Die beiden Jüngsten, Georgia und Eliza, nimmt ein Paar aus der Schweiz auf, Frances zieht zur Familie von James Reed.

Für Reed, der wegen seiner herri-schen Art für das Drama in den Bergen mitverantwortlich ist, erfüllt sich rasch der Traum von einem besseren Leben in Kalifornien: Er findet 1848 Gold, kauft sich in San José eine Farm und viel Land, das er parzelliert und mit gutem Gewinn an Neuankömmlinge weiterveräußert.

DIE SIEDLER WERDEN ZU VORKÄMPFERN DER FREIHEIT VERKLÄRT

Schnell wird er einer der angesehensten und wohlhabendsten Bürger der Stadt. Denn Land ist sehr begehrt, seit die Zeitungen in den USA die neue, aufregende Kunde vom Gold aus Kalifornien verbreiten (siehe Seite 66).

Nun sind es nicht mehr einige Hundert Menschen im Jahr, die mit Planwagen in Richtung Kalifornien reisen, sondern allein 1849 gut 25 000. Doch anders als die Donners und Reeds müssen sie ihr Glück nicht als Auswanderer suchen.

Denn die Manifest Destiny hat sich erfüllt: Die Rocky Mountains und die Gebiete westlich davon gehören inzwischen zu den USA – bereits im Juni 1846 hat Großbritannien den 49. Breitengrad als Grenze akzeptiert und damit den großen Südteil des bis dahin gemeinsam verwalteten Oregon den Amerikanern überlassen. (Ab 1848 heißt dieses Gebiet offiziell „Oregon-Territorium“, es umfasst die heutigen Bundesstaaten Oregon, Washington und Idaho sowie Teile von Wyoming und Montana.)

Und um die mexikanischen Provinzen Alta California und Nuevo Mexico sowie um Texas hat die US-Regierung einen Krieg mit Mexiko geführt: Erst nahm sie Ende 1845 die Republik Texas in die Union auf, auf Wunsch der dort lebenden angloamerikanischen Siedler – und gegen das ausdrückliche Verbot der mexikanischen Regierung, die auf die Annexion ihrer ehemaligen Provinz mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen reagierte. Dann, nach wiederholten Provokationen und ersten Toten an

der Grenze, kämpfte die US-Armee zwei Jahre lang gegen den Nachbarn im Südwesten. Rund 13 000 US-Amerikaner und mindestens 20 000 Mexikaner starben in den Auseinandersetzungen.

Im Frühjahr 1848 musste Mexiko einem Friedensvertrag zustimmen, seine Grenze zu Texas endgültig akzeptieren

und die Provinzen Alta California und Nuevo Mexico abtreten. Jene Auswanderer, die in den äußersten Westen gezogen sind, wohnen nun auf US-Gebiet.

Zwischen 1848 und 1860 zieht fast eine Viertelmillion Menschen in langen Trecks durch das Landesinnere an die Pazifikküste. Sie fahren mit ihren Wagen weite Strecken auf den Wegen, die schon die Gruppe um Donner entlangzog – auf die Hastings-Abkürzung verzichten dagegen fast alle.

Viele passieren den Truckee Lake, an dem noch die Überreste der Hütten stehen. Einige berichten darüber in Briefen an ihre Heimatblätter, und so verbreitet sich die Geschichte der Reisegruppe bald überall in den USA.

Vielen Bürgern erscheinen George Donner und seine Begleiter schon eine Generation später als ideale Verkörperung der amerikanischen Pioniere. Man rühmt sie als starke und unbezwingebare Gestalten, die bereit waren, alles zu opfern, um in das unbekannte Land im Westen vorzustoßen.

Und so werden sie Teil des Mythos von der *frontier*, wie die US-Amerikaner die Grenze ihrer Zivilisation nennen. Eine Grenze, die sie wieder und wieder verschoben haben.

Immer weiter sind die Pioniere im Laufe der Jahrzehnte in die „Wildnis“ jenseits der Frontier vorgerückt, die in den Augen der meisten Weißen als praktisch menschenleer gilt, denn die ursprünglichen Bewohner zählen für sie nicht. Die Siedler bauen Straßen, errichten Häuser, Dörfer, Städte.

Dem Mythos der Zeit entsprechend kommen diese Pioniere nicht etwa als gewöhnliche Eroberer, sondern um eine Gesellschaft freier und gleicher Menschen aufzubauen. Um das „Empire of liberty“

weiter auszudehnen, das Reich der Freiheit, wie es Thomas Jefferson hochtrabend genannt hat, der Verfasser der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung.

Für das Jahr 1890 erklärt die US-Zensusbehörde, der gesamte Kontinent sei nun so dicht besiedelt, dass keine Frontier mehr existiere. Drei Jahre später bereits postuliert der Historiker Frederick Jackson Turner die These, bei der Eroberung des Westens sei der Nationalcharakter der USA geformt worden – mehr noch: Der Individualismus und die Eigenständigkeit der Pioniere habe sogar den Geist der amerikanischen Demokratie hervorgebracht.

Große, erhabene Gedanken, die freilich so gar nicht zu den Erfahrungen der Donner-Gruppe passen, deren Mitglieder vor allem ein besseres Leben für sich und ihre Familien suchten.

1918 weiht ein Geschichtsverein kalifornischer Bürger ein Denkmal am Truckee Lake ein, der inzwischen Lake Donner heißt. Zur Feierlichkeit reisen Überlebende an, darunter George Donners Tochter Eliza, die den Treck einst als Kleinkind überstanden hat. Die nun 75-jährige Dame sitzt an diesem Junitag vorn neben dem Rednerpult. Sie hört die Ansprache, denkt wohl an ihre Eltern, die ganz in der Nähe gestorben sind.

Ein Denkmal wird enthüllt: eine Pionierfamilie in Bronze, ein aufrechter Vater, der seinen Blick in die Ferne richtet, eine Mutter mit Säugling in den Armen, ein Kind.

Darunter die Inschrift: „Stark genug, Risiken einzugehen und Neues zu entdecken, dabei freundlich und jederzeit eine Hilfe, unbezwingbar, furchtlos“.

Kein Wort von Hunger, Leid und Tod. ■

Oliver Fischer, 43, ist Autor in Hamburg.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Ethan Rarick, „Desperate Passage, the Donner Party’s Perilous Journey West“, Oxford University: packende Schilderung des Trecks und der Katastrophe in der Sierra Nevada. Will Bagley, „So Rugged and Mountainous. Blazing the Trails to Oregon and California, 1842–1848“, University of Oklahoma: detaillierte Beschreibung des Alltagslebens der Pioniere.

AM FLUSS DER HOFFNUNG

Langsam und stetig haben die USA ihre Siedlungen bisher in unerschlossene Gebiete vorgeschoben. Doch als 1848 am American River in Kalifornien Gold gefunden wird, machen sich schlagartig Zehntausende Amerikaner in Richtung Pazifikküste auf. Zeitungsartikel, Briefe und Tagebücher dokumentieren den harten Alltag der Glückssucher

Die Schürfer waschen in Schalen Gold aus Flussand. Eine strapaziöse Tätigkeit: Die beständige Arbeit in eiskaltem Wasser führt oft zu Rheuma an Händen und Füßen



M

Mein Blick fiel auf etwas Glänzendes im Graben. Mit klopfendem Herzen streckte ich die Hand aus und hob es auf, denn ich war mir sicher, es war Gold. Das Stück war ungefähr halb so groß und geformt wie eine Erbse. Dann sah ich noch eines.

James Marshall, Zimmermann und verantwortlich für den Bau der Sägemühle „Sutter's Mill“

Es war ein verregneter Nachmittag, als mich Mr. Marshall in meinem Büro im Fort aufsuchte. Er sagte, er habe eine wichtige, interessante Nachricht; Marshall zog ein Tuch aus seiner Tasche und zeigte mir das gelbe Metall.

John A. Sutter, Besitzer der ersten Goldfundstelle

Das ganze Land von San Francisco bis Los Angeles, von der Küste bis zum Fuß der Sierra Nevada hält wider vom elenden Ruf nach Gold, Gold! GOLD! Das Feld bleibt halb bestellt und das Haus halb gebaut – alles wird vernachlässigt, nur nicht die Herstellung von Schaufeln und Picken.

„The Californian“, Zeitung in San Francisco, 29. Mai 1848

Helle Aufgeregtheit erfasste mich. Berge von Gold erhoben sich vor mir. In meiner rasenden Fantasie sah ich marmorne Schlösser und Myriaden schöner Jung-

»WIR
MACHEN
UNSER
GLÜCK.
GANZ BE-
STIMMT!«

hat nichts die Menschheit so beherrscht wie Kalifornien.

Ramón Gil Navarro, Journalist aus Chile

Am letzten Tag im April 1849 begannen wir unsere Reise nach Kalifornien. Unsere Ausrüstung bestand aus einem Plan-

frauen, die um meine Liebe buhlten. Kurzum, ich hatte einen sehr heftigen Anfall von Goldfieber.

*James H. Carson,
Unteroffizier in der US Army*

Bislang haben wir über die Goldregion nur Geschichten wie aus Tausendundeiner Nacht gehört, und sie sind vermutlich bunter und greller ausgeschmückt, als jede orientalische Fantasie sie heraufbeschwören könnte. Die gesamte ziviliisierte Welt wurde durch diese unerhörten Geschichten entflammt und in Bewe-

gung gesetzt. Jeden Tag landen Fremde aus den fernsten Winkeln der Erde an unserer Küste.

*Felix Paul Wierzbicki,
gebürtiger Pole, Arzt*

Ich gehe nach Kalifornien! Alle Welt, vom Klügsten der Klugen bis zum derbstesten Hinterwäldler, redet nur noch davon. Die Ordensbrüder in der Kirche reden über das Gold, und auf Spaziergängen, in Salons und sogar beim Gebet erbitten die Gläubigen eine sichere Reise dorthin. Ich glaube, seit Jahrhunderten

wagen, voll beladen mit Essvorräten, Schlafsachen und Kochgeräten.

Sarah Royce, Lehrerin aus Iowa

Nachdem ich gestern Abend alles bereitgelegt hatte, stand ich früh auf und packte es in meinen Koffer, um mich auf die lange Reise zu begeben und zum ersten Mal in meinem Leben mein Heim und meine teuren Freunde zu verlassen, mit der Aussicht, womöglich viele Jahre fort zu sein. Zu ihnen zählt eine liebevolle Frau, mit der ich noch keine zwei Jahre verheiratet bin, und eine kleine, zehn Monate alte Tochter.

William Swain, Farmer aus New York

Die ganze Provinz Sonora ist auf den Beinen und zieht täglich in Gruppen an uns vorbei. Sie sagen: „Wir machen unser Glück. Ganz bestimmt!“

Cave Johnson Couts, Offizier, Tennessee

Das Land war so flach, dass wir die langen Züge der weiß bespannten Wagen meilenweit sehen konnten, und beim Anblick der gewaltigen Massen, die es in den Fahrzeugen und Fuhrwerken, zu Pferd und zu Fuß eilends vorwärtsdrängte, dachte ich mir, wenn nur ein Zehntel der Gespanne und Menschen vor uns ankommt, bleibt für uns in Kalifornien nicht mehr viel zu holen.

Margaret A. Frink, Frau eines Goldsuchers aus Indiana

Es ist seltsam und fast unbegreiflich, so viele Menschen jeden Alters und in der unterschiedlichsten Verfassung zu sehen, vom grauhaarigen 70-Jährigen bis zum lächelnden, wenige Wochen alten Kind.

Harriet Ward, aus Wisconsin



Auf einer privat unterhaltenen Straße ziehen die Trecks durch die Sierra Nevada in Richtung Westküste. Die ausgebauten Strecke ist Teil eines Wegenetzes, das die Minenstädte verbindet

Bekannte Fundstätten sind rasch überfüllt. Wagemutige wie dieser Mann gehen daher auf eigene Faust los, um neue Quellen aufzutun





Die Nachrichten aus Kalifornien lassen Glücksritter aus aller Welt auf ein Vermögen hoffen – und kosten doch etliche das Leben: Charles McNight kommt mit 35 Jahren bei der Goldsuche um

Haben unseren ersten Indianer gesehen. Wir Kinder blieben an diesem Abend näher beim Lager, aber Vater sagte, die Indianer seien zivilisiert. Bis auf einen Überwurf über der Schulter und einen Gurt um die Lenden waren sie nackt.

*Mary Hite, geboren 1839
im Staat New York*

Drei Pawnee kamen während unserer Mittagsrast. Sie baten um Essen, aber die Anweisung lautete: „Gebt ihnen nichts.“ Man dachte, sie würden uns folgen und belästigen, wenn man freundlich zu ihnen wäre. Ich brachte nichts hinunter, denn die armen Teufel beobachteten jeden Bissen wie hungrige Hunde. Mutter fand eine Gelegenheit, ihnen etwas zuzustecken, und sie folgten uns nicht und machten keinen Ärger.

*Helen Carpenter,
Lehrerin aus Kansas*

Seit vielen Wochen waren wir an den Anblick herrenloser Habschaften und toter oder sterbender Tiere gewöhnt. Aber hier (in der Wüste; *Red.*) erlebten wir solche Szenen doppelt und dreifach. Pferde, Maultiere und Ochsen, die unter Hitze, Durst und Hunger litten, taumelten weiter, bis sie irgendwo am Weg umfielen und starben. Beide Seiten der Straße waren über weite Strecken mit verendeten Tieren und liegen gelassenen Wagen gesäumt. Um sie verstreut lagen Jocher, Ketten, Zaumzeug, Gewehre, Werkzeuge, Bettwäsche, Kleider, Kochutensilien und vieles andere. Die Besitzer hatten alles zurückgelassen und nur so viel Proviant mitgenommen, wie sie auf dem Rücken tragen konnten. Aber von der eigenen Sorge geplagt, einen sicheren Ort zu erreichen, marschierte die lebende Prozession stetig weiter und beachtete kaum das allgegenwärtige Unglück. Tatsächlich war die Lage in den meisten Fällen so hoffnungslos, dass niemand dem anderen helfen konnte. Jeder hatte genug damit zu tun, sich selbst und seine Tiere zu retten.

Margaret A. Frink

Anfang der Woche kam ein Goldgräber von Sailor Ravine herunter und erzählte uns, dass oben auf dem Kamm, wo die Auswandererstraße durch die Berge

sticht, eine Gruppe lagerte und in arger Bedrängnis steckte. Ich fand sie ungefähr 13 Kilometer hügelaufwärts, und es war wirklich schlimm um sie bestellt. Drei Familien, Männer mit ihren Frauen und fünf Kindern, darunter ein Baby, das noch keinen Monat alt und in der Wüste zur Welt gekommen war. Die Mutter war nur noch Haut und Knochen, eine junge Frau, die kaum gehen konnte, so schwach und erschöpft war sie. Sie hatten vier Ochsengespanne, die an lebende Skelette erinnerten, und wenn man sie so sah, war es ein Wunder, dass sie es über die Berge geschafft hatten.

*Alfred T. Jackson,
Goldsucher aus Norfolk,
Connecticut*

Ausgerüstet mit einem Pickel, Schaufel, Hacke und Gewehr und bekleidet mit einem roten Flanellhemd, Cordhosen und schweren Stiefeln, machte ich mich in Begleitung von zwei Freunden am Nachmittag des 25. Oktober 1848 auf in San Francisco, um mich (über den Sacramento River; *Red.*) nach den goldenen Hügeln der Sierra Nevada einzuschiffen.

*Edward G. Buffum, ehemaliger
Soldat aus New York*

Nach der Ankunft in Kalifornien hören sich die Goldjäger um, wie und mit welchen Mitteln man an möglichst viel von dem kostbaren Mammon kommt, damit sie nicht allzu lange im Land bleiben müssen; wenn sie zufällig einen Brief an jemanden vor Ort haben oder wenn sie einen alten Freund treffen, löchern sie ihn augenblicklich mit tausend Fragen, offenbar angetrieben von der Sorge, sie könnten Zeit verlieren oder eine Gelegenheit verpassen.

Felix Paul Wierzbicki

Wir gingen am Ostufer flussaufwärts, erreichten schließlich die Sandbank und schlügen unser Lager am Hang auf, ungefähr 180 Meter vom Fluss entfernt.

Es lagerten schon ziemlich viele dort und gruben nach Gold. Die Schürfungen waren sehr ergiebig, und mehrere Kilometer flussaufwärts und -abwärts gab es neue Funde.

Edward McIlhany, Goldsucher

Habe zwei Maultiere für 130 Dollar verkauft. Sie sind in ziemlich schlechtem Zustand nach der Reise. Haben unser Zeug gepackt und sind weiter nach Sacramento City. Jede Menge Vorräte werden auf Wagen und in Säcken zu den Minen transportiert.

*Peter Decker,
Goldgräber aus Ohio*

»GRABEN, SCHAU- FELN, STEINE SPALTEN«

An ein und demselben Tag, ja fast zur selben Zeit, hört man die erhabe Melodie der spanischen Sprache, den pikanten Schliff der französischen, die silberne Klarheit der italienischen, das harte Gurgeln der deutschen, das unverkennbare Zischen der englischen und die einschläfernde Trägheit der ostindischen. Ver vollständigt wird diese

Palette durch die Indianer mit ihrem gutturalen Vokabular aus 20 Wörtern.

*Louise Clappe, Frau eines
Arztes aus Massachusetts*

Unsere alte Blockhütte macht von außen und innen nicht viel her. Da ist nur ein Lehmfußboden, den wir jeden Tag wässern, damit er hart bleibt, ein paar mit Tannennadeln gefüllte Kojen, wo wir uns in Decken gewickelt hinlegen und dann wie Steine schlafen; dreibeinige Hocker zum Sitzen; ein Brett als Tisch; eine offene, anderthalb Meter breite Feuerstelle; ein Metallkessel und eine Kaffeekanne; ein Schmortopf und eine Bratpfanne zum Kochen.

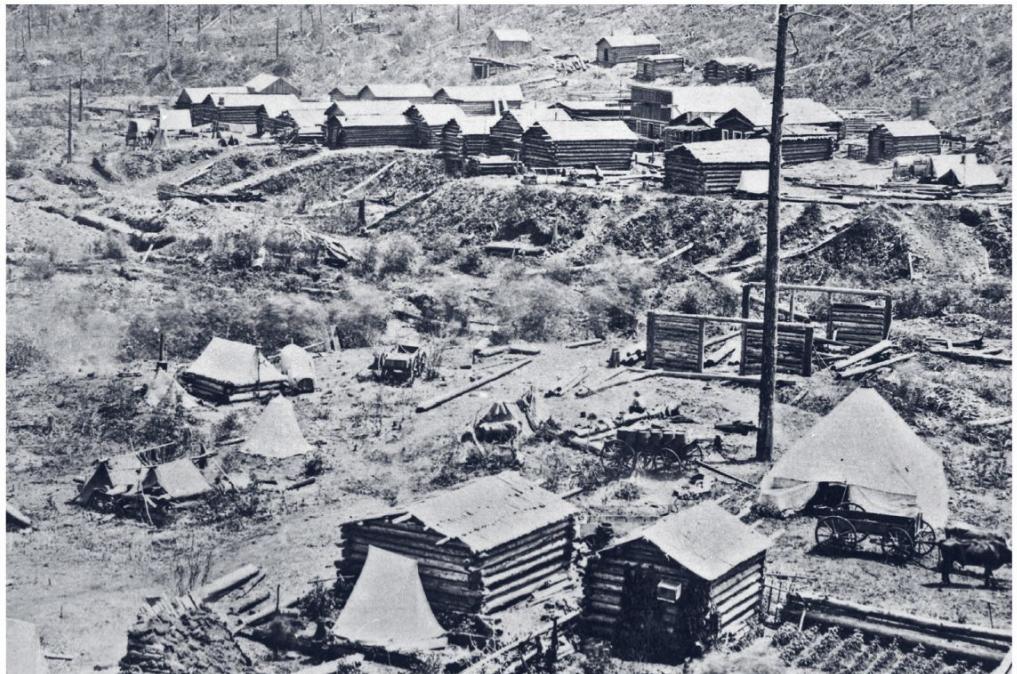
Alfred T. Jackson

Ich stehe um halb fünf auf, kuche mir Frühstück und esse es. Bis ich die 800 Meter gehe und anfange zu arbeiten, ist es halb sechs. Ab dann folgt harte Arbeit:



Die Goldsuche mit Sieb und Schale ist zehrend und kaum profitabel. Viele Männer schließen sich daher zusammen, um Flussand mithilfe eines hölzernen Filtersystems zu waschen

In der Nähe der Camps entstehen rasch Städte mit Ärzten, Saloons und Geschäften. Einige überstehen das Ende des Rausches, von anderen bleiben nur die Grundmauern



Mit Schaufeln und Hacken brechen Arbeiter das Erdreich auf, das sie mit umgeleitetem Flusswasser vom Gold trennen

graben, schaufeln, Steine spalten, Wasser pumpen oder schöpfen, oft bis zu den Knien in Schlamm und Wasser. Gegen elf Uhr mache ich Pause, kuche etwas und esse. Um eins geht es bis ungefähr halb sieben wieder an die Arbeit, ich schwemme die Waschrinnen aus und habe vielleicht nicht mal einen Dollar. Pro Tag gibt man sechs Dollar für Wasser zum Waschen aus, die Rinnen kosten zwischen 20 und 30 Dollar, ein Schlauch 20. Pickel, Schaufeln, Gabeln, Hacken, Pfannen – alles ist teuer und hält nicht sehr lang.

John Dart, Goldgräber

Wenn jemand nach Kalifornien gehen will, sollte er sich gut überlegen, ob er den ganzen Tag unter der heißen Sonne arbeiten kann, bis zu den Knien in Wasser und Schlamm, mal schaufelnd, mal pumpend. Ob er schon kurz nach Sonnenaufgang bei der Arbeit sein kann, dann mittags Essen kochen und abends wieder, Holz hacken, Brot backen, Kleider waschen und flicken etc. Wenn er zu all dem bereit ist und die Risiken der Reise auf sich nehmen will, kann er nach Kalifornien kommen. Wenn nicht, sollte er daheim bleiben.

John Eagle, Ladenbesitzer

Der Gräber sucht eine Stelle, wo die Strömung möglichst gering ist, bückt sich, schaufelt etwas Wasser und Sand in die Pfanne, vermischt das Ganze mit den Händen, wäscht es und schmeißt die großen Kiesel raus, bis die Erde durch und durch nass ist.

Noch mehr Wasser wird in die Pfanne geschöpft, die Masse wird gerüttelt und geschüttelt und der obere Kies mit den Fingern ausgesondert, während das schwerere Gold tiefer in die Pfanne sinkt. Dann wird kräftig geschüttelt, immer wieder Wasser hinzugefügt, das zusammen mit der oberen Erde durch eine schwungvolle Seitwärtsbewegung nach draußen befördert wird, während sich das Gold noch tiefer absetzt.

Wenn die Erde fast ausgeschwemmt ist, muss man sehr aufpassen, dass mit dem Sand nicht auch der leichtere Goldflitter ausgeschwemmt wird. Das lässt sich am besten dadurch erreichen, dass man das Gold zurückschiebt und den

Sand mit dem Daumen vom Pfannenrand entfernt.

Daniel Bates Woods, Goldgräber

Nachdem wir kurze Zeit geschürft und eine Pfanne voll Sand gewaschen hatten, ohne Gold zu finden, zogen wir weiter und stießen unseren Spaten in eine neue Stelle am Wasserrand. Dort lasen wir aus unserer ersten Pfanne ein paar kleine Stücke des glitzernden Metalls aus. Wir suchten noch eine Weile weiter und wuschen vier, fünf Pfannen voll Sand, die mir ungefähr 75 Cent einbrachten. Das war unser erster Versuch beim Goldgraben, und ich werde nie die erste Pfanne voll Sand vergessen, die ich gewaschen habe.

Enos Christman, Druckerlehrling

Wir verdienten heute jeder drei Dollar. Die schlimme Plackerei und Belastung haben meine Gesundheit angegriffen. Unsere Ernährung besteht aus hartem Brot, aus halb gekochtem Maismehl und aus gepökeltem Schweinefleisch, manchmal auch einem Lachs, den wir den Indianern abkaufen. Gemüse ist nirgendwo aufzutreiben.

Unsere Füße sind den ganzen Tag über nass, während uns von oben die Sonne auf den Kopf brennt, und die Luft selbst trocknet die Haut wie heiße Ofenluft aus. Unser Trinkwasser hier unten ist völlig durchsetzt mit den Mineralstoffen, die von den tausend Rütteltischen über uns ausgeschwemmt werden.

Nach unseren mühseligen Arbeitstagen gehen wir erschöpft und schwach ins Bett – sofern man den schlichten Akt, sich angezogen hinzulegen, so nennen kann. Mit unseren Stiefeln als Kopfkissen und eingewickelt in Decken auf einem Bett aus Tannenzapfen oder auf dem Boden, unter den klaren, hellen Sternen der Nacht.

Daniel Bates Woods

In der Regel ist es unter den Goldsuchern Praxis, dass man jedem Gräber genügend Platz für ein Loch lässt, das kein anderer antasten darf. Ein zurückgelassenes Werkzeug im Loch eines Goldsuchers ist ein Zeichen, dass es noch bearbeitet wird und niemand das Recht hat, dort einzudringen. Und diese Regelung, die alle stillschweigend akzeptieren, wird im Allgemeinen befolgt.

Felix Paul Wierzbicki

Gemäß den geltenden Regeln stehen jedem Mann etwa sechs Meter zu, wenn er sie denn bekommt, denn der Fluss ist auf weite Strecken abgesteckt und jeder Zentimeter offenbar besetzt, deshalb ist es sehr schwer, einen Platz zu bekommen.

Am Mittwoch bin ich mehrere Kilometer flussaufwärts und -abwärts gewandert, um eine leere Schürfstelle zu finden. Kurz vor zwölf Uhr Mittag kauerte ich vor einer Stelle, die ich für unbesetzt hielt, und fing an zu graben, aber als ich vom Essen zurückkam, erschien ein Mann und bekräftigte seinen Anspruch auf diesen Platz, und ich musste gehen.

Am Nachmittag hatte ich mehr Glück, denn ich fand eine Stelle, die ich zweifellos behalten kann. Ich grub ein Loch und legte meine Werkzeuge ab, zum Zeichen, dass die Stelle vergeben ist.

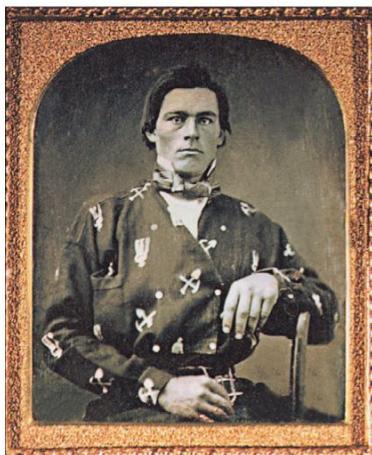
Enos Christman

Mir war bisher nicht aufgefallen, dass es hier in der Gegend keine Frauen gibt. Wahrscheinlich hatte ich deswegen nicht mit der kolossalen Überraschung gerechnet, welche die zwei Frauen in meiner Gesellschaft bei fast jedem auslösten. Die Leute blieben stehen und schauten sie an, als seien sie Schmuggelware.

Ramón Gil Navarro

Ich beschloss, ein Gasthaus aufzumachen. Also kaufte ich zwei Bretter von einem Mann, der gerade das zweite

»FAST
JEDES
ZELT
IST EINE
SPIEL-
HÖLLE«



Holzhaus in der Stadt baute. Ich schnitzte eigenhändig Pfähle zurecht, trieb sie in die Erde und stellte meinen Tisch auf. Dann kaufte ich in einem benachbarten Laden Lebensmittel, und als mein Mann am Abend zurückkam, saßen inmitten des unheimlichen Lichts der Kieferfackeln 20 Goldgräber, die an meinem Tisch aßen. Beim Weggehen drückte mir jeder Mann einen Dollar in die Hand und sagte, ich könne mit ihm als Stammkunden rechnen.

Ich nannte meine Gastküche „El Dorado“.

*Luzena Stanley Wilson,
mit ihrem Mann und
zwei kleinen Kindern
aus Missouri gekommen*

Sacramento ist der lebhafteste Ort, den ich jemals gesehen habe. Über 5000 Menschen leben dort, zumeist in Zelten und höchstens einem Dutzend Holzhäusern. Täglich kommen Hunderte von Menschen aus San Francisco den Fluss herauf. Fast jedes Zelt ist eine Spielhölle, und mir wurde ganz schwindelig von dem vielen Geld, das die Besitzer wechselte.

Alfred T. Jackson



»WER
GESCHNIE-
GELT
HERUM-
LÄUFT, IST
SPIELER
ODER
ANWALT«

dicke Goldringe, um den Hals hängt eine ebensolche Kette. Glänzende Locken umspielen ihren Hals und die Schultern. Sie lächelt. „Komm her, du Süßer mit dem schmutzigen Hut, ich hab was übrig für Goldgräber.“

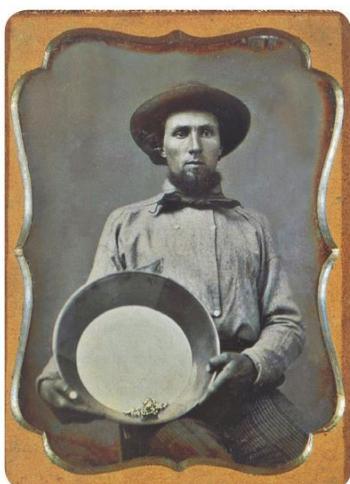
Henry Packer, aus Pennsylvania

Wenn etwas über allem steht, dann ist es die Kameradschaft unter uns. Wenn jemand krank wird, sich verletzt oder

Pech hat, gibt es nicht einen, der ihn nicht bereitwillig pflegen oder, wenn nötig, in die Tasche greifen würde. Wir fragen nicht, wer er ist, wo er herkommt oder an welchen Gott er glaubt. Auf der anderen Seite herrscht hier einständiges Kommen und Gehen. Manchmal kennt man jemanden ein Jahr lang, sieht dann plötzlich einen Fremden in seiner Hütte und fragt, was mit dem früheren Bewohner ist, und dann lautet die Antwort: „Oh, der hat sein Glück gemacht und ist zurück in der

Heimat.“ Alles ist ziemlich turbulent, denn niemand hat vor, ewig zu bleiben.

Alfred T. Jackson



Es war Mitternacht, und von meinem Zelt aus hörte ich die Flüche und Schimpfwörter der betrunkenen Engländer und Amerikaner in den Spielhöllen. Durch den Wind klangen ihre Stimmen und ihre vulgäre Sprache fast so nah, als würden sie nebenan krakeelen. Ein bisschen später hörte ich einen lautstarken Streit, und dann schien es, als ginge eine Bande von Dämonen aufeinander los, denn überall war nur noch Gefluche und der Krach von kaputt geschlagenen Sachen. Plötzlich hörte ich zwei oder drei Schüsse, einen nach dem anderen, und dann war alles still.

Ramón Gil Navarro

Erfolgreiche Schürfer:
Nuggets werden zu goldenen
Ketten verarbeitet oder in ein
neues Hemd investiert

Allmächtiger Himmel, eine Frau steht in der Tür – sie ist prächtig gekleidet. In den Ohren und an den Fingern sind

Hier gilt die Parole: Jeder ist sich selbst der Nächste.

Thomas Forbes, Goldgräber

Was ein Goldsucher unbedingt besitzen sollte, ist eine Waffe. Ein gutes Gewehr kann oft hilfreich sein, um sich übles Gesindel vom Leib zu halten; oder wenn ihm im Wald ein Indianer oder ein Grizzlybär über den Weg läuft.

Felix Paul Wierzbicki

Alles deutete darauf hin, dass man die Männer ermordet hatte. Einer hatte einen Kopfschuss, der andere drei Kugeln im Rücken. Es waren Amerikaner, die man zweifellos ausgeraubt hatte. Der Sheriff kam in der Dämmerung an, aber man konnte nur noch eine Wache aufstellen, um die Leichen vor den Kojoten zu

schützen, und jemanden losschicken, um herauszufinden, wer die Toten waren.

Alfred T. Jackson

In den Monaten Juli, August und auch noch im September erkranken viele in den Goldfeldern, vor allem am Feather River und am Yuba. Die Leiden sind auf die extreme Hitze und den Leichtsinn der Männer zurückzuführen; manche arbeiten in der heißesten Tageszeit, ohne ihren Kopf und Körper ausreichend vor der sengenden Sonne zu schützen. Fieber, Durchfall und Ruhr sind die häufigsten Beschwerden – bisweilen auch Skorbut, der allerdings eher im Winter auftritt.

Felix Paul Wierzbicki

Einige Männer lagen krank in ihren Kojen, manche schliefen, und aus einer anderen Kojen starnte, inmitten der merkwürdigen Mischung aus Heiterkeit und Traurigkeit, das bleiche Gesicht eines Toten. Nicht einmal ein Stück Decke hatten sie über die reglosen Züge gelegt.

Da lag er in seiner steifen Ruhe, ein stummer unbeachteter Zeuge der erworbenen Gleichgültigkeit der frühen Siedler. Was bedeutete schon ein Toter mehr oder weniger! Niemand vermisste ihn.

Morgen würden sie ihn beerdigen und seine Kojen für einen neuen Bewerber räumen. Die Musik und das Tanzen, das Kartenspielen, Trinken und Fluchen ging ungehemmt weiter, ungeachtet der grässlichen Nähe des Todes. Sein Antlitz war allen zu vertraut, um Schrecken zu verbreiten.

Luzena Stanley Wilson

Nevada City entwickelt sich zu einer richtigen Stadt. Neben vielen Zelten und Blockhütten gibt es mehr als 100 Gebäude, und es heißt, sie wollen ein Theater bauen. Unten am Hang ist eine weitere Stadt, sie heißt Rough and Ready und ist genauso quirlig wie Nevada. Letzte Woche haben sie dort einen Nigger wegen Diebstahls gehängt.

Es ist schon seltsam, wie gut wir ohne Gerichte und Gesetze miteinander auskommen. Drüber in Nevada City haben die Goldgräber einen Richter gewählt, aber seine Urteile sind nur bindend, wenn die Leute sie annehmen. In den meisten Fällen geht es um Schürf-

streitigkeiten, die von einer Jury aus Goldgräbern entschieden werden.

Alfred T. Jackson

Um ein Uhr, so schnell ging es bei der Verhandlung, gab der Richter der Jury unterschwellig zu verstehen, dass sie den Angeklagten für schuldig erklären und somit ein Todesurteil verhängen müsse! Nach einigen Minuten Beratung kehrten die zwölf Männer zurück, die sich bereit erklärt hatten, ihrer Seele eine so furchtbare Verantwortung aufzubürden, und der Vorsitzende reichte dem Richter ein Papier, von dem er den Willen des Volkes wie folgt verlas: „William Brown, überführt des Diebstahls etc., wird hiermit von nun an in einer Stunde zum Tod durch den Strang bestraft.“

Louise Clappe

Ich verbrachte den Tag in Nevada City. Was für ein Gegensatz zu unseren engen, beschaulichen Dörfern in Neuengland. Es gibt eine Handvoll Läden, die alle erdenklichen Lebensmittel und Geräte führen, zwei Schmuckgeschäfte, zwei Bäckereien, eine Waffenschmiede, Metzger, fünf Hotels, jede Menge Saloons, eine Kirche. Samstagabend und Sonntag ist am meisten los. Dann sind 2000 bis 3000 Goldgräber in der Stadt, von denen die meisten trinken, spielen und Gelage feiern, und wenn jemand geschniegelt herumläuft, kann man sicher sein, dass er Spieler oder Anwalt ist.

Alfred T. Jackson

Ich bin eine Goldsucherin geworden; das heißt, nachdem ich eine Pfanne Erde mit den eigenen Händen gewaschen und dafür drei Dollar und 25 Cent bekommen habe, darf ich mich so nennen. Ich hatte nasse Füße, zerriß mein Kleid, ruinierte ein Paar neue Handschuhe, meine Finger froren fast ab. Ich hatte schreckliche Kopfschmerzen, bekam eine Erkältung und verlor eine wertvolle Brosche bei meiner Liebesmüh.

Louise Clappe

Ein Franzose und seine Frau leben im Nachbarzelt, und sie graben zusammen nach Gold. Sie ist genauso angezogen wie ihr Mann: rotes Hemd, Hose, Hut.

Elizabeth Gunn, aus Philadelphia



Viele Goldgräber haben wenig mehr als eine Schaufel, eine Hacke – und eine Waffe, um ihren Claim zu verteidigen



San Francisco,
1849: Die Bevölkerung
der früheren spani-
schen Missionsstation
in der Nähe der Gold-
funde wächst binnen
eines Jahres von 900
auf mehr als 10 000
Einwohner an

San Francisco,
1863: 15 Jahre
nach dem Gold-
rausch ist die
Stadt die erste
Metropole des
Westens

Am vergangenen Sonntag habe ich in Jamestown gesehen, wie ein Mann von einem Peruaner erstochen wurde. Er kam aus einem Haus herausgerannt, verfolgt von dem Peruaner, der furchtbar wütend war und mit einem Messer in der Hand herumtobte wie eine Furie. Er holte ihn schnell ein, stach ihn in den Nacken und tötete ihn auf der Stelle. Der Grund: Unzucht mit seiner Frau. Die Frau wollte er ebenfalls umbringen, aber sie entkam.

Acht von zehn Frauen hier haben drei Männer. Es ist ziemlich gefährlich, hier eine Frau zu heiraten, denn man muss damit rechnen, dass ein Kerl dich oder sie wegen Bigamie belangt.

John Dart

In diesem Land sind Frauen sehr gefragt; egal, ob sie verheiratet sind oder nicht, du brauchst dich nicht zu wundern, wenn ich eines Tages mit einem gut aussehenden Mann und einer Tasche voll Gold nach Hause komme. Hier ist es üblich, dass Frauen ihre Männer verlassen; zwei von drei machen das.

*Abby Mansur, Frau eines Hotel-
besitzers in einem Goldgräbercamp;
aus Dover, New Hampshire*

Heute kam die Post an. Eine große Menge stand in banger Erwartung da. Als die Briefe verteilt wurden, trat ein gewaltiger Bursche vor. Ein Bart, der fast das ganze Gesicht bedeckte, und ein Revolver im Gürtel verliehen ihm das Aussehen eines Rohlings ohne ein Fünkchen Mitgefühl. Als er seinen Namen sagte, wurde ihm ein Kuvert überreicht. Nachdem er seine

zwei Dollar dafür abgewogen hatte, trat er zur Seite, brach das Siegel und fing an zu lesen. Als ich mich kurz darauf wieder umschauete, sah ich denselben kräftigen, nüchternen Hünen, der hart wie Stein wirkte, in Tränen aufgelöst.

Enos Christman

Jim McCord, der ungefähr 800 Meter weiter unten am Bach lebt, wurde vor ungefähr einer Woche auf dem Rückweg von der Stadt an der Schlucht von Räubern aufgehalten. Als er sich wehrte, schoss ihm einer der Wegelagerer ins Knie und zertrümmerte den Knochen. Dr. Hunt besuchte ihn und sagte, das Bein müsse abgenommen werden. Am Tag vor Weihnachten nahm der Arzt McCords Bein ab. Am nächsten Tag starb er.

Alfred T. Jackson



San Francisco hat sich in den fast vier Monaten, die ich fort war, ziemlich stark verändert. Tausende von Häusern sind errichtet worden und erstrecken sich mittlerweile auf die benachbarten Hügel, wo vorher nurdürre Wildnis war. Es ist ein Ort, wie ihn die Welt noch nicht hervorgebracht hat. Es wimmelt von Menschen aus allen Erdeilen, und der Yankee und der Chinese rempeln einander auf den Straßen an, während Franzosen, Deutsche, Chilenen, Malayen, Mexikaner etc. in ihrer Vielfalt an Kleidung und Sprache ein bisher nie da gewesenes Sammelsurium der Menschheit bilden.

*R. R. Taylor, ehemaliger Zollinspektor
aus Massachusetts*

Mary und ich schlugen eine andere Richtung ein und stießen auf mehrere selt-

same Hütten, in deren Türen und Fenstern komisch geformte Päckchen sowie bunte Schachteln und an einigen Stellen wunderliche Spielsachen hingen. Es dauerte eine Weile, bis mir klar wurde, dass die Leute, die in den Türen standen oder geschäftig umherwuselten, Chinesen waren.

Sarah Royce

Die Chinesen gewinnen inzwischen zu sehr die Überhand im Land. Noch vor sechs Monaten war kaum einer zu sehen, aber in letzter Zeit sind sie in Horden von unten herbeigeströmt. Wir haben eine Versammlung einberufen und ein Gesetz entworfen, das es ihnen verbietet, Land zu erwerben; außerdem sollen sie nur schürfen dürfen, wenn sie die Rechte von weißen Besitzern gekauft haben.

Alfred T. Jackson

Die Chinesen sind alle Raucher, und sie rauchen unmäßige Mengen Opium. Es hat eine sehr schwächende Wirkung auf den Organismus, wenn es so reichlich konsumiert wird, und ich führe ihre Trägheit in hohem Maße darauf zurück.

Aus Neugier habe ich ein bisschen mit ihnen geraucht. Ihr Opium ist sehr mild, angenehm im Geschmack und erzeugt schnell eine schlafige, traumartige Lethargie, die nur durch den großen Anreiz des Goldschürfens zu überwinden ist. Bei der Arbeit sind sie stetig, aber langsam. Im Grunde sind sie bei allem sehr behäbig und obendrein sehr würdevoll.

George McKinley Murrell, Goldgräber

Inzwischen schneiden die Goldgräber in dieser Gegend (Kalifornien; *Red.*) schlecht ab, wie auch sonst fast überall. Ich glaube, die Zeit der privaten Goldgräberei ist größtenteils vorbei. In Zukunft muss sie von Gesellschaften mit schweren Maschinen fortgesetzt werden.

Enos Christman

Es ist nicht ganz drei Jahre her, seit ich von zu Hause weggegangen bin und die Leute meinen Mut bewunderten, in ein unbekanntes Land am Ende der Welt aufzubrechen. Mittlerweile kommt es mir vor, als wäre es nicht nur ein Drehpunkt, sondern wahrhaftig der Mittelpunkt des Universums, und ich verspüre

ein gewisses Mitleid für alle, die unempfindlich für seine Reize sind. Ich bin jetzt ein anderer Mann, und obwohl sie (seine Frau; *Red.*) noch dieselbe Hetty ist, weiß ich, dass wir nicht zueinander passen.

Ich war arm, jetzt bin ich verhältnismäßig reich, und ich habe Träume und Erwartungen, ich will im Leben vorankommen und Karriere machen, während ich vor drei Jahren noch zufrieden gewesen wäre, den Rest meines Lebens auf der Farm zu verbringen.

Alfred T. Jackson

Es war mein Pech, dass ich zu unterschiedlichen Zeiten sechs verschiedene Schürfclaims erworben habe, für die ich insgesamt das runde Sämmchen von 6950 Dollar in reinem Goldstaub zahlte, und aus diesen Claims verlor ich nur bei einem kein Geld. Anhand meiner alten Bücher und Konten könnte ich wahrscheinlich leicht belegen, wo etwa 18000 bis 20000 Dollar geblieben sind. Außerdem sind fünf Jahre vergangen, und ich sehne mich nach meinem Zuhause, aber ich werde erst gehen, wenn der letzte Schuldendollar ehrenwert beglichen ist.

Es ist demütigend, nach fünf Jahren Einsatz in einem Land des Goldes mit leeren Händen nach Hause zu kommen, und manchmal bin ich fast geneigt zu sagen, dass ich es wohl nie tun werde.

George McKinley Murrell

Auf dieser Sandbank gibt es nur noch wenig Erde, sie gilt mittlerweile als erschöpft, und die Goldsucher verschwinden so schnell, wie sie gekommen sind.

Daniel Bates Woods

Die alten Samstagsvergnügungen, wie etwa auf bockenden Pferden in die Saloons zu reiten, den ganzen Tag an den verschiedenen Theken zu trinken und den Tag mit einem kostenlosen Ringkampf zu beenden, gehören der Vergangenheit an. Der ernüchternde Einfluss der Zivilisation hat diese aufregenden, aber gefährlichen Zeitvertreib verdrängt.

Wenn einzelne Mitglieder der aufgeklärten Gesellschaft jetzt Karten spielen, dann in der Abgeschiedenheit eines Hinterzimmers und abgeschirmt von neugierigen Blicken.

Luzena Stanley Wilson

Das „El Dorado“, die älteste, am häufigsten besuchte und angesehenste Spielhölle, hat ihre Pforten geschlossen und ein Schild mit den Worten „Zu vermieten“ aufgehängt.

In diesem Gebäude wurde wahrscheinlich mehr Geld verdient als in jedem anderen in Kalifornien, und bis zuletzt hatte es den Anschein, als würde es genauso gut laufen wie jede Spielhölle in der Stadt. Nun aber ist es geschlossen, die Besitzer haben ihr Geschäft eingestellt und dem neuen Gesetz nachgegeben, ehe es in Kraft tritt.

Man kann dieses Ergebnis getrost dem Gesetzgeber zuschreiben. Er hat eine strenge Verfügung gegen das Glücksspiel erlassen, sodass diese verführerischen Saloons nicht mehr länger den Leichtsinnigen locken und ihn, wenn seine Sinne von der Musik und dem blendenden Licht betört sind, seines Geldes berauben.

„Daily Alta California“, Zeitung, San Francisco, 11. Mai 1855

Vor ungefähr vier Wochen war dieses Tal noch voller Goldgräber, und jeder Zentimeter Boden am Bach war über eine Strecke von fast fünf Kilometern besetzt. Wie verändert nun alles ist! Das Tal ist nahezu menschenleer, und Hunderte von Claims wurden nach vielen Tagen mühseliger Arbeit verlassen, meiner gehört zum Rest.

Die Ladenbesitzer verkaufen ihre Waren, und bis zum Herbst, wenn im Flussbett geschrifft werden kann, wird der Ort verlassen sein. Das Theater hat geschlossen, deshalb findet am nächsten Sonntag ein Stierkampf statt.

Enos Christman

Ich habe beschlossen, dass ich genug von Kalifornien habe und so schnell wie möglich nach Hause gehe.

William Swain, Farmer aus Ohio

Die Historikerin Isabelle Berens, 26, hat für diese Collage alte Zeitungen sowie mehrere Dutzend Bücher ausgewertet.

Die Übersetzerin Brigitte Jakob hat zuletzt das Buch „Die Traumsammlerin“ von Patti Smith ins Deutsche übertragen.

Redaktion: Michael Schaper.

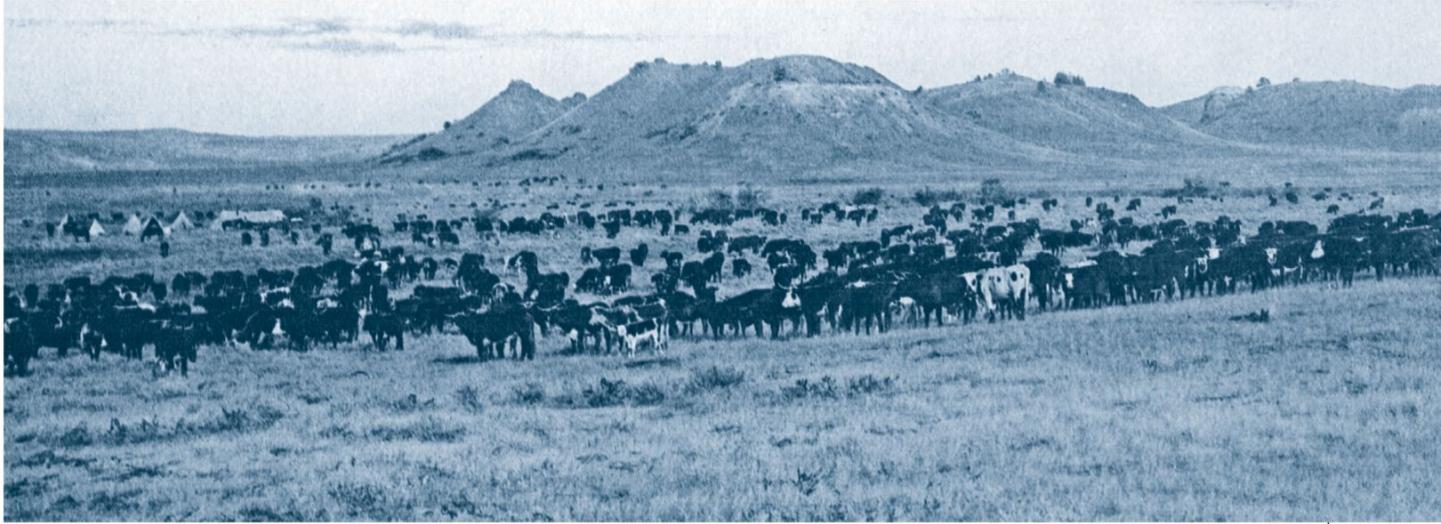
FÜR EINE HANDVOLL DOLLAR

A black and white historical photograph showing four cowboys on horseback in a rural setting. They are wearing hats and light-colored shirts. In the background, a large herd of cattle is grazing in a field under a cloudy sky.

Nur 20 Jahre währt die große Zeit der Cowboys: vom Ende des Bürgerkriegs 1865 bis zum Siegeszug des Stacheldrahts. Und doch prägt niemand das Bild vom Wilden Westen so stark wie die jungen Männer, die Rinder von Texas nach Kansas treiben. Auf strapaziösen Ritten, die wenig gemein haben mit der späteren Verklärung — Von REYMER KLÜVER



Wie diese Jungen und Männer kommen die
meisten der etwa 35 000 Cowboys aus Texas.
Dort liegen die riesigen Weiden, auf denen
Rancher das Vieh für die Schlachthöfe im
Norden und Osten der USA züchten



»Round Up« nennen die Viehhirten das Zusammentreiben der Herde im Frühjahr und Herbst. Sie suchen die halbwilden Rinder in Senken, auf Höhen, in Dickichten und lenken sie zum Treffpunkt. Eine langwierige Arbeit – die Rancher besitzen oft mehrere Tausend Tiere

V

Viel ist nicht bekannt über den Texaner Jack Bailey. Sein Geburtsjahr nicht, sein Todestag nicht, nicht einmal, wo genau er gelebt hat. Nur über einen Zeitraum von 14 Wochen seines Lebens wissen wir sehr viel, wir kennen sogar seine täglichen Gedanken, seine Sehnsüchte, seine Sorgen.

Diese gut drei Monate hat er genau festgehalten, mit schwarzer Tinte auf 130 Seiten zwischen zwei abgewetzten Pappdeckeln, in einer Kladde. 14 Wochen voller Einsamkeit schildert er darin, voller Heimweh, Schmerzen, aber auch kurze Momente reinen Glücks.

Jack Bailey führt Tagebuch über das, was er im Sommer und Herbst des Jahres 1868 erlebt. In dieser Zeit wird er vom Farmer zum Cowboy.

In seinen Notizen verflucht er seine Sturheit: dass er nicht auf Frau und Freunde gehört hat, die den Kopf schüttelten über seinen Entschluss, Kühe treiben zu gehen, in seinem Alter, mit wohl fast 40 Jahren und kleinen Kindern daheim. „Kannst wetten, dass ich gern zu Hause wäre“, schreibt er, „ich bin wütend auf mich selbst, dass ich so ein Idiot war, auf diesen Trip zu gehen. Aber ich dachte, ich würde es schon aushalten.“

Oft sehnt er sich nach der Familie. „Ich würde 50 Dollar geben, heute Nacht zu Hause zu sein“, steht an solchen Tagen in seinem Notizbuch. 50 Dollar – das ist wohl mehr als ein Monatslohn für ihn.

Aber dann sind da auch die Augenblicke, in denen er überwältigt ist von der Unendlichkeit der Landschaft. Wenn er von einer Anhöhe aus die Herde der Longhornrinder einen Flusslauf entlangziehen sieht, über ein, zwei Meilen ausgedehnt. Dann richtet er manchmal einen Felsbrocken als Wegmarke auf und schreibt stolz seinen Namen darauf.

Mehr als 700 Kilometer reitet er durch die Prärie nach Norden. Auf einem Trail, der eher ein breiter Trampelpfad

durch die Wildnis ist, mal Schlammloch, mal Staubpiste, je nach Wetter. Zehntausende Rinderhirten werden Wegen wie diesem in den kommenden Jahren folgen, denn es hat die große, kurze Zeit der amerikanischen Cowboys begonnen. Und Jack ist einer ihrer Pioniere.

Zwar haben texanische Rancher bereits in den 1850er Jahren ihre Longhorns exportiert, diese genügsamen Nachfahren der andalusischen Stiere spanischer Kolonisten, wie gezüchtet für die schier endlose Grasfläche der Prärie, wo sie zwischen Bisons und Mustangs nach Futter suchen.

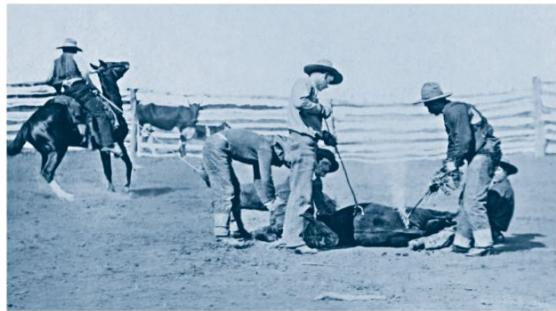
Auf dem Shawnee-Trail trieben Unternehmungslustige die Rinder um 1860 nach Kansas City im Norden oder zu Häfen an der Golfküste, wo sie in die Karibik verschifft wurden. Sogar nach New York und Kalifornien wurden Herden gebracht, wo die Kunden manchmal das Dreißigfache jener vier Dollar bezahlten, die ein Rind in Texas kostete.

Doch die Verluste waren hoch; viele Tiere überstanden die Strapazen nicht. Und dann setzte der Bürgerkrieg dem Geschäft vorerst ein Ende. Denn die Texaner zogen 1861 auf Seiten der abtrünnigen Südstaaten in den Kampf, ihr Vieh blieb weitgehend sich selbst überlassen. Und vermehrte sich: Bei



Das Vieh der texanischen Rancher zieht meist unbefestigt über die Weide. Um die Rinder zu markieren, erhalten sie Brandzeichen

Mehrere Männer halten das Kalb fest, ein anderer brennt das Symbol des Besitzers in die linke Hüfte: gut sichtbar für einen rechtshändigen Cowboy



Kriegsende 1865 weideten mehr als fünf Millionen wilder und halbwilder Longhorns in der texanischen Prärie. Die Rancher besaßen also Tiere im Überfluss.

Ihnen fehlte nur die Möglichkeit, sie profitabel zu vermarkten. Doch das ändert sich.

Am Weihnachtstag 1865 nehmen die Viehhöfe von Chicago ihren Betrieb auf. Die Stadt ist ein Eisenbahnknotenpunkt, hier treffen die Gleise von der Ostküste auf jene Strecken, die Amerikas Süden und bald auch den Westen erschließen.

Chicago wird daher zum Schlachthaus Amerikas, hierher schicken die Rancher aus dem Mittleren Westen ihre Rinder und Schweine – und bald schon wird man das Fleisch in den gerade erfundenen Kühlwagen transportieren. Vor allem in den ständig wachsenden Metropolen des Ostens steigt die Nachfrage nach Steaks und Koteletts rasch. Drei Millionen Tiere durchlaufen die Chicagoer Viehhöfe 1870; 20 Jahre später sind es bereits zwölf Millionen.

Und gleichzeitig wachsen Schwelle um Schwelle, Meile um Meile Eisenbahnlinien auch westlich von Missouri – auch in Kansas, dem geographischen Herzen der USA. Die Märkte im Nor-

den und Osten des Landes rücken näher an die riesigen Weiden von Texas, die Tiere müssen nur irgendwie zu den Eisenbahnen gelangen.

Die ersten Texaner, die nach dem Bürgerkrieg wieder Rinder nach Kansas treiben wollen, scheitern allerdings bereits an der Grenze des Bundesstaates: Aufgebrachte Farmer stoppen den unerwünschten Besuch aus Angst um ihr eigenes Vieh.

Denn die fremden Herden schleppen Zecken ein, die das Texasfieber übertragen. Die Longhorns sind gegen diese Schädlinge weitgehend immun, andere Rinder dagegen gehen oft zugrunde. Daher sind ab 1867 große Teile von Kansas Quarantänegebiet, durch das von März bis November kein texanisches Vieh getrieben werden darf (siehe Karte Seite 83).

Doch wenn im Westen ein Geschäft zu machen ist, findet sich meistens ein Weg: Im Frühsommer 1867 reist der Unternehmer Joseph G. McCoy nach Abilene in Kansas (eine gleichnamige Stadt wird später in Texas gegründet). Dorthin führt die Linie der Union Pacific Railroad – in ein Dorf von vielleicht einem Dutzend Blockhäusern inmitten brettflacher Prärie.

Abilenes Abgeschiedenheit ist der große Vorteil des Ortes. Sein Bahnhof

liegt zwar innerhalb der Quarantänezone, jedoch fast an deren Rand. Allzu großer Widerstand gegen die texanischen Herden ist hier nicht zu erwarten.

Innerhalb weniger Wochen lässt McCoy ein Hotel, Scheunen, Ställe und einen Pferch für 3000 Rinder zimmern. Eine Viehwaage schafft er auch herbei. Den wenigen Farmern in der Nachbarschaft verspricht er Entschädigung, sollten Tiere am Texasfieber verenden. Und vom Gouverneur erhält er eine Ausnahmegenehmigung für den Viehtrieb.

Nun fehlen nur noch die Rinder. McCoy weiß, dass zahlreiche Cowboys mit Herden auf den Trails von Texas in Richtung Norden unterwegs sind – getrieben von der Hoffnung auf hohe Viehprixe, aber verunsichert durch Gesetze und feindselige Siedler. Er schickt einen Reiter Richtung Süden los, der möglichst viele Viehtrieber auf den Pfad nach Abilene hinweisen soll.

Mit Erfolg: McCoys Bote überzeugt einige der zweifelnden Cowboys, dass sie ihre Tiere trotz des Quarantängesetzes auch in Abilene verkaufen können. Im Winter lässt der Unternehmer in Texas Werbung für seinen Ort verbreiten. Noch 1867 werden dort die ersten 35 000 Rinder verladen. Und 1868 beginnt das Geschäft richtig.



Stolz präsentieren sich Cowboys der Kamera, ausgestattet mit ihren wichtigsten Utensilien: einem Hut gegen die Sonne, Beinschützern gegen Dornen und vor allem einem Lasso, oft aus Manilahanf oder Rohleder. Die Viehtrieber werden schon für ihre Zeitgenossen zu Heldengestalten des Wilden Westens, sodass geschäftstüchtige Fotografen diese Accessoires als Verkleidung auch für städtische Kunden bereithalten

Auch John Adare will in jenem Sommer Longhorns aus Texas in Abilene verkaufen. Er ist der *trail boss*, der Chef der Cowboytruppe, die eine Herde von vermutlich 1500 bis 2000 Rindern nach Norden treiben soll. Adare stellt dafür etwa ein Dutzend Männer an.

Darunter Jack Bailey.

Der Mann aus Texas hat vermutlich noch nie einen Viehtrieb erlebt. Weshalb tut er sich die Strapazen an? Viel hält er in seinen Notizen fest, über seine Motive aber schweigt er. Vielleicht gehören ihm ein paar der Tiere, aber auch darüber sagt er nichts. Bailey kann offenbar gut reiten und die Longhorns im Zaum halten – damit erfüllt er schon die beiden wichtigsten Voraussetzungen, die ein Cowboy mitbringen muss.

In Texas gibt es nach dem Bürgerkrieg kaum bezahlte Arbeit. Die meisten Menschen leben eher kümmерlich vom Ertrag ihrer Farmen. Viehherden nach Norden zu treiben ist einer der wenigen Jobs, mit denen sich ein bisschen zusätzliches Geld verdienen lässt.

Meist verdingen sich für diese harte Arbeit junge Kerle. Bailey könnte fast ihr Vater sein; er ist verheiratet, etwa 37 Jahre alt. Und macht sich wohl gerade deshalb auf den Weg: Die Familie kann vermutlich das Geld gut gebrauchen.

So wird Jack Bailey zu einem Cowboy. Er selbst aber nennt weder sich noch die anderen so. Die sind für ihn nur die *boys*, die Jungs (wohl auch, weil er deutlich älter ist). Auch sonst muss sich das Wort erst noch durchsetzen.

Manchmal werden die Cowboys auch *cowhand* oder *cowpuncher* genannt, oder schlicht *cowpoke*, weil sie die Rinder mit hölzernen Stangen in den Viehwagen treiben. Nicht zu verwechseln sind sie mit den *cowmen* – das sind die Rancher, die Besitzer der Rinder.

In der ersten Hälfte des Juli 1868 setzt sich die Herde in Bewegung: ausgewachsene Ochsen und Kühe, aber auch Kälber. Zwischen fünf und 25 Kilometer legen sie vermutlich am Tag zurück.

Der Zug der mächtigen Tiere beeindruckt Bailey, er notiert, wie sich das Band der friedlich trinkenden Long-

horns entlang eines Flusslaufes erstreckt. Zuweilen blitzten die hellen, spitzen, manchmal fast einen Meter langen Hörner im Sonnenlicht.

Doch wenn die vielfarbenen Tiere nebeneinander einen Pfad den Hügel hinauftrotten, stoßen diese Hörner ständig mit stumpfem, kurzem Knall zusammen. Dazu das Stampfen der Hufe, das

ziehen soll. Nur einer der Cowboys ist zuvor überhaupt schon auf diesem Trail unterwegs gewesen, und daher weiß niemand genau, welcher der Trampelpfade der richtige ist.

Parallel zu ihrer Strecke verläuft etwas weiter im Westen der Chisholm Trail in Richtung Abilene. Dieser Weg ist bereits mit Markierungen für Plan-

Die Anfänger machen den DRECKIGSTEN JOB

Brüllen der massigen Ungetüme, ihr Schnaufen durch die geblähten Nüstern, weil sie Wasser wittern: Dann lässt sich ahnen, welche Kraft sich in diesen scheinbar ruhigen Tieren verbirgt. Jack Bailey weiß das, er ist einer der Erfahrenen in der Truppe. Und er fürchtet es.

Manchmal reitet er als Kundschafter voraus. Bailey sucht nach Wasserstellen und guten Weideflächen entlang des Weges; Adare gibt dann lediglich die Himmelsrichtung vor, in die die Herde

wagen versehen – der Händler Jesse Chisholm hat ihn in den Jahren zuvor als Versorgungsroute angelegt. Bald wird er sich 200, mitunter 400 Meter breit wie ein Schmutzband durch die Prärie ziehen, aber 1868 ist er offenbar noch nicht allen bekannt.

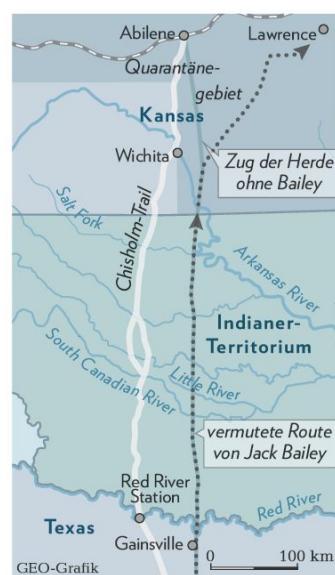
So läuft die Herde aus Texas fast auf gut Glück Richtung Norden. Mitunter kommt sie überraschend zu Flüssen, die Trailboss Adare fast 100 Kilometer weiter nördlich vermutet hat.

Manchmal reitet Bailey als *pointer*, als einer der Männer, die den Tieren die Richtung vorgeben. „Ich und Bud lenken heute die Herde“, vermerkt er stolz am 4. August, eine gute Woche, nachdem sie Texas hinter sich gelassen haben. Die Rollen auf dem Trail sind genau vorgegeben. Denn bei aller Freiheit der *open range* fernab von Zäunen, Häusern, gesellschaftlichen Zwängen folgen die Cowboys einer strikten Hierarchie (so wie auch die Tiere der Herde rasch eine Rangfolge entwickeln und dem Leittier hinterherlaufen).

Als einer der beiden Pointer an der Spitze des Zugs zu reiten gilt als Ehre, der linke Pointer ist oft der zweite Mann nach dem Boss. Von den Seiten wird die Herde zusammengehalten und vorwärtsgetrieben – weiter vorn von den *swing riders*, den Flügelreitern, zum Ende hin von den *flank riders*, den Flankenreitern.

Ganz hinten reiten die *drag riders*, die Schlussreiter. Sie haben den erbärmlichsten Job auf dem Trail, und den be-

TRAIL NACH NORDEN



Die Herde, die Jack Bailey treibt, läuft östlich des erst jüngst markierten Chisholm-Trails Richtung Kansas. Dort gerät sie in das gesetzlich festgelegte Quarantänegebiet, in dem Viehtriebe eigentlich verboten sind

kommen die Anfänger: Sie müssen hin und her reiten und lahmende Rinder antreiben; dabei sind sie fast ständig in die Staubwolke gehüllt, die die Herde weithin sichtbar hinter sich herzieht.

Wie ein Pelz legt sich der Puder auf Augenbrauen, Schnurrbärte und die breiten Krempen ihrer Hüte. Er färbt die schwarzen und weißen Haare des Ziegenfells, aus dem manche *chaps* (von *chaparral*, spanisch für „niedriges Gestrüpp“) gefertigt sind, der Schutz, den sie sich gegen Dornen und Zweige um ihre Beine knüpfen.

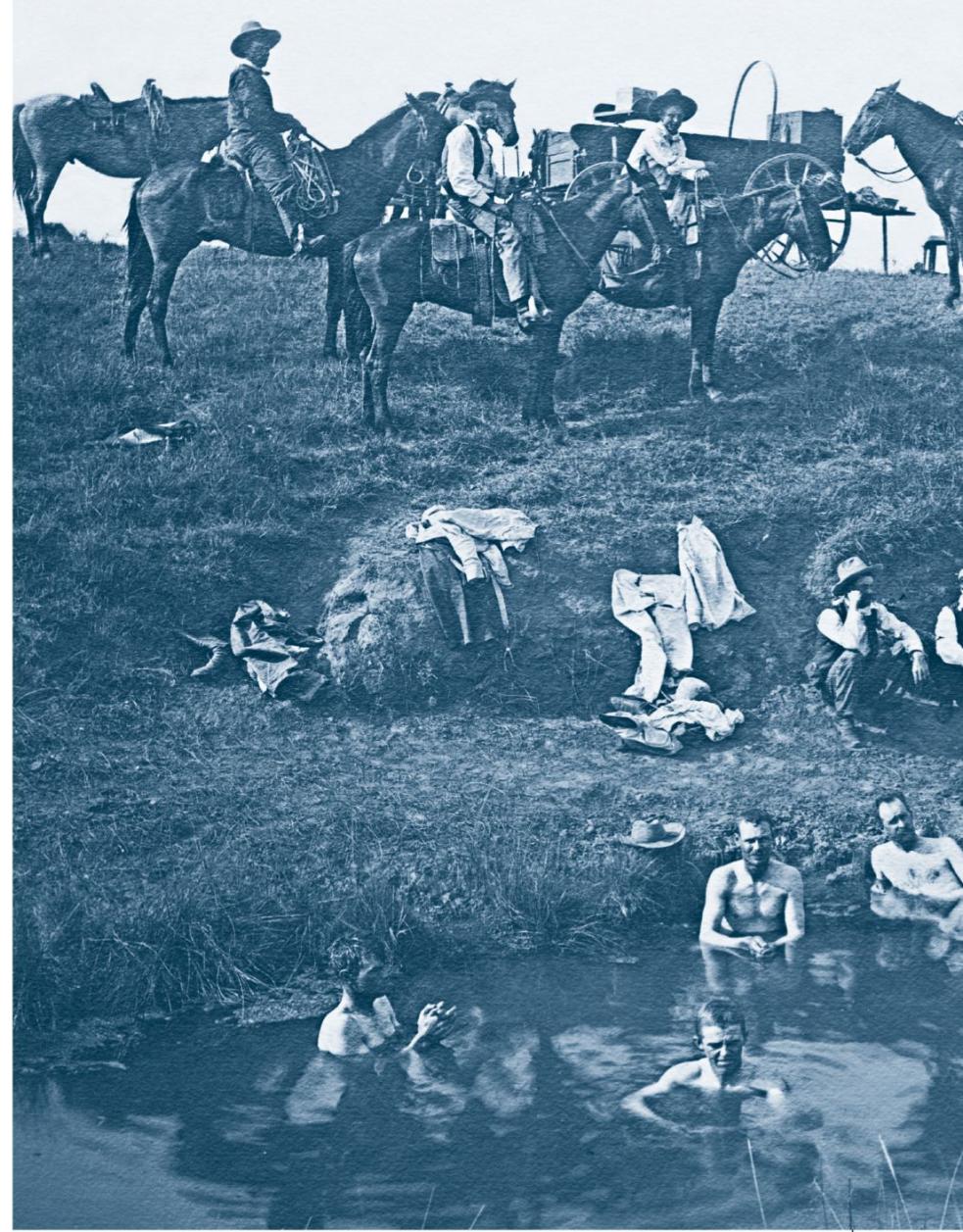
Der feine Sand dringt sogar durch die *bandana*, jenes Halstuch, das sich die Cowboys vor den Mund binden. Alle Reiter mahlen den feinen Sand zwischen den Zähnen, müssen zwischendurch den Mund ausspülen und die ausgetrocknete Kehle reinigen – aus der Lunge aber ist der Präiestaub nicht so leicht herauszubekommen.

Wichtiger als die Treiber und die Pointer, wichtiger fast als der Boss aber ist auf dem Trail ein anderer: der Koch. In seinem *chuck wagon* sind Vorräte für einen Monat verstaut, Pfannen, Töpfe, Kochgestell, ein in die Glut zu stellender Ofen, ein Wasserfass, Ersatzkleidung und Bettrollen der Cowboys. Nach jeder Rast rumpelt er voraus, um das nächste Lager vorzubereiten. In der Mittagspause und zur Dämmerung muss er die ausgehungerten Männer schnell sattbekommen, mit Maisbrot oder Bohnen und Speck.

Auf Baileys Trail ist der Koch weiblich: John Adare hat seine Frau mitgenommen, die meist die Versorgung der Truppe übernimmt.

Auch andere Frauen und sogar Kinder – wohl Familienangehörige der Cowboys – fahren in Planwagen mit. Das aber ist die Ausnahme. In der Regel ist der Viehtrieb reine Männerarbeit.

Jeden Morgen, wenn das erste blaue Band am Horizont im Osten zu leuchten beginnt, stehen die Cowboys auf, trinken einen heißen Kaffee, um wach zu werden, schwarz und stark (auch wenn sie ihn zweimal vom selben Kaffeesatz aufgießen müssen, als der Proviant zur Neige geht).



Kurz darauf setzt sich die Herde langsam in Bewegung. Ein paar Stunden lang ziehen die Tiere nun grasend über die Prärie. Die Cowboys treiben sie an, das Lasso (von spanisch *lazo*, Schlinge) haben sie dabei immer griffbereit am Sattelknauf, um zu weit abgekommene Tiere wieder einzufangen. Das Seil, oft aus Manilahanf oder Rohleder, ist ihr wichtigstes Werkzeug.

Wenn die Sonne hoch am Himmel steht, brauchen Menschen und Tiere eine

Pause und Wasser. Nachmittags geht es noch einmal ein paar Stunden weiter, bis die Schatten lang werden.

Dann kommt der schwierigste Teil des Tages: Die Cowboys müssen die Rinder zur Ruhe bringen. Dazu reiten Bailey und die anderen um die Herde herum und ziehen dabei den Kreis allmählich enger – für die aneinandergedrängten Tiere das Signal, sich hinzulegen.

Nach dem Essen streifen die Männer ihre staubigen Lederstiefel ab, zie-



Mehrere Monate verbringen die Cowboys auf den Trails von Texas nach Norden. Sie reiten oft ohne Karte, ohne Kompass. Und dürfen Siedlungen nicht zu nah kommen: Die Farmer in Kansas fürchten die Longhorns, die ein tödliches Rinderfieber übertragen

hen die Chaps aus, legen ihre Hüte zur Seite. Und kriechen unter ihre Decke im Zelt.

Ungestört durchschlafen aber können sie nicht. In der Nacht muss jeder zwei Stunden lang Wache halten, draußen am Rand der Herde, allein im Sattel, auf die Geräusche in der Dunkelheit

horchend, etwa auf die Tiere der Prärie – weil manchmal Wölfe um die Herde streichen.

Vor allem aber müssen die Nachtwachen auf die Rinder achten. Um sie zu beruhigen, singen oder pfeifen die Männer. Wird nur eines der Tiere nervös und springt auf, kann schnell die ganze

Herde auf den Beinen sein, mit gewaltigem Gebrüll, eine Macht aus unkontrollierbaren Leibern – die gefürchtete *stampede*.

Doch Bailey hat Glück, zumindest in den ersten beiden Wochen. Am 9. August notiert er zwar: „Hatten eine Stampede gestern Nacht“, setzt jedoch lapidar hinzu, „aber nichts Ernstes. Haben sie zum Halten gebracht.“ Das kann nur einer schreiben, der den Umgang mit den Tieren gewöhnt ist.

Denn um die Longhorns nach einer Stampede wieder einzufangen, müssen die Cowboys in der Dunkelheit vor die Herde reiten und versuchen, sie in eine Kreisbewegung zu lenken. Immer runderum, wie die Flügel einer Windmühle: Mit diesem *milling* bringen sie die aufgeschreckten Rinder zur Ruhe. Erst dann dürfen sich die Männer wieder hinlegen.

Tagsüber sind sie oft müde. Die meisten sind schon einmal im Sattel eingedöst. Wenn es besonders schlimm kommt, reiben sie sich Tabaksaft in die Augen. Der brennt wie Feuer, aber erfüllt seinen Zweck: Sie bleiben wach.

Jenseit von Texas zieht die Herde durch das Indianer-Territorium – das Siedlungsgebiet der nach Westen vertriebenen Stämme etwa der Seminolen, der Cherokee, der Chickasaw. Die Cowboys treiben ihr Vieh einfach durch das Land, ohne um Erlaubnis zu fragen.

Baileys Herde kann ohne größere Schwierigkeiten passieren, allerdings fordern die Indianer ihren Tribut. Eine alte Frau folgt ihnen beharrlich. Den ganzen Tag lässt sie nicht davon ab, behauptet, ein Ochse gehöre ihr. Entnervt gibt ihr Trailboss Adare am Ende das Tier – „auch aus Angst“, schreibt Bailey.

In seinen Augen tut sein Boss alles, um Scherereien mit den Indianern zu vermeiden, stellt zwei Shawnee-Männer als Kundschafter ein, zahlt einem anderen Indianer fünf Dollar für entlaufene Rinder, die dieser, wie Bailey glaubt, während einer Stampede in der Nacht zuvor gestohlen hat.

Noch weniger gefällt ihm, dass in den Forts im Indianer-Territorium vor allem schwarze Soldaten stationiert sind, von den Indianern später „Buffalo Sol-

diers“ genannt – wohl wegen ihrer wohlgeligen Haare, aber auch wegen ihrer Tapferkeit und Kampfkraft.

Afroamerikaner in US-Uniform: Das empfindet Bailey als Hohn, als gezielte Demütigung des Südens durch die Nordstaatler. Der weiße Texaner hat die Niederlage im Bürgerkrieg – erzwungen unter anderem von den schwarzen Freiwilligen – nicht verwunden.

Im Tagebuch ist sein Zorn über die „plattnasigen, dummen Neger“ nachzulesen. Amerika, wütet er, „war einmal ein freies Land. Nun ist es eine Monarchie, eine Tyrannie, ein einziger Verrat, regiert von der Vorherrschaft der Neger“.

Doch der Westen ist auch außerhalb der Forts kein so weißer Ort, wie sich Bailey ihn wünscht: Wohl ein Viertel der vielleicht 35 000 Cowboys, die im Laufe der Jahre Herden nach Norden treiben, sind Afroamerikaner, meist schlechter bezahlt als die Weißen. Auch in Baileys Truppe sind mindestens zwei schwarze Cowboys. Drei Jahre zuvor sind sie vermutlich noch Sklaven gewesen.

Nach einem Peitschenhieb eines weißen Cowboys stürmt einer der Schwarzen wütend davon. Der Boss holt ihn zurück. „Gloria!“, schreibt Bailey sarkastisch: „Der Neger zu Fuß wäre verhungert, bevor er eine Siedlung erreicht. Und ich sage, lass ihn ziehen.“

Sein Chef zeigt mehr als einmal, dass es auch eine Solidarität des Westens

halten muss. Mal zanken sich zwei Cowboys um eine Decke, mal haben alle einfach schlechte Laune. An einem Tag finden sie kein Wasser, am nächsten haben sie zu viel, weil es ohne Unterlass regnet. Einmal verliert Baileys Schwager Bud Ham Jacks Pfeife. Ärgerlich, doch in einem Indianerdorf kann er sich Ersatz beschaffen.

Bailey gefällt das Cowboyleben. Er findet es herrlich, abends an einem kleinen See neben Bud zu liegen, während die Jüngeren im Wasser herumspringen.

Als er einen Weg auskundschaften soll, macht er am Ufer eines Flusses allein Rast – „der schönste Strom, den ich je gesehen habe“.

Abends stimmen sie manchmal am Lagerfeuer Songs aus Texas an: „Ich sing ein kleines Lied, es dauert auch nicht lang...“. Und als die „Old Lady“, die Frau vom Boss, schimpft, sie sollen endlich Ruhe geben, grölen sie erst recht weiter. Bis Mitternacht.

Es gibt aber auch die anderen Tage. Wie jenen 11. August 1868, als sie den Little River überqueren.

Jack Bailey bemerkt an diesem Tag genau, dass die Tiere unruhiger sind als sonst, kann es sich aber nicht erklären. Abends notiert er in seiner Kladde: „Die Rinder den ganzen Tag verschreckt. Haben mehr-

Satz sind die Rinder erneut auf den Beinen, stieben, alles niederwalzend, kopflos in die lichtdurchzuckte Finsternis.

Das Lager ist in Panik. Die Frauen sind zu Tode erschreckt. Die Kinder schreien. „Es war so dunkel, dass wir die Tiere nicht sehen konnten. Kannst wetten, dass sie die Erde beben machten!“, schreibt Bailey am nächsten Tag.

Einige Männer brüllen in ihrer Angst die Rinder an und einer, Dud Rogers, „der mutigste Mann von allen, wenn keine Gefahr droht“, schreibt Bailey verächtlich, „kletterte einen Baum hoch und überließ die Frauen sich selbst“.

Jack aber beherrscht sich. Er kann seine Decke noch in Sicherheit bringen, dann ist er mitten in der rasenden Herde. Er hat Glück, sein Pferd scheut nicht, und er kann sich fest im Sattel halten.

Wieder versuchen die Cowboys, die verschreckten Rinder in eine Kreisbewegung zu versetzen, jagen vor dem Leittier durch die Dunkelheit – ein lebensgefährliches Unterfangen, denn in vielen Gegenden haben Präriehunde Löcher gegraben, Stolperfallen in der Nacht.

Oder ein Steilhang tut sich plötzlich auf. Schon der nächste Schritt des Pferdes könnte den Tod bringen. Ein Sturz wäre fatal, die wild gewordenen Rinder trampeln einen Menschen unweigerlich nieder.

Auch Bailey kennt vermutlich die Schauergeschichten von Stampedes, bei denen Cowboys am nächsten Morgen neben einem Pferdekadaver, von dem nur noch einzelne Rippen emporragten, die zertretene Leiche ihres vermissten Kumpaten im Schlamm gefunden haben, identifizierbar allein am Griff seines Revolvers. Viele Gräber säumen die Trails in der Prärie. Darin liegen vom Blitz Erschlagene, in den Flüssen Ertrunkene, von Longhorns Niedergetrampelte, an Krankheiten Gestorbene.

Gegen Ende der Nacht bekommen Bailey und die anderen Cowboys aus Texas einen großen Teil der Herde wieder unter Kontrolle; die Gruppe hat Glück und muss keine Toten oder Verletzten beklagen. Nur Dud Rogers ist von seinem Baum gestürzt und hat nun den Spott der anderen auszuhalten.

Im Morgengrauen folgen sie den Fährten, um entlaufene Tiere zu suchen.

Ihr Ziel ist ein Kaff im **NIRGENDWO**

gibt. So teilt er bereitwillig seine Fleischvorräte, als ihnen eine ausgehungerte Abteilung schwarzer Soldaten begegnet.

Velleicht ist der Trailboss, anders als Jack Bailey, auch einfach nur dankbar für den Schutz, den die Armee bietet.

Die Herde kommt gut voran. Fast die Hälfte des Indianer-Territoriums hat sie bereits ohne größere Probleme durchquert. Aber es gibt auch Streit – wie kaum anders vorstellbar in einer Gruppe, die über Wochen zusammen-

mals versucht loszurennen. Bin gespannt auf die Nacht.“

Er liegt schon unter seiner Decke, als die Tiere plötzlich aufschrecken und im Regen davonstürmen. Bis zum Morgengrauen wird er nicht wieder zur Ruhe kommen. Zunächst gelingt es den Cowboys, die Longhorns herumzutreiben, bis die Tiere sich erschöpft hinlegen.

Doch dann, gegen halb fünf morgens, ein Blitzschlag, krachender Donner direkt über ihren Köpfen. Mit einem

Mittags müssen sie weiter; es gibt kein Wasser mehr an ihrer Lagerstelle.

Bailey fühlt sich „dumpf, dösig und schlaftrig“, aber sie kommen an diesem Tag immerhin noch einige Kilometer voran und haben wohl am Ende sogar alle Tiere wieder beisammen.

Doch dann ist da das Heimweh. Am Donnerstag, dem 13. August 1868, notiert Bailey bei Sonnenuntergang: „War ein schöner Tag, aber ein sehr einsamer für mich. Habe die ganze Zeit an meine kleine Familie gedacht, hoffe sehr, dass es ihnen allen gut geht.“

Ein anderes Mal hat er Angsträume, dass sein Sohn, sein „kleiner Charlie-Boy“, nicht wohlauf sein könnte. „Ich glaube eigentlich nicht an Träume“, vertraut er seinem Tagebuch an, „aber ich kann mir nicht helfen, ich fürchte, dass etwas nicht in Ordnung ist.“ Jack macht sich nun Vorwürfe, dass er sich auf das kräftezehrende Abenteuer überhaupt eingelassen hat.

Und er wird immer wieder krank. Am 22. August hat er in der Seite solche Schmerzen, dass er nicht mehr reiten kann. Wie die Frauen und Kinder muss er mit dem Planwagen fahren. Am nächsten Tag sitzt er trotz Schmerzen wieder auf dem Pferd.

Am Ende des Trails klagt er über Rheuma und Fieber, Schmerzen in der Schulter. Möglicherweise hat er sogar eine Lungenentzündung, es wäre kein Wunder nach den durchwachten nassen Nächten. Dunkle Gedanken gehen ihm durch den Kopf: „Ein Trost ist, dass ich keine Angst vorm Sterben hab.“

Doch bald darauf geht es ihm wieder besser: „Wenn ich jetzt einen Doktor und viel Medizin hätte, könnte ich daran sterben. Aber weil ich beides nicht habe, gibt es eine Chance, dass ich wieder gesund werde“, scherzt er.

Am 25. August durchqueren sie den Salt Fork, der hier kurz vor seiner Mündung in den Arkansas River, annähernd einen Kilometer breit und um die Jahreszeit sehr flach ist, nur die Kälber müssen schwimmen. Aber Treibsand macht die Furt tückisch. Einige Cowboys stürzen mit ihren Pferden im Wasser.

Bei anderen Flussquerungen bleibt es den Männern nicht erspart, mit ihren Pferden durchs Wasser zu schwimmen,



Einer der wichtigsten Männer auf dem Trail ist der Koch. In seinem Küchenwagen transportiert er Vorräte und Töpfe, Medizin, Whiskey, frisches Wasser. Er verdient meist mehr als doppelt so viel wie ein Cowboy



Vorbereitungen für das Lager: Die Cowboys müssen in der Nacht eine mehrstündige Wache übernehmen und die Herde ruhig halten. Sonst droht eine stampede, in der die Rinder alles niedertrampeln



Die Rollen sind klar verteilt: Pointer führen die Herde an, Flügel- und Flankenreiter halten sie an den Seiten zusammen. Die Schlussreiter arbeiten im dichtesten Staub, treiben Nachzügler an oder fangen Streuner ein

gerade die Pointer müssen den Rindern den Weg weisen und darauf achten, dass das Leittier nicht auf halber Strecke kehrtmacht, weil ihm etwa das Wasser zu tief wird. Denn wenn es umdreht, dreht die Herde um. Und das bedeutet Chaos.

Oder die Rinder treiben mit der Strömung zu weit ab und landen am anderen Ufer an einer steilen Böschung, wo die Longhorns kaum hochkommen.

Am Salt Fork aber haben sie Glück und kommen „ohne große Schwierigkeiten rüber“, wie Bailey notiert.

Sie sind nun kurz vor der Grenze zu Kansas, der größere Teil des Wegs liegt hinter ihnen. Ihr Ziel ist nicht mehr weit entfernt: Abilene.

Cowboys, die bereits wieder auf dem Heimweg sind und Baileys Herde entgegenkommen, erzählen ihnen wohl vom Treiben dort. Eigentlich ist Abilene ein Nichts im Nirgendwo. Aber als erste *cattle town* wird das Kaff bald einen Ruf quer durch die ganze Prärie haben, als Vergnügungsstadt, als erster jener Orte im Westen, die nur entstehen oder groß werden, weil sie Zielpunkt des Viehtriebs sind. Sogar Touristen von der Ostküste werden mit der Eisenbahn in die Cattle Towns im Wilden Westen reisen.

Drei Monate auf dem Trail, das bedeutet für die meisten Cowboys eine lange Zeit ohne Sex oder Alkohol. Daher freuen sich Baileys Kollegen nun umso mehr auf das Ende der Reise.

In den besten Zeiten um 1870 wird es in Abilene mindestens elf Saloons geben, mit Namen, die auf ihre Kundschaft aus dem Süden zielen: „The Bull's Head Saloon“ oder „The Alamo“, benannt nach der berühmtesten Schlacht im texanischen Unabhängigkeitskrieg.

Das „Alamo“ ist das vornehmste Etablissement am Platz. Im Gegensatz zu den Saloons mit hölzernen Schwingtüren sind hier Glastüren installiert. Die Spieltische sind mit Filz überzogen, der Tresen ist mit glänzendem Messing beschlagen, an den Wänden hängen Frauenakte im Stil italienischer Renaissancemaler.

Neben den Gastwirten finden sich rasch zwei weitere Arten von Menschen in den Cattle Towns ein, um den Cow-



boys ihre hart verdienten Dollar wieder abzunehmen: professionelle Spieler, die die arglosen Viehtreiber beim Poker besiegen, und Prostituierte.

Die ersten käuflichen Damen sind bereits im Herbst 1867 in Abilene eingetroffen. Die Betreiber von Saloons und *dance halls* verdienen gleich mehrfach an ihnen: Die Cowboys bezahlen in den Kneipen dafür, mit den Frauen zu trinken und zu tanzen. Und wenn die Straßenmädchen ihre Freier in einem der

Hinterzimmer empfangen, erhalten die Wirte ebenfalls Geld.

Die Prostituierten stehen am unteren Ende der Gesellschaft von Abilene, häufig geschlagen von Kunden, Zuhältern und Puffmüttern, ohne viel Kontrolle über ihre eigenen Geschicke.

Sie werden von den respektableren Bürgern verachtet und doch geduldet, weil die Bußgelder, die sie für ihre Arbeit zahlen müssen, die Gemeindekasse füllen. Und weil es vor allem die Prosti-



Die Cowboys treiben die Rinder zur nächstgelegenen Eisenbahnstation, hier Magdalena in New Mexico. Dort wird das Vieh verkauft, verladen und dann zu den Schlachthöfen gebracht

tuierten sind, die die jungen Cowboys in die Stadt locken. Doch gibt es auch harmloseres Vergnügen in Abilene: ein heißes Bad, eine Rasur, frische Kleidung.

Die Boom-Zeiten dieser Westernstädte sind kurz bemessen: ein paar Jahre nur.

Denn mit der Eisenbahn kommen auch neue Siedler. Bald sind überall in den einst menschenleeren Gegenden Farmen gegründet, mit eigenem Vieh – und die Angst vor Texasfieber und Sittenverfall nimmt zu. Daher werden Rinder-Verlastestationen weiter südlich und westlich von Abilene immer wichtiger, etwa in

Dodge City, das dank seiner Vergnügungen schon bald als „Babylon des Westens“ bekannt ist.

In der Fremde sind die Cowboys enthemmt – und bewaffnet: Fast jeder von ihnen trägt einen *six-shooter* im Gurt, einen Revolver. Dennoch berichtet keine Lokalzeitung von Duellen am *high noon*, die später so legendär werden.

Eher verletzen sich die Viehtreiber, wenn sie mit ihrer Waffe hantieren, sie putzen oder ablegen. Und selbst manche Sheriffs schlagen Unruhestifter lieber mit dem Griff ihrer Six-Shooter nieder, als auf sie zu schießen.

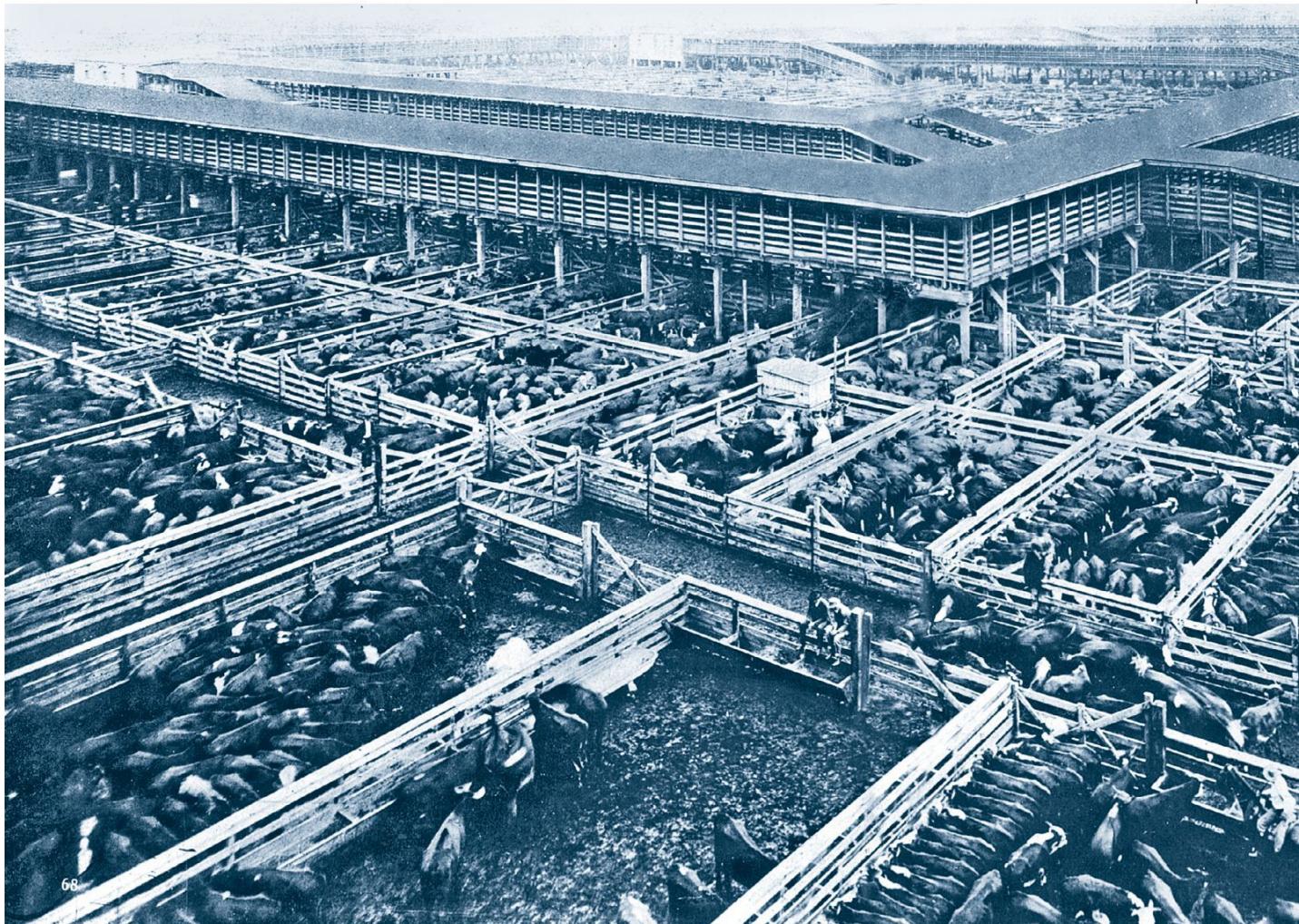
Die meisten Cowboys sind alles andere als Revolverhelden. Ihr Ton und ihre Umgangsformen mögen rau sein, doch besonders gewalttätig sind sie nicht. Ihr Beruf ist es, Kühe zu treiben. Den Colt tragen sie meist nur für den Notfall, zur Selbstverteidigung.

Auch das Gewehr, ab 1873 oft die berühmte Winchester, haben sie lediglich dann geladen und im Sattelholster griffbereit, wenn sie sich von Indianern oder Viehdieben bedroht fühlen. Manche Trailbosse verbieten ihren Cowboys sogar, bei der Arbeit einen Six-Shooter im Gürtel zu tragen – aus Angst, es könnte sich ein Schuss lösen.

Jack Bailey berichtet nur einmal davon, dass er seinen Revolver abgefeuert hat – aber nicht, um einen anderen Cowboy niederzustrecken oder angreifende Indianer zu verjagen. Sonderum einige Rinder aus einem unzugänglichen Flusslauf herauszutreiben.

Am 3. September kommt die Herde zum Stehen, nach 38 Reise- und einigen Pausentagen. Eine halbe Woche zuvor haben Bailey und seine Kollegen die Grenze zu Kansas überschritten. Doch viel zu weit im Osten und so mitten im Quarantänegebiet – anders als der Chisholm-Trail weiter westlich. Wenn sie jetzt einfach weiterziehen, droht Ärger mit den Farmern. Wenn sie sich aber ans Gesetz halten, müssen sie bis zum 1. Dezember warten, so wie es in Kansas vorgeschrieben ist. Was tun?

Trailboss Adare entschließt sich, nur mit den fetten Ochsen nach Abilene



Viehhof in Kansas City: In den 1880er Jahren durchlaufen mehrere Millionen Tiere die Pferche auf dem Weg zum Metzger. Zwei neue Erfindungen beschleunigen die Massenschlachtung: das Fließband und der Kühlwagen

weiterzuziehen und den Rest der Herde zum großen Teil gleich hier vor Ort loszuwerden. Das aber dauert eine Weile.

Und es ist langweilig – die Stimmung in der Truppe sinkt. „Heute nichts passiert“, schreibt Bailey missmutig in sein Tagebuch, und am nächsten Tag: „Waren heute sehr nah an einer Schlägerei im Lager.“

Zudem wird das Wetter schlechter. Am 15. September notiert Bailey: „Hatten einen schweren Sturm. Alles vollkommen nass und matschig.“ Neun Tage später: „Hatten Schneereggen gestern.“

Nach mehr als drei Wochen hat Baileys Boss einen guten Teil seiner Her-

de bei Viehzüchtern in der Umgebung untergebracht, die ihm die Longhorns, die wie alle seine Tiere ein klar erkennbares Brandzeichen tragen, eine Weile lang mästen werden – vermutlich ist die Aussicht auf ein paar leicht verdiente Dollar höher als die Angst der lokalen Farmer um das eigene Vieh.

Jack Bailey muss dafür die Verträge aufsetzen, er kann wohl in der Gruppe am besten schreiben.

Den Rest seiner Rinder schickt Adare direkt nach Abilene. Offenbar hofft er, die nun deutlich kleinere Herde in vielleicht zehn Tagesmärschen ohne Konflikte dorthin treiben zu können.

Bestärkt haben dürften ihn zurückkehrende Cowboys, die berichten, dass die Preise gerade hoch sind. Pro Rind kann ein Verkäufer in Abilene 28 Dollar bekommen. Wenn man die Ausgaben auf dem Trail abzieht, bleiben bei jedem Tier etwa 15 Dollar Gewinn.

Jack Bailey aber geht nicht mit nach Abilene. Er soll Adares Frau samt Planwagen nach Lawrence begleiten, einer Stadt im Nordosten von Kansas. „Ich bin froh, dass ich das Viehtreiben los bin“, schreibt er am 27. September erleichtert.

Acht Tage später treffen sie in Lawrence ein. Bailey hält es dort nicht lange. Nach nur zwei Tagen Ruhepause sattelt



er sein Pferd: „Ich breche nach Texas auf“, notiert er. Die erste Strecke legt er im Galopp zurück.

Einen Monat dauert der Ritt, er macht ihn gemeinsam mit befreundeten Cowboys. Sie nehmen einen kleinen Umweg durch Missouri und Arkansas, auf dem sie gut essen und viel herumalbern. Am Sonntag, dem 8. November 1868, trifft Bailey kurz vor Sonnenuntergang zu Hause ein. Er hat es geschafft, trotz Strapazen und Krankheit. Und wahrscheinlich auch etwas Geld mitgebracht.

Als letzten Satz seiner Reisebeschreibung notiert er, wohl in der Erwartung, dass seine Notizen eines Tages

vielleicht Leser finden werden: „Hoffe, dass dies einige Leute interessieren wird. Hochachtungsvoll, Jack Bailey.“

Die große Zeit der Cowboys, die meisten von ihnen aus Texas, währt kaum 20 Jahre. Sechs Millionen, vielleicht sogar zehn Millionen Rinder treiben sie zwischen 1866 und 1885 nach Norden – die Zahlen variieren gewaltig. Allein in den Rinderpferchen von Abilene werden in wenigen Jahren 1,5 Millionen Tiere gezählt. Doch schon 1873 erreicht das nationale Eisenbahnnetz auch Texas, und die Orte in Kansas verlieren nach und nach ihre Bedeutung.

Die Trails aber führen weiter nach Norden, große Longhornherden werden nun auf die weiten, offenen Grasflächen der Prärie von Montana, Dakota und Wyoming getrieben, für neue, prosperierende Ranchen. Auch dorthin kommen bald die Züge der Eisenbahn.

1874 wird zudem der Stacheldraht patentiert. Er verändert den weiten Westen Amerikas fast genauso stark wie die Eisenbahn, die immer mehr Farmer und Rancher in die Prärie bringt. Sie beginnen damit, ihren Besitz mit dem neuen Draht einzuzäunen, ihre Wasserstellen, ihre besten Weidegründe, um sie für ihr eigenes Vieh zu reservieren.

Die Cowboys wehren sich, zerschneiden die verhassten Drähte. Sie wollen weiter die Open Range, die unbegrenzten Weidegründe der Prärie, auf denen sie ihre Herden von Texas bis weit hinauf in den Norden treiben können.

Es kommt zu Streit, Schießereien, Weidekriegen mit Toten. Im Nordwesten von Texas errichten Rancher Anfang der 1880er Jahre einen 300 Kilometer langen Zaun, der von der Grenze zu New Mexico bis ins spätere Oklahoma reicht.

In den ungewöhnlich harten Wintern von 1885 und 1886 verenden an diesem Zaun Tausende von Rindern, die sich vor eisigen Blizzards in Sicherheit bringen wollten und instinktiv nach Süden gezogen sind.

Am Ende ist der Stacheldraht stärker. Die Zeit der Viehtriebe ist vorbei – und mit ihr die Ära der Cowboys.

Sie selbst aber sind längst zu Amerikas Helden geworden. Anfangs in Gro-

schenromanen, die noch während der Viehtriebe jugendliche Ausreißer aus dem Osten in den Westen locken. Dann in hymnischen Essays, wie sie der spätere Präsident Theodore Roosevelt verfasst, der Mitte der 1880er Jahre selbst auf einer Farm in North Dakota noch das Ende dieser Zeit erlebt hat; schließlich in den Filmen Hollywoods.

Gefeiert werden sie als Inkarnation aller Ideale dieser Nation, die keine Grenzen kennt oder sie zumindest stets so weit gesteckt hat wie den fernen Horizont, hinter dem sich dann immer ein neuer Horizont auftut.

Aus Viehhirten werden Helden, die so gewesen sein sollen, wie sich dieses Land am liebsten sieht: mutig und zäh, voller Ausdauer und Pioniergeist, rauer Männer, die wagten und gewannen. Hart, aber gerecht, treu und edelmütig.

Jack Baileys abgewetzte, blau linierte Kladde ist da schon lange in Vergessenheit geraten. Er hat die Notizen irgendwann an einen Lehrer namens Joseph Minter weitergegeben.

Der belesene Mann erschien ihm wohl am besten geeignet, die Erinnerung an die aufregendsten Wochen seines Lebens zu bewahren. Minter wiederum zog um die Jahrhundertwende ins Indianer-Territorium. Kurz vor seinem Tod 1929 gab er das Tagebuch seiner Tochter Bernice.

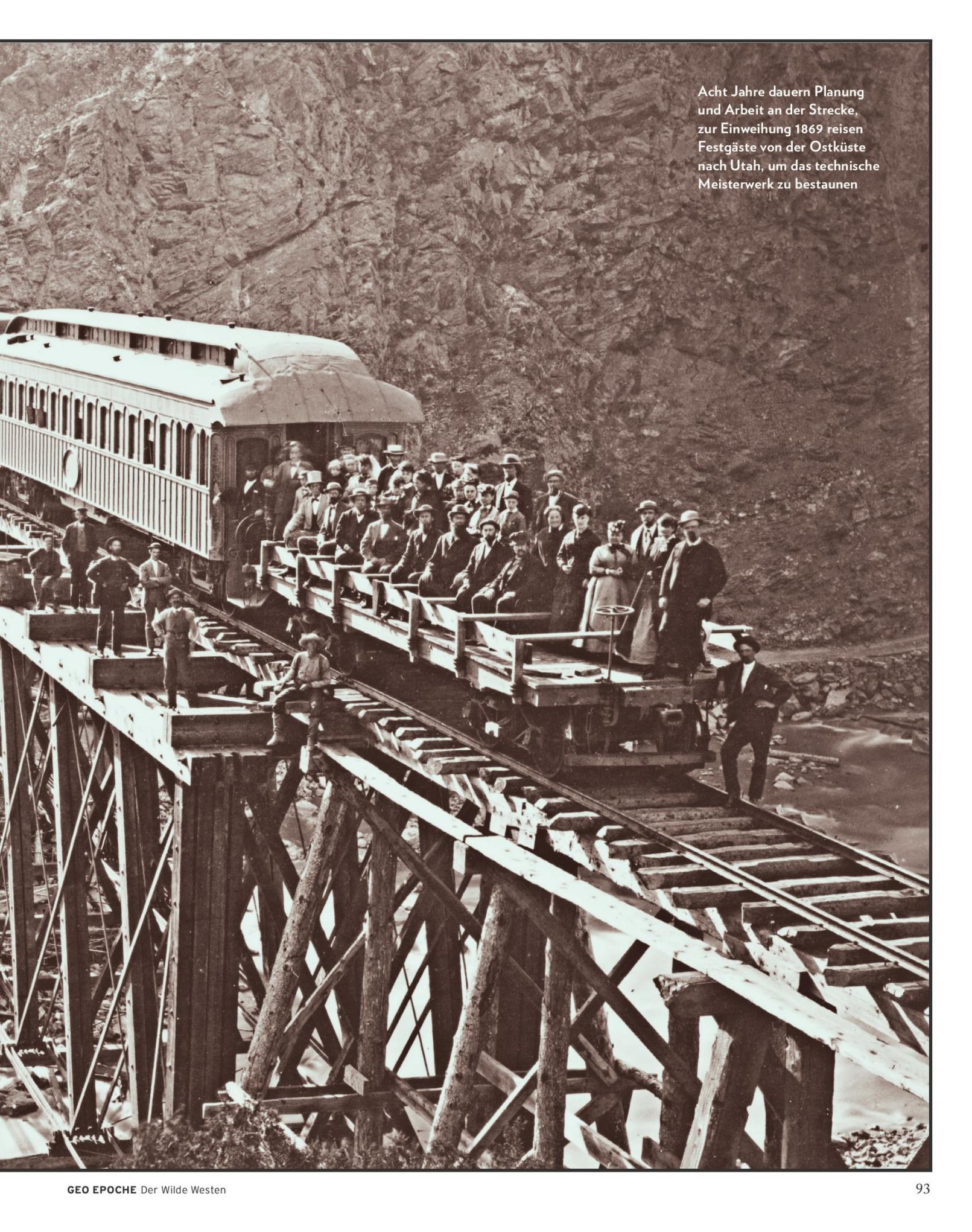
Erst im Herbst 2001 tauchte es wieder auf, nach Bernice Minters Tod. Ihre Großnichte fand es zwischen den Hinterlassenschaften: eines der ältesten erhaltenen Tagebücher aus den Pioniertagen der Cowboy-Ära. ●

Reymer Klüver, 53, ist Redakteur der „Süddeutschen Zeitung“. Sieben Jahre war er deren US-Korrespondent und kennt die Gegend sehr gut, durch die Jack Bailey geritten ist.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Jack Bailey, „*A Texas Cowboy's Journal. Up the Trail to Kansas in 1868*“, University of Oklahoma Press: eines der ältesten erhaltenen Cowboy-Tagebücher, mit einer kundigen Einleitung über die Ursprünge der Cowboy-Kultur in Texas. Richard W. Slatta, „*The Cowboy Encyclopedia*“, ABC-CLIO: ausführliches Cowboy-Lexikon, ein Grundlagenwerk.

BAND AUS EISEN

1865 schieben sich zwei gewaltige Bau- trupps durch Nordamerika – sie errichten die erste transkontinentale Eisenbahn. Die eine Gesellschaft schlägt von Westen eine Trasse durch die Sierra Nevada, die andere arbeitet dem Konkurrenten von Osten aus entgegen. Und weil jede Meile Schienen finanziellen Gewinn bedeutet, treiben beide Unternehmen ihre Bauarbeiter gnadenlos zur Eile an — Von MATHIAS MESENHÖLLER



Acht Jahre dauern Planung und Arbeit an der Strecke, zur Einweihung 1869 reisen Festgäste von der Ostküste nach Utah, um das technische Meisterwerk zu bestaunen

D

Der gefährlichste Ort im Wilden Westen ist nicht die Weite der Prärie. Ist nicht der Rinder-Trail mit seinen in Panik über alles hinwegtrampelnden Riesenherden. Nicht das für seine Schießereien berüchtigte Cowboy-Nest Abilene in Kansas. Nicht einmal der verlustreiche Wagentreck der Siedler westwärts. Sondern jenes mehr als 2800 Kilometer lange schimmernde Band, das den Westen der USA mit den Städten im Osten verbinden soll: die transkontinentale Eisenbahntrasse.

Sie bringt Männer und Frauen ums Leben, um Gesundheit, um Hab und Gut. Andere macht sie in wenigen Jahren reich und mächtig. Sie gründet auf der Leistung brillanter Ingenieure – und verführt zu Korruption, Betrug und Diebstahl in ungekanntem Maß. Sie fördert das Beste der USA zutage und ihr Schlechtestes.

Denn sie wird gebaut in einem mörderischen Wettkampf um viele Millionen Dollar. Einem Konkurrenzkampf zwischen zwei großen Unternehmen: der „Central Pacific Railroad Company of California“, die von Kalifornien aus einen



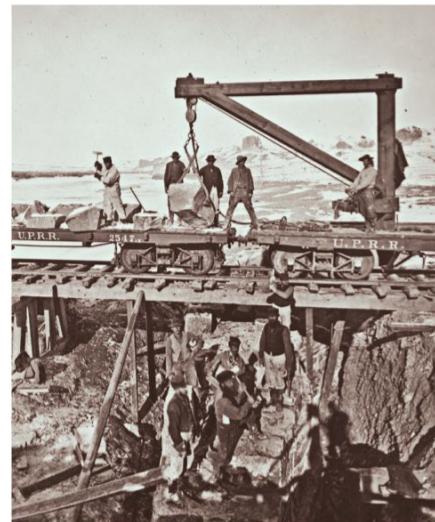
Millionen hölzerne Schwellen und Hunderttausende eiserne Schienenstücke verbauen die Arbeiter für die gigantische Strecke



Schienenstrang nach Osten baut, und der „Union Pacific Railroad Company“, die vom Missouri aus nach Westen arbeitet.

Jede Meile (1,6 Kilometer), die eines der beiden Unternehmen dem anderen zuvorkommt, verheißt zusätzlichen Gewinn. Deshalb ist das Tempo des Streckenbaus wichtiger als das Leben der Männer, die die Tunnel sprengen, Brücken zimmern, Schwellen und Schienen transportieren, auslegen, befestigen und damit einen alten Traum verwirklichen. Einen Traum, der entsteht, noch ehe die Westküste in den Besitz der USA kommt.

Er wird geboren, kurz nachdem im Jahr 1829 in Pennsylvania die erste Dampflokomotive auf amerikanischem Boden über eine Versuchsstrecke von 4,8 Kilometern hin- und zurückgefahren ist, die aus England importierte „Stourbridge Lion“. Und er löst Kopfschütteln aus: als schräge Vision überspannter Propheten und technikbegeisterter Wirkköpfe. Noch 1843 erklärt ein Senator, das Land jenseits des Mississippi tauge allenfalls als Strafkolonie.



Mithilfe eines Schienenkrans lassen die Ingenieure das Fundament einer Flussbrücke errichten



Triumph über die Wildnis: Am Fuß der Sierra Nevada treiben Bautrupps Schneisen und Fahr-dämme in den unzüglichen Wald

Doch dann beginnt die beschleunigte Expansion der USA nach Westen, der Siedlerstrom in die fruchtbaren und goldreichen Landstriche Oregons und Kaliforniens. Der Treck über Land ist mühsam, gefährlich, scheinbar endlos. Als etwas bequemer gilt der Seeweg von New York nach Panama, dort über die fieberverseuchte Landenge an die Pazifikküste, anschließend weiter mit einem zweiten Schiff nach San Francisco. Rund einen Monat dauert die Reise unter guten Bedingungen. Schwere Güter brauchen mindestens die dreifache Zeit für die gefährliche Passage um Kap Hoorn.

Eine Transkontinentalbahn würde die Reisezeit auf ein paar Tage reduzieren. Und damit den Osten und die Westküste der USA überhaupt erst zusam-

menbinden. Mehr noch: Mancher hofft auf einen lukrativen Transithandel zwischen Europa und Asien.

Und so gewinnt die Idee Anhänger. Zu Beginn der 1850er Jahre entsendet die US-Regierung Geographen und andere Wissenschaftler, um mögliche Routen für eine Trasse zu erkunden. Als deren Expeditionsbericht ab 1855 erscheint, halten die Abgeordneten jedoch verwundert 13 Bände mit Tabellen und Abbildungen in den Händen – die Forscher haben sich mehr für die Landschaft, Pflanzen, Tiere und Ureinwohner des Westens interessiert als für eine Eisenbahnroute. Die Berichte bestätigen lediglich, dass es mehrere geeignete Strecken auf verschiedenen Breitengraden zu geben scheint.

Damit ist der Kongress blockiert, es gibt keine Mehrheit für eine Trasse, denn je nach ihrer Herkunft fordern die Vertreter der verschiedenen Staaten einen Schienenstrang weiter im Norden oder weiter im Süden, um so der eigenen Wählerschaft Vorteile zu verschaffen.

1860 beträgt die Länge aller Eisenbahnstrecken im Osten des Landes bereits 50 000 Kilometer. Westlich des Missouri liegt dagegen keine einzige Schiene – abgesehen von gut 50 Kilometer Strecke im äußersten Westen, die Kaliforniens Hauptstadt Sacramento mit dem Ort Lincoln verbinden. Einen Teil dieses Abschnitts hat ein junger Ingenieur namens Theodore Dehone Judah geplant. Und der hat noch Großes vor.

Eisenbahnbau



Sacramento, Januar 1861. Angespannt betritt Theodore Judah den Eisenwarengroßhandel von Collis Potter Huntington und Mark Hopkins. Er kommt, um eine Vision zu verkaufen.

Collis Huntington ist 39 Jahre alt, ein Hüne von mehr als zwei Zentnern,

Die Camps
der Arbeiter
bewegen sich mit
den wachsenden
Schienensträn-
gen unentwegt
weiter

schwarzer Vollbart, Veteran des Goldrausches von 1849. Doch Huntington ist nie selbst in die kalten Gebirgsbäche gestiegen, um Nuggets herauszuwaschen, sondern hat die Abenteurer mit Schaufeln, Hacken, Kochgeschirr, Trockenfisch und Dosenfleisch aus dem Osten beliefert und damit viel Geld verdient.

Der Eisenwarenhändler ist nicht alleine. Neben anderen eingeladenen Personen warten noch drei weitere Männer auf Judahs Vortrag. Da ist zum einen Mark Hopkins, 47, Huntingtons Geschäftspartner, ein ungesund durrer, stark lispelender Buchhalter mit einem scharfen analytischen Verstand, der bis abends spät am Schreibtisch sitzt.

Sodann Charles Crocker, 38, Kurzwarenhändler, mindestens so schwer wie Huntington und so arbeitswütig wie Hopkins, ein Mann von völliger Taktlosigkeit und roher Energie.

Und schließlich Leland Stanford, 36, der mit Bodenspekulationen zu Geld gekommen ist, gerissen, etwas behäbig, Politiker – er hat gute Aussichten, der nächste Gouverneur von Kalifornien zu werden. Wie Huntington, Hopkins und Crocker gehört er der aufstrebenden Republikanischen Partei an, deren Kandidat Abraham Lincoln wenige Wochen zuvor zum US-Präsidenten gewählt worden ist.

Alle vier sind *selfmade men*. Wohlhabend, wenn auch längst nicht so reich wie der Geldadel von der Ostküste. Vor allem sind sie selbstbewusst, nüchtern, rücksichtslos, Männer des Westens. Bald werden sie bekannt werden als die *Big Four*, die Großen Vier.

Judah erklärt ihnen sein Kalkül: Die Transkontinentalbahn werde kommen – und jeden reich machen, der eine Lizenz für eine Teilstrecke ergattere.

Er habe Passagen durch die Sierra Nevada erkundet, ein für die Eisenbahn scheinbar unüberwindliches Gebirge östlich von Sacramento, und eine Route gefunden, die in die Nähe der Goldminen führe und schon deshalb Profit abwerfen werde. Was läge also näher, als eine Eisenbahngesellschaft zu gründen, die auf seine Expertise setzt und auf ihre Dollar und politischen Verbindungen?



Hoch aufragende Konstruktionen, hier bei einer anderen Strecke, sollen die schweren Züge über Täler führen

Die vier hören zu. Keiner von ihnen versteht etwas von Eisenbahnen. Aber alle ahnen: Dies ist eine Chance, die sich nur einmal im Leben bietet. Einer nach dem anderen streckt die Hand hin und schlägt ein. Knapp ein halbes Jahr später wird die Central Pacific ins Handelsregister eingetragen.

Washington, Januar 1862. Die Hauptstadt gleicht einem Feldlager. Allerorten stehen Barrikaden, werden Rekruten gedrillt: Seit dem Frühjahr 1861 liegen

die Vereinigten Staaten im Bürgerkrieg. Plötzlich gilt eine Transkontinentalbahn als militärisch notwendig; mit den Vertretern des abtrünnigen Südens sind zudem die hartnäckigsten Quertreiber aus dem Kongress verschwunden.

Die Hotels, Vorzimmer und Restaurants Washingtons füllen sich mit Lobbyisten der Eisenbahngesellschaften. Die meisten dieser Firmen sind klein und vor allem am Zubringergeschäft interessiert; andere bestehen erst auf dem Papier. Auch Theodore Judah und Collis Huntington sind angereist, der Ingenieur und der Eisenwarenhändler.

Um gegen die Konkurrenz zu bestehen, haben sie Schmiergeld dabei – Anteilsscheine ihrer Gesellschaft im Nennwert von 100 000 Dollar. Wohl mit diesem Mittel gelingt ihnen ein früher Coup: Da sich zwei kalifornische Politiker den Vorsitz in den Eisenbahn-Ausschüssen beider Häuser des Kongresses



gesichert haben, wird Judah als sachverständiger Sekretär dieser Ausschüsse bestellt. Eine Position, in der er auf Gesetzesvorlagen einwirken kann.

Judah und Huntington berücksichtigen die Interessen mächtiger Politiker, schmieden Bündnisse mit den Vertretern anderer Bahngesellschaften, drängen unmittelbare Konkurrenten aus dem Rennen. Schließlich verabschiedet der Kongress im Juni 1862 ein „Gesetz über die Hilfe beim Bau einer Eisenbahn- und Telegraphenlinie vom Missouri zum Pazifik und zur Sicherstellung der Nutzung durch die Regierung für Post, Militär und andere Zwecke“.

Es sieht vor allem zwei Formen von Subventionen vor: Für jede Meile fertiggestellter Gleise erhält die Betreibergesellschaft von der Regierung außer der Trasse selbst rund 2600 Hektar Land rechts und links der Strecke. Sodann stehen ihr pro Meile Staatsanleihen im

Wert zwischen 16 000 und 48 000 Dollar zu, je nach Schwierigkeit des Terrains. Diese Papiere können die Unternehmen weiterveräußern, um so an Geld zu kommen – müssen ihren Gegenwert aber nach 30 Jahren an die Regierung samt Zinsen zurückzahlen.

Außerdem können sie an Investoren eigene Firmenanleihen ausgeben und Anteile verkaufen, also Aktien. Sollten sie pleite gehen oder daran scheitern, die gesamte Strecke bis 1874 in Betrieb zu nehmen, fallen ihr Vermögen sowie die bis dahin gebaute Trasse und alle Waggons und Lokomotiven an den Staat.

Das Risiko dieses Jahrhundertunternehmens soll bei den Investoren liegen, nicht beim Steuerzahler. Die Summe, die sie für die Strecke von geschätzten 3000

TRICKS und Manipu- lationen finanzieren den Bau

Kilometern aufbringen sollen, wird mit mehr als 100 Millionen Dollar veranschlagt (ein Bahnarbeiter verdient zwei Dollar am Tag).

Darüber hinaus bestimmt der Kongress, dass die Trasse im Osten von Omaha am Missouri ausgebaut werden soll und eine noch zu gründende, staatlich beaufsichtigte Gesellschaft die Lizenz dort erhält, die Union Pacific.

Der einzige ernsthafte Konkurrent, eine weiter südlich am Missouri operierende Gesellschaft, ist den Regionalinteressen mächtiger Senatoren unterlegen.

Die meisten erfolgreichen Eisenbahnunternehmer des Ostens unterstützen zwar eine Transkontinentalbahn – aber nur, um sich Zubringerlinien sub-

ventionieren zu lassen, die am Verkehr zwischen bereits bestehenden Zentren Geld verdienen. Die wirtschaftlich gewagte Hauptstrecke durchs Niemandsland überlassen sie gern anderen.

Im Westen haben Huntington und Judah ihre Central-Pacific-Linie durchgesetzt, die von Sacramento aus nach Osten führen soll. Judah telegraphiert nach Kalifornien: „Wir haben den Elefanten angelockt. Nun lasst uns sehen, ob wir ihn schirren können.“

Sacramento, 8. Januar 1863. Nach tagelangem Regen ist die Stadt ein einziges Schlammloch. In der Nähe des Flussufers ragt auf der Front Street eine rohe Rednertribüne aus dem Morast. Zwei Wagen mit feuchter Erde stehen bereit. Tribüne, Wagen und Zugpferde sind mit Wimpeln und Fahnen geschmückt, Strohbündel sollen den Untergrund ein wenig befestigen. Je weiter es auf Mittag zugeht, desto mehr Menschen aus der Stadt und ihrem Umland strömen zusammen. Vom Balkon eines Hotels spielt eine Blaskapelle.

Endlich erklimmen Charles Crocker und sein Geschäftspartner, der inzwischen zum Gouverneur gewählte Leland Stanford, die Tribüne. Ein Pastor spricht einen Segen, dann tritt Crocker vor und donnert in das Publikum: „Der Gouverneur des Staates Kalifornien wird jetzt die erste Erde für die große Pazifikeisenbahn schaufeln!“ Unter Jubel sticht Stanford in einen der Haufen auf den Wagen und wirft die Erde in den Schlamm. Der Bau der Transkontinentalbahn hat begonnen.

„Die Kunstfertigkeit Indiens“, verkündet ein Redner an diesem Tag, „die reichen Tribute Chinas und Japans, das Gold, der Wein und die Wolle Australiens, die Schätze Kaliforniens und die Gewürze des Orients werden rollen als eine gewaltige Flut des Wohlstands, wie die Menschheit ihn noch nicht gesehen hat! Der Horror der Stürme von Kap Hoorn wird vergessen sein, der Schrecken der Seuchen auf der Landenge aus der Erinnerung schwinden!“

Kurz darauf rücken Arbeiter mit Spitzhaken, Schaufeln und Transportkarren aus, um die ersten, vergleichsweise

einfachen Kilometer herzurichten. Etwas weiter im Osten aber erhebt sich ein mehrere Tausend Meter aufragender, verschneiter Riegel: die Sierra Nevada.

Während Judah die Details seiner Route ausarbeitet, Crocker die Bautrupps beaufsichtigt, soll Huntington im Osten Kapital für die Central Pacific beschaffen. Auf über zwölf Millionen Dollar hat Judah den Aufwand für die Überquerung der Sierra Nevada geschätzt, eine Strecke von 225 Kilometern.

Doch der Krieg hat die Märkte durcheinandergewirbelt, Geld ist knapp und erzielt anderswo bereits gute Renditen. Niemand will Anleihen einer unbekannten kalifornischen Eisenbahn gesellschaft zeichnen. In seiner Not, an Startkapital zu gelangen, sucht Huntington schließlich den Verwaltungssitz der Bostoner Firma Ames & Sons auf.

Die schwerreichen Brüder Oliver und Oakes Ames sind die größten Produzenten von Hacken, Spaten und Schaufeln in den USA. Zehntausende davon hat Huntington im Lauf der Jahre geordert und an Kaliforniens Goldgräber weiterverkauft. Nun bittet er Oliver Ames um einen Kredit. Der nimmt sich einen Tag Bedenkzeit.

Ames geht seine Bücher durch. Und stellt fest, dass Huntington und Hopkins über all die Jahre, selbst in schweren Krisen, nie eine Zahlungsfrist überzogen haben, nie etwas schuldig geblieben sind.

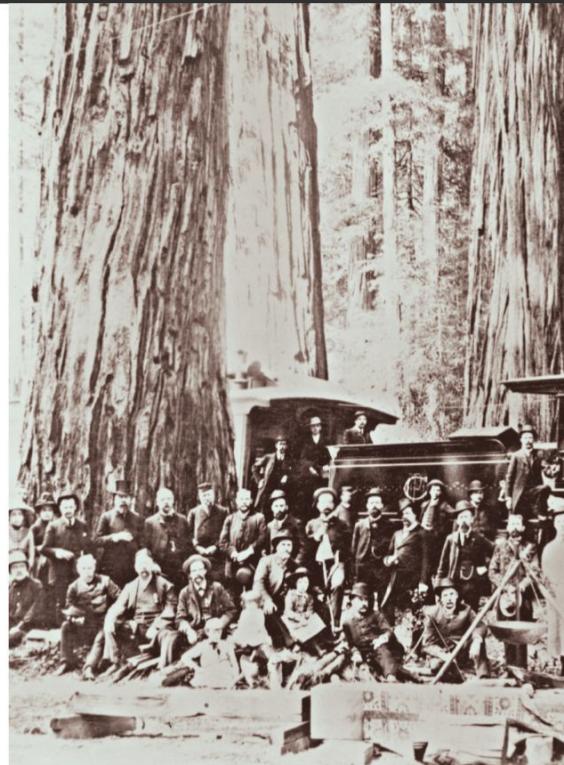
Und wer eine Eisenbahn baut, braucht viele Spaten und Schaufeln.

Am nächsten Morgen bietet er Huntington ein Darlehen von 200 000 Dollar an sowie Empfehlungsschreiben für befriedete Bankiers und Fabrikanten. Bedingung: Nicht die Central Pacific als Gesellschaft haftet für die halbjährlichen Zinsen – sondern die Partner tun es mit ihrem persönlichen Vermögen. Huntington akzeptiert.

Es ist der Auftakt zu einem in diesem Maßstab nie gesehenen Wagnis: der Errichtung eines Millionenunternehmens auf wenig mehr als dem Ruf seiner Gründer. Ausgestattet mit Vollmachten von Hopkins, Stanford und Crocker, wird Huntington die gesamte Habe der vier verpfänden, ihre guten Namen und ihre Kaufmannsehre. Scheitern sie, sind ihre Existzenzen vernichtet.

Zunächst aber kann er mit dem geborgten Geld Anzahlungen auf Schienen, Weichen, Gleisnägel, Lokomotiven, Wagons leisten. Die Preise liegen wegen des Krieges um ein Vielfaches höher als noch wenige Jahre zuvor. Auch das Militär kauft große Mengen Schießpulver, Stahl für Waffen, Eisenbahnzubehör für die Nachschubwege. Und all sein Material muss Huntington teuer um Kap Hoorn verschiffen lassen.

In Sacramento trägt derweil Gouverneur Stanford seinen Teil zur Finanzierung des Unternehmens bei. Er sorgt dafür, dass ein staatlich bestallter Geologe den westlichen Ausläufer der Sierra Nevada knapp außerhalb Sacramentos ansetzt: an einer Stelle, die völlig flach ist, streng wissenschaftlich aber zum Sockel des Gebirges gehört. Damit stehen der Central Pacific



höhere Subventionen für bergiges Terrain zu. Judah protestiert gegen diesen Missbrauch des Gesetzes, sieht seine Reputation als Ingenieur in Gefahr. Doch die vier Kaufleute setzen sich durch.

Kurz darauf drückt Leland Stanford Beschlüsse durch die kalifornische Volksvertretung, die der Central Pacific Subventionen des Bundesstaates gewähren

Die Verantwortlichen der Union Pacific. Thomas C. Durant (2. v. r.) macht durch Manipulationen ein Vermögen



Viele Eisenbahngesellschaften – hier eine Linie durch einen kalifornischen Mammutbaumwald – sind bekannt für betrügerische Machenschaften

und außerdem die Landkreise ermächtigen, Referenden abzuhalten, ob sie in die Eisenbahngesellschaft investieren dürfen. Zeugen berichten später, in einem County sei am Tag der Abstimmung Stanfords Bruder mit einem Sack voll Bargeld vor den Wahllokalen aufgetaucht und habe offen Stimmen gekauft. Der Vorschlag findet eine Mehrheit.

Sacramento, 10. November 1863. Stampfend und schnaufend setzt sich eine 46 Tonnen schwere, gut 15 Meter lange Lokomotive auf dem ersten, drei Kilometer langen Schienenstück der Central Pacific innerhalb Sacramentos in Bewegung: die „Governor Stanford“, in Bordeauxrot und Apfelgrün lackiert. Ihr Namenspatron hat zur Jungfern Fahrt gebeten und schenkt großzügig Champagner aus.

Einer der Toasts an diesem Tag gilt einem Toten: Kurz zuvor ist Theodore Judah mit 37 Jahren gestorben. Er hat sich auf einer Reise an die Ostküste ein Tropenfieber zugezogen – in Panama, ebenjenem Seuchenherd, den niemand mehr nach dem Bau der Transkontinentalbahn wird durchqueren müssen.

Nun liegt sein Traum in den Händen von vier Kaufleuten, mit denen er

zuletzt heftig über immer neue Manipulationen gestritten hat – Tricks, die freilich harmlos sind im Vergleich zu dem, was sich auf der anderen Seite des Kontinents abspielt. Bei der Union Pacific.

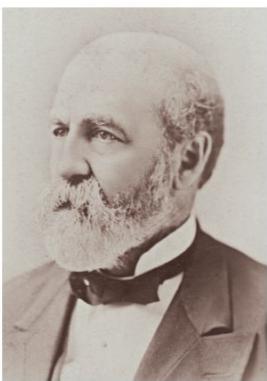
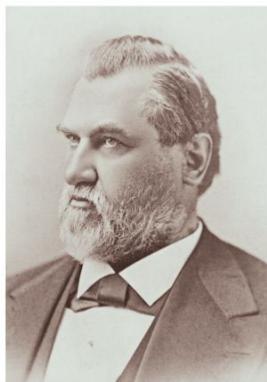
New York, 30. Oktober 1863. Thomas Clark Durant, 43, ist ein großer, hagerer Mann von fast scheuer Zurückhaltung. Doch hinter dem distanzierten Blick verbirgt sich ein genialer Trickser und skrupelloser Spekulant.

An diesem Herbsttag bringt er die Macht über die Union Pacific an sich, jenes staatlich beaufsichtigte Unternehmen, das der Central Pacific vom Osten her entgegenarbeiten soll – seither aber kaum Investoren gefunden hat. Weil die Aktien pro Teilhaber begrenzt sind, hat Durant im eigenen Namen und über Strohmänner ein Mehrfaches der erlaubten Beteiligung gezeichnet und lässt sich nun zum Geschäftsführer wählen.

Dann reist er nach Washington, wo er auf Collis Huntington trifft. Gemeinsam werben sie für ein neues Gesetz, das ihnen die Geldbeschaffung erleichtern soll. Um Stimmen dafür zu gewinnen, verteilen die Verbündeten Wertpapiere und Bargeld im Nennwert von mehreren Hunderttausend Dollar (wobei Durant wahrscheinlich viel Geld unterschlägt).

Das Gesetz legt auch fest, wo die beiden Strecken aufeinandertreffen sollen: bei einer gedachten Linie durch Nevada, 240 Kilometer östlich der kalifornischen Grenze. Die Central Pacific darf nicht östlich davon weiterbauen, die Union Pacific nicht weiter westlich.

Doch weder Huntington noch Durant haben vor, sich an diese Beschränkung zu halten, sollten sie die Linie als Erster erreichen.



Der Ingenieur
Theodore Judah (o. r.)
gründet mit Leland
Stanford, Mark Hopkins,
Charles Crocker und
Collis Huntington
(v. o. l. nach u. r.) die
Central Pacific

Roseville Junction, 26. April 1864. Pfeifend läuft eine Lokomotive in den winzigen Ort, später in Roseville umbenannt, knapp 30 Kilometer nordöstlich von Sacramento ein. Es ist der erste reguläre Passagierzug der Central Pacific. Von nun an werden die strahlend gelben Züge dreimal täglich in beiden Richtungen verkehren und die Hauptstadt mit der Regionalbahn nach Lincoln verbin-

der ersten Woche betragen 354 Dollar und 25 Cents. Da sie wenig später auch den Frachtdienst aufnehmen und die Gleise die Minenarbeiteriedlung Newcastle erreichen, erzielen die Big Four bis Jahresende einen Gewinn von gut 27000 Dollar. Die Probleme aber beginnen erst.

Sein rund zwei Jahren beaufsichtigt Charles Crocker den Gleisbau der Central Pacific. Doch in dieser Zeit ist die Arbeit nur sehr langsam vorangegangen, oft gar nicht, weil die Kassen leer waren. Und so sind kaum 50 Kilometer fertiggestellt.

Nun, im Januar 1865, fließen zwar endlich die ersten nennenswerten Subventionen – doch es fehlen Arbeiter. Die meisten Menschen in Kalifornien lassen sich lieber in den Goldminen anstellen. Crocker schlägt seinem Bauleiter James Strobridge vor, Personal unter den chinesischen Wanderarbeitern zu rekrutieren, die seit Ende der 1840er Jahre zu Tausenden vor Hunger und Krieg über den Pazifik geflohen oder dem Lockruf des Goldes gefolgt sind.

Bald füllen 50 Chinesen Abraum auf Karren, die niedrige Arbeit entlang der Strecke. Weil sie sich bewähren, kommen noch einmal 50 hinzu. Dann weitere 50. Als die Arbeitsbrigaden im Frühsommer den mörderischen Aufstieg in die Sierra Nevada beginnen, sind es bereits mehrere Tausend.

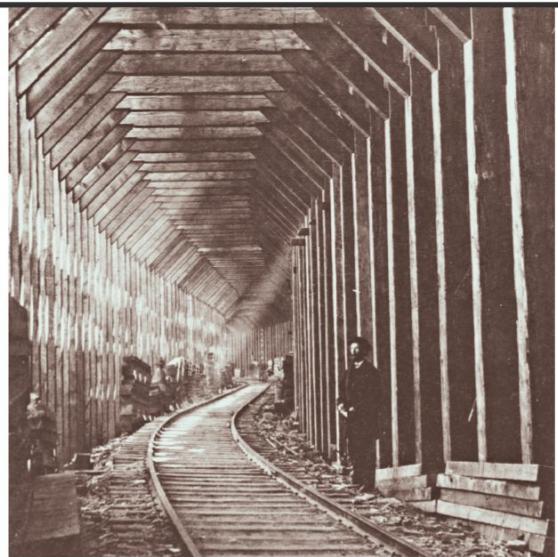
Strobridge, der wie viele seiner irischen Landsleute die Chinesen verachtet, fällt es schwer, zu akzeptieren, was er sieht: Die Asiaten arbeiten oft besser als die Weißen. Schon bald setzt Crocker sie bei leichteren Aushubarbeiten ein, dann beim Steinebrechen, lässt schließlich chinesische Pferdetreiber, Sprengmeister, Maurer ausbilden.

Die Männer mit den Zöpfen am Hinterkopf, den großen, runden Hüten und pyjamaähnlichen Arbeitsanzügen lernen schnell, arbeiten stoisch und verlässlich, streiken nicht ernsthaft, trinken nicht, raufen selten. Allenfalls rauchen sie an freien Tagen eine Pfeife Opium oder liefern sich schrille Wortgefechte.

Jede Mannschaft hat einen gewählten Vormann, der den Lohn kassiert und

Gefahr im Gebirge:
Eine Galerie aus
Holzbalken soll
die Züge vor
niedergehenden
Schneemassen
schützen

Zahlreiche
Tunnel sprengen
die Arbeiter in
die Felsen. Erst mit
Schwarzpulver,
dann mit Nitro-
glyzerin



verteilt, und einen Koch, der von chinesischen Händlern in Sacramento oder San Francisco Reis und Glasnudeln bezieht, getrocknete Pilze, Bambussprossen, Algen, Tintenfische, Dörrobst, eingesalzenen Kohl und Knoblauch.

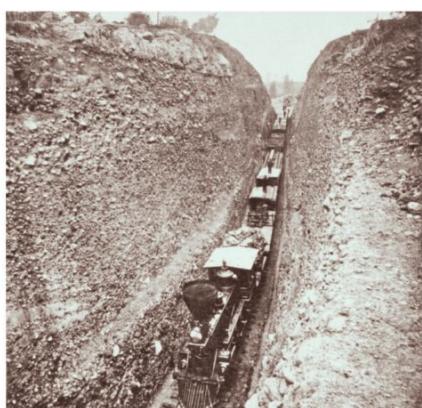
Tagsüber kocht er Tee, den ein Junge zu den Arbeitern trägt; abends hält er heißes Wasser bereit, das die erschöpften Männer in leere Schwarzpulverfässer füllen, um sich gründlich mit einem

Schwamm zu reinigen. Anschließend ziehen sie sich um, essen gemeinsam.

Ihre weißen Kollegen halten sich lieber an die vertraute Kost: gekochtes Rindfleisch, Bohnen, Kartoffeln, Brot. Sie trinken Whiskey sowie abgestandenes Wasser aus verdreckten Tonnen, waschen sich kaum – und fallen daher oft mit Durchfall oder einem Kater aus. Bald stellen sie nur noch eine kleine Minderheit. Crocker und Strobridge,

Disziplinfanatiker alle beide, haben in den Chinesen die ideale Arbeiterarmee gefunden.

Ende August ist die Strecke auf gut 80 Kilometer zwischen Sacramento und einem Punkt etwa 700 Meter über dem Meeresspiegel gewachsen. Der Angriff auf die Höhen der Sierra Nevada beginnt: auf die „Natur in ihrer stärksten Festung“, wie ein Beobachter schreibt.



In Kalifornien schlagen meist chinesische Bauleute eine fast 250 Meter lange und knapp 20 Meter tiefe Schneise in das Gestein

Die von Judah vermessene Route windet sich einen breiten Berggrücken hinauf, meist an den seitlichen Hängen entlang von einem natürlichen Einschnitt zum nächsten, bis sie ein Hochtal erreicht und schließlich den Donner Pass, benannt nach dem Führer eines Siedlertrecks, der hier knapp zwei Jahrzehnte zuvor umgekommen ist (siehe Seite 54). Von dort hinab folgt sie dem Canyon des Truckee-Flusses in die Hochebene von Nevada.

Doch der zerklüftete Rücken erfordert zahlreiche Brücken über Senken und Bäche – hölzerne Viadukte aus vielfach untereinander verstreten Balken, die nach oben schmal zulaufen, bis sie eben noch breit genug für das Gleis sind.

Anderswo müssen Tunnel gebohrt werden, 15 insgesamt, der längste un-

ter dem Gipfel am Pass in einer Höhe von 2150 Metern.

Die Chinesen fallen 80 Meter hohe Mammutbäume, sprengen und graben die bewurzelten Stümpfe aus dem Boden, hacken Buschwerk nieder. Sie füllen kleinere Schluchten auf und schneiden Rampen durch Erhebungen, um dem zerklüfteten Berggrücken eine gleichmäßig emporklimmende Trasse abzurüggen – nirgendwo darf sie steiler ansteigen als 22 Meter pro Kilometer.

Der Granit hier gehört zu den härtesten Gesteinen der Erde, doch die Arbeiter meißeln und hacken ihn Kubikzentimeter für Kubikzentimeter weg.

Sie bohren bald auch Löcher oder nutzen Risse im Fels, in die sie Behälter mit Schwarzpulver drücken; nach der Explosion haben die Chinesen eine größere Spalte gewonnen, die sie erneut mit Pulver füllen, sprengen – bis der Fels birst.

Um die Trasse in eine fast senkrechte Bergwand oberhalb des American River zu schlagen, flechten sie Schilfkörbe und lassen darin wagemutige Kollegen von höher gelegenen Standorten herab.

Mehrere Hundert Meter über dem tosenden, grün schimmernden Fluss bohren die Männer Sprenglöcher, stopfen die Pulverpatronen hinein und zünden die Lutten, dann reißen sie an dem Seil und werden – gleichzeitig daran emporkletternd – hochgezerrt. Nicht jeder schafft es rechtzeitig, viele stürzen in die Tiefe.

Andere werden bei Sprengunfällen zerrissen, von Gesteinsbrocken und spitzen Holzstücken getötet, die wie Granatsplitter durch die Luft fliegen.

Sie verlieren auf den hohen, schwankenden Brückengerüsten den Halt, werden unter abrutschender Erde oder Geröllmassen lebendig begraben, fallen von Zügen oder werden überrollt. Wie viele sterben, verletzt oder verstümmelt werden, ist nicht genau bekannt.

Dann zwingt der Winter Crockers Truppe zum Rückzug ins Tal. Das Gleis liegt immer noch bei Kilometer 88. Die Schulden der Partner stehen bei mehr als drei Millionen Dollar.

Omaha, 10. Juli 1865. Jetzt beginnt auch die Union Pacific, Gleise zu legen. Mit vereinter Kraft wuchten mehrere Arbei-

ter die erste schmiedeeiserne, gut acht Meter lange und rund 200 Kilogramm schwere Schiene auf die Schwellen, schlagen mit Vorschlaghämtern die Gleisnägel ein, die sie halten, und setzen am Ende eine Art eiserne Lasche als Verbindung zur nächsten Schiene an.

Eine Prozedur, die sich in den nächsten Jahren Hunderttausende Male wiederholen wird, um die 1,40 Meter breite Trasse zu verlegen, immer schneller, je mehr Routine die Crews gewinnen.

In den Monaten zuvor hat Thomas Clark Durant seine Macht über die Union Pacific genutzt, um mit Bluffs und Falschnachrichten die Börsenkurse von Zubringern zu manipulieren und so einen Spekulationsgewinn in Millionenhöhe zu erzielen. Doch es gibt noch eine andere Möglichkeit, aus der Beteiligung Geld zu schlagen: über die Trassen-Bauaufträge der Union Pacific.

Mit einigen Partnern hat Durant diskret eine Firma erworben, die solche Geschäfte abwickelt, und hat sie nach einem französischen Vorbild „Crédit Mobilier“ genannt. Dank seiner Macht bei der Union Pacific will er der Crédit Mobilier of America mithilfe von Strohmännern Aufträge zuschieben.

Die Crédit Mobilier stellt Rechnungen an die Union Pacific. Allerdings sind Auftraggeber und Auftragnehmer weitgehend identisch – und können sich so Summen genehmigen, die oft fast doppelt so hoch sind wie die tatsächlichen Baukosten. Gezahlt wird de facto mit Aktien. Unter anderem mit solchen auf dem Papier legalen Tricks erzielt die Crédit Mobilier immense Profite. Und findet nun anders als die Union Pacific endlich Geldgeber.

Elkhorn Valley, Dezember 1865. Die ersten 64 Kilometer der Union-Pacific-Trasse sind fertiggestellt. Und wie die Central Pacific hat das Unternehmen umgehend den Betrieb auf dem Teilstück aufgenommen: Seit dem Herbst bedienen seine Güterzüge eine Gemeinschaft deutschstämmiger Siedler entlang des fruchtbaren Flusstals.

Doch aus den Weiten des Kontinents im Westen werden seit einigen Monaten Indianerüberfälle auf die Au-

ßenposten sowie auf Postkutschenstationen und Siedlertrecks gemeldet.

Auch die Natur schreckt so manchen: Im Frühjahr fallen Regen wie Sintfluten, im Spätsommer verdunkeln Heuschreckenschwärme die heiße Prärie, der Winter bringt heulende Schneestürme. Ein Vermesser notiert: „Dies ist ein furchterliches Land, dessen Stille, Wildheit und Ödnis Grauen erregen.“

Zudem ist es ein Land ohne die passenden Steine, um das Gleisbett zu schottern oder Brückenfundamente zu mauern; und ohne geeignete Bäume für Schwellen und Brückenbalken.

Nachdem er die Hartholzwälder am Missouri hat roden lassen, spart Durant das Geld für teure Lieferungen aus dem Osten und lässt stattdessen in Flusstäler Pappeln schlagen: ein weiches Holz, das die Gleise schlecht hält und schnell verrottet. Auch die Schienen, die er bestellt, sind schlechter als der geforderte Standard. Korruption und Diebstahl erfassen bald alle Ebenen der Union Pacific.

Thomas Clark Durant ist ein gerisser Spekulant – doch als Organisator versagt er fast vollständig, entscheidet oft spontan, widerruft, improvisiert, scheint mit dem Kopf mehr bei seinen Finanzgeschäften zu sein. Um an die Subventionen zu gelangen, braucht er aber weitere Trassenmeilen. Im Februar 1866 heuert Durant einen professionellen Eisenbahnbauer an, John Stephen Casement, der es im Bürgerkrieg zum General ehrenhalber gebracht hat.

Als Erstes lässt „General Jack“ in Omaha vier spezielle, 26 Meter lange Waggons anfertigen: mobile Baracken, ausgestattet mit mehrstöckigen Pritschen, Küche und Kantinen.

Mehrere Bäckereiwagen, einer für den Metzger und einer für Vorräte ergänzen das rollende EisenbahnLAGER, das über Halterungen für insgesamt 1000 Armeegewehre verfügt. Bemannt wird das Camp vielfach mit demobilisierten Soldaten, in der Mehrheit irischstämmige Amerikaner, die nun nach Arbeit suchen.

Anfang April dampft Casements Arbeiterzug hinaus in die Prärie – gefolgt von einer riesigen Rinderherde als Vorrat, von Flachwagen mit Schienen, Schwelen, Nägeln, Verbindungsstücken: das Hauptquartier einer militärisch straff



Hunderte Arbeiter STERBEN beim Bau der Trasse

organisierten Kampagne mit dem Ziel, Gleise durch eine feindliche, unheimliche Wildnis zu legen. Schnell, effizient, notfalls im Kampf.

Nun geht die Arbeit zügig voran, Schwelle um Schwelle und Schiene auf Schiene rumpeln von den Flachwagen in das ebene Gelände, beinahe ununterbrochen klingen die Hammerschläge auf den Gleisnägeln. Alle 20 Meilen entsteht eine Station mit Depots, wird eine zukünftige Ortschaft vermessen. Als die Saison im Dezember endet, ist die Union Pacific mehr als 400 Kilometer vorgestoßen.

Ein beeindruckender Erfolg – und ein notwendiger. Denn im Sommer ist es



Am 10. Mai 1869 treffen die Truppen der beiden Gesellschaften in Utah schließlich aufeinander. Der letzte Gleisnagel ist aus Gold

Collis Huntington in Washington gelungen, den gesetzlich festgelegten Treffpunkt in Nevada zu kippen: Jede der beiden Gesellschaften darf nun so lange bauen, bis sie auf die andere stößt. Damit hat ein offenes Rennen um subventionierte Meilen, um Landprämien und um spätere Einnahmen aus dem Fracht- und Passagiergeschäft begonnen.

Huntingtons Coup zeugt von frappierendem Optimismus – wenn nicht Leichtfertigkeit: Während Casement mit seinem Arbeitszug quasi über die Prärie gestürmt ist, haben Strobridges Chinesen 1866 in der Sierra Nevada kaum 60 Kilometer Gleise verlegt, als Ende November die Winterstürme hereinbrechen.

Zwei Tunnel sind fertiggestellt – doch 13 liegen noch vor ihnen. Spione der Union Pacific gehen davon aus,

dass der Rivale Jahre brauchen wird, um den Granit der Sierra Nevada zu bezwingen.

Sierra Nevada, Winter 1866. In diesem Jahr entlässt Charles Crocker seine Arbeiter nicht ins Winterlager, sondern hält sie in der Sierra. Trotz unablässiger Stürme, die über zwölf Meter Schnee fallen lassen. Bald sind die Hütten der Chinesen tief darunter begraben.

Ihre Bewohner führen Kamine und Luftschächte durch den Schnee, leben bei Laternenlicht. Sie graben ein ganzes Labyrinth von Höhlen, betreiben dort Werkstätten, eine Schmiede, legen Eisstufen an, Abfuhrgänge. Denn in den Tunnels geht die Arbeit weiter.

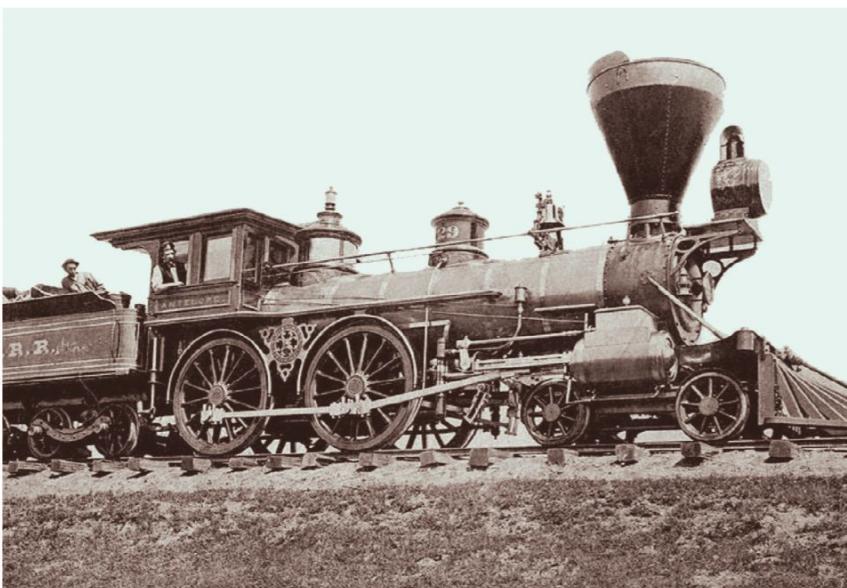
Knapp fünf Meter sind die Röhren breit und fast sechs Meter hoch, um dem Schornstein einer Dampflokomotive Raum zu geben. Der längste Tunnel soll mehr als 500 Meter lang werden und an der tiefsten Stelle rund 40 Meter unter dem Gipfel am Donner Pass liegen.

Vier Mannschaften graben hier aufeinander zu: eine von Westen, eine von Osten – sowie zwei, die über einen eigens gebohrten Schacht in der Mitte hinabgestiegen sind und nun in beide Richtungen hacken und sprengen.

Um die Versorgung aufrechtzuhalten, schaufeln Truppen entlang der fertigen Gleise gegen den Schneefall an. Lokomotiven fahren gewaltige Schneeschieber in die Verwehungen, bis sie stecken bleiben, dann gleiten sie zurück und schieben sich in einem neuen Anlauf ein Stück weiter vor.

Am Streckenende laden die Chinesen Proviant und Material auf Schlitten und ziehen sie zu den Höhlenarbeitern. Pferden, die auf dem nach häufig einsetzendem Eisregen verharschten Schnee einbrechen, zerreißen die glas scharfe Fläche das Bein bis auf den Knochen. Zahlreiche Arbeiter, womöglich Hunderte, werden von Lawinen verschüttet oder verirren sich, erfrieren bei Temperaturen von bald minus 30 Grad Celsius.

Dennoch treiben sie nun auch Ochsen gespanne über den Pass: Während wohl etwa 8000 Mann in den Tunnels arbeiten, schickt Crocker 3000 Chinesen



Dampflokomotiven wie diese ziehen Waggons nun in einer knappen Woche quer über den Kontinent

auf die Ostseite der Berge, um dort die Trasse vorzubereiten.

Doch nun kommen die Arbeiter in den Tunneln immer schneller voran – dank einer recht neuen, extrem schlagempfindlichen und hochexplosiven Chemikalie: Nitroglyzerin.

Noch im Frühjahr war ein Versuch, den Flüssigsprengstoff aus Europa zu importieren, in einer Katastrophe geendet: Unsachgemäß behandelt, hat eine Lieferung den Hafen von Aspinwall in Panama verwüstet, eine weitere ist in einem Warenlager in San Francisco explodiert und hat mindestens zwölf Menschen getötet.

Deshalb bezieht die Central Pacific jetzt nur noch die Rohstoffe, jeder für sich harmlos. Ein schottischer Chemiker mischt sie abseits der Baustellen in einer verstärkten, teils eingegrabenen Blockhütte zusammen.

Die Sprengkraft von Nitroglyzerin übertrifft die von Schwarzpulver um ein Mehrfaches – nur ist es eben unberechenbarer. Die verbliebenen Weißen weigern sich, damit zu arbeiten. Die Chinesen wagen es, trotz der Verluste.

Platte Valley, 21. Mai 1867. Von Frühlingsbrisen keine Spur: Ein Vermessentrupp der Union Pacific findet Eis im Wassereimer. Sechs Tage später überzieht eine Schneedecke die Great Plains im Herzen des Kontinents, „diese gewaltigen Ebenen, die wirken, als habe ihr Schöpfer sie eben erst aus der Hand gegeben“, wie einer der Männer notiert.

Es ist ein Trupp von vielen. Insgesamt 100 Vermesser ziehen mit ihren Eskorten durch die kalte Prärie – und wenige Monate darauf mit vom Durst geschwollener Zunge, von Sonne und Wind schrundiger Haut durch die westlich angrenzenden Berge und trockenen Hochebenen, immer auf der Suche nach der bestmöglichen Strecke für ihre Bahn.

Viele dieser Männer, die mit Messketten, Kompass und Winkelmesser die Trasse planen, sind Kinder eines Bildungssystems, das Schulen in den abgelegensten Siedlungen errichtet, eine Vielzahl von Technischen Instituten unterhält und wenig Wert auf abstraktes

Wissen legt, umso mehr auf das Lösen praktischer Probleme – und auf einen unbedingten Durchhaltewillen bis zum Erfolg. Auch deshalb sind die USA um 1860 weltweit führend im Eisenbahnbau.

Sierra Nevada, August 1867. Im östlichen Teil des großen Tunnels geht eine Ladung hoch. Als sich der Rauch verzieht, trifft ein Luftzug auf die Mannschaft – sie hat den Durchbruch geschafft. Mehr noch: Die lange, in einer unterirdischen Kurve ansteigende Stre-

cke weicht um weniger als fünf Zentimeter vom Plan ab.

„Tutet Sie Ihr Horn!“, telegraphiert Crocker an Huntington.

Subventionen indes stehen der Gesellschaft nur für fertige und zusammenhängende Gleisabschnitte zu, nicht für vorbereitete Trassen. Trotz enormer Auslagen erhält die Central Pacific das ganze Jahr über weder Staatsanleihen noch Land. Mark Hopkins, der Buchhalter, überzeugt Huntington, den gemeinsamen Eisenwarenhandel zu verkaufen – die Kraft reicht nicht mehr für beide



Unternehmen. Charles Crocker, der die Arbeiten beaufsichtigt, leidet mittlerweile an chronischer Schlaflosigkeit. Eine einzige Panik auf den Finanzmärkten würde ihr Schuldengebäude zusammenbrechen lassen.

Doch auch der Konkurrent ist in Schwierigkeiten.

Kurze Zeit vor dem Durchstoß in der Sierra Nevada ist William Thompson, ein Techniker der Union Pacific, mit fünf Kollegen bei der Station Plum Creek in Nebraska auf einer Draisine die Strecke abgefahren. Plötzlich sahen sie

einen Haufen aus Schwellen auf dem Gleis vor sich liegen. Noch bevor sie bremsen konnten, sprangen Indianer aus dem hohen Präriegras, Schüsse fielen, die Männer versuchten zu fliehen.

Thompsons Kollegen wurden getötet, auch er wurde von einem der Angreifer angeschossen, niedergeschlagen und in den Nacken gestochen. Dann war der Krieger über ihm, wickelte Haarsträhnen um die Finger und begann, mit dem Messer Thompsons Kopfhaut abzutrennen, den letzten Fetzen riss er mit einem heftigen Ruck ab. Der vermeintlich Tote

wollte schreien vor Schmerz, hielt aber still. Heftig blutend bemerkte er, wie der davongaloppierende Sieger den Skalp fallen ließ.

In den folgenden Stunden brachten die Indianer noch einen Güterzug zum Entgleisen, töteten Lokführer und Heizer, plünderten die Wagen und verschwanden mit der Beute in der Prärie.

Erst danach wagte sich Thompson zu rühren – und gelangte als einziger Überlebender zurück zur Station, schließlich nach Omaha: in der Hand einen Wassereimer mit seinem Skalp, auf der Suche nach einem Arzt, der ihn wieder annähen konnte.

Die Operation misslang.

Der August wird zum bis dahin blutigsten Monat für die Union Pacific im Indianerland. Sioux und Cheyenne, Arapaho und weiter südlich die Kiowa und Komantschen wehren sich in meist kleinen Gruppen von 20 bis 200 Kriegern, aber auch in Verbänden von Tausenden gegen die Eindringlinge.

Denn der Schienenstrang und der vordringende, auf jedes Wild schießende weiße Mann bedrohen ihre Lebensweise, das freie Nomadentum.

Die Indianer überfallen Holzfällertrupps, Züge, Kommandos mit Vermessern, sogar Forts der Armee. Sie rauben Rinder und Pferde, Waffen, Kleidung, töten und verstümmeln Eisenbahner, Soldaten und Siedler.

Die Union Pacific bittet um verstärkte militärische Unterstützung. Doch die Armee hat zu wenig Soldaten. So bleibt den Vermessungstrupps nichts anderes übrig, als ihre Nachtlager zu befestigen und ihre Kochfeuer in Gräben zu verbergen.

Zwar ist Casements Arbeiterzug mit seinen Spezialwaggons voller Waffen



An Hängen
und oft nur Zenti-
meter von einem
Abgrund entfernt
winden sich
die Trassen der
Eisenbahnen

relativ sicher. Dennoch halten die Kämpfe entlang der Trasse die Bautrupps der Union Pacific spürbar auf. Mitte November beenden ihre Gleisleger die Saison bei Kilometer 866 und nehmen etwas weiter im Osten ihr Winterquartier: in einem kürzlich erst gegründeten Städtchen im Wyoming-Territorium namens Cheyenne.

Cheyenne, Winter 1867. Mindestens 35 Dollar verdient ein gewöhnlicher Bahnarbeiter im Monat. Bei 12 000 Männern ergibt das eine beträchtliche Summe. Und so folgt den Kolonnen der Union Pacific eine Heerschar von Händlern, Wirten und Prostituierten, die nicht weit von den Bautrupps entfernt ihre Zelte aufschlagen, vorgefertigte Bretterbuden errichten, sie mit Messingbetten, Barhockern, Spieltischen ausstatten, um den Männern den ausgezahlten Lohn gleich wieder abzunehmen.

Auch in Cheyenne. Dort gibt es Billardhallen, Theater und Varietés, Schnapsgroßhandlungen, Tanzlokale, Bordelle und ungezählte Schänken. Den billigsten Fusel – sowie eine Rasur – bietet der „Magic City of the West Shaving Saloon“.

Fast alle Kunden der Saloons tragen die verschlissenen, dunkelblauen Armemäntel der Nordstaaten – und einen oder zwei Revolver an der Seite. Neuankömmlinge schlafen auf Fußböden, in Werkstätten oder Erdlöchern, eingeschlagen in Decken und Bisonfelle.

Tag und Nacht dringt aus den strahlend erleuchteten Lokalen Geschrei, der Lärm der Musikkapellen, von Fiedeln und Gitarren. Betrunkene drängen über die Straßen, tanzen, singen, fluchen, verlieren ihr Geld an professionelle Kartenspieler, an Roulette- und Würfelspieler, an Taschendiebe und Wirte, die überteuerten, hochprozentigen Verschnitt verkaufen, trinken weiter bis zur Besinnungslosigkeit. Oder bis zum tödlichen Streit: kaum ein Morgen, an dem nicht eine Leiche gefunden wird.

Mancherorts feuern Rowdys aus reiner Willkür auf Passagierzüge, in improvisierten Arenen finden brutale Preis kämpfe statt. Das Publikum, in der Regel die Arbeiter aus den Bautrupps, ist von

Geschwüren und eiternden Wunden gezeichnet, von Versehrungen, Alkoholkonsum, Schmutz und auszehrenden Krankheiten.

Mancher Barmann bedient nur mit einer Hand, in der anderen hält er den halb gespannten Colt. Die käuflichen Frauen tragen handliche Taschenpistolen, ihre Zuhälter Messer. Allenfalls Selbstschutzmilizen der Siedler schaffen so etwas wie Ordnung, hängen tatsächliche oder vermeintliche Räuber und Mörder ohne zu fackeln auf.

Als jedoch in Julesburg, Colorado, die Besitzer von Saloons und Spielhöllen Land besetzen, das der Eisenbahn gehört, rückt Casement mit bewaffneten Arbeitern an und lässt eine von ihm ein-

Vor allem Spekulanten und BETRÜGER profitieren

berufene Versammlung der Illegalen kurzerhand zusammenschießen.

Entlang der Strecke der Union Pacific sterben mehr Menschen durch Gewalt als bei Unfällen.

New York, Dezember 1867. Die Crédit Mobilier schüttet zum ersten Mal eine Dividende aus: Sie beträgt sagenhafte 99,2 Prozent, entspricht also ziemlich genau dem Kapital, das die Teilhaber eingeglegt haben.

Damit haben alle Investoren ihr eingesetztes Geld bereits zurück erhalten – alles, was jetzt noch kommt, ist risikofreier Profit. Um sich politisch abzusichern, verkaufen die Gesellschafter eine größere Menge der lukrativen

Crédit-Mobilier-Anteile zu teils ver günstigten Konditionen an mehr als ein Dutzend Abgeordnete und Senatoren.

Doch trotz der immensen Rendite kommt es immer wieder zu Spannungen unter den Investoren. Durant greift fortwährend in den Streckenbau ein, vermutlich, um die Subventionen zu steigern oder Spekulationsgewinne einzustreichen – oder vielleicht aus reiner Machtgier.

Etliche Erträge gelangen auf dunklen Wegen in seine Taschen: Er ist wie ein Pokerspieler, der immer mal wieder Chips in den eigenen Ärmel schiebt, wenn keiner hinschaut. Längst haben einige Kapitalgeber begonnen, ihn erbit tert zu bekämpfen.

Auch bei der Central Pacific gibt es große Probleme, wenn auch anderer Art: Fünf Jahre nachdem Leland Stanford die erste Schaufel Erde für einen Bahndamm in Sacramentos Schlamm geworfen hat, sind gerade einmal 200 Kilometer Gleise fertiggestellt – zum Preis von über 20 Millionen Dollar. Jeden Tag könnte der Ruin kommen, die vier Partner sind nervös, streiten.

Dennoch vertrauen sie sich. Seit den Handschlägen bei Huntington in Sacramento haben sie kiloweise Briefe ausgetauscht – aber kaum je einen Vertrag untereinander aufgesetzt. Ihr Wort, ein Kopfnicken reichen ihnen.

Lake's Crossing, 1. Mai 1868. Stro bridges Chinesen haben die Berge überwunden und hämmern an diesem Tag Gleise durch den kleinen Ort am östlichen Fuß der Sierra Nevada, in dem ein großes Depot entstehen soll: Reno, neu benannt nach einem Bürgerkriegsgeneral und Freund Charles Crokers.

Huntington drängt seine Partner, nicht länger den bestmöglichen Gleiskörper zu legen, sondern den billigsten, und vor allem schnell. Mängel ließen sich dann immer noch beseitigen: „Der Maler und Spachtler kann später kommen.“

Denn nun schwebt ihm vor, die Trasse so zügig zu verlegen, dass seine Chinesen erst jenseits des Großen Salzsees auf die Iren der Union Pacific stoßen, gut 450 Kilometer Luftlinie weiter östlich als ursprünglich vorgesehen. Dort könnte die Central Pacific die reichen





Kohlevorkommen der nahen Wasatch-Berge als Subventionsland beanspruchen – eine verlockende Beute.

Also steigern Crockers Männer ihr Tempo. Doch nun kämpfen sie gegen die Wüste. Temperaturen bis nahezu 50 Grad, Durst, Taranteln, Skorpione. Der Nachschub an Schienen stockt, weil gleich mehrere Stahlwerke aufgrund von Unglücksfällen nicht liefern können; Huntington verdächtigt zeitweise sogar die Union Pacific der Sabotage.

Dennoch gewinnen sie Meilen, und mit den Meilen steigen die Subventionen. Huntington kann die Schuld-scheine der Central Pacific sowie die Staatsanleihen nun zu immer besseren Konditionen absetzen. Zudem wirft, wie von Judah vorhergesagt, die fertiggestellte Teilstrecke wachsende Gewinne ab.

Doch von Osten her dringen auch Casements Iren mit fieberhafter Eile Richtung Utah vor, legen vier, fünf, sechs Kilometer Gleise am Tag. Wichtige Häuptlinge sind nun bereit, im Tausch gegen große Reserve weiter im Norden und eine Räumung der dortigen Forts durch die Armee Frieden zu schließen. Zu Dutzenden sind die Indianer bald auf den Dächern von Güterwagen zu sehen:

Winterwetter, hier Schnee am Citadel Rock in Wyoming, bringt den Verkehr auf der neuen Strecke später immer wieder zum Erliegen

Als Zeichen des guten Willens hat die Union Pacific ihnen einen generellen Freifahrtschein gewährt.

Umso bitterer werden die Kämpfe in der Führung der Union Pacific zwischen einzelnen Anlegern um Macht und Beuteanteile. Die Beteiligten setzen einander mit Klagen und einstweiligen Verfügungen zu. Gerüchte von skandalöser Korruption und Bereicherung verbreiten sich sowie von inakzeptabel gebauten Teilstrecken – die im November 1868 eine Untersuchungskommission der Regierung bestätigt.

Die Union Pacific hat Mängel im Wert von geschätzt 6,5 Millionen Dollar zu beheben: zu viele und zu enge Kurven, übermäßige Steigungen, minderwertiges Material, zu wenig tragfähige Gleisbet-

ten, instabile Brücken, fehlende Bahnhöfe, Wasserstationen, Waggons und Lokomotiven. Zugleich soll der von der Crédit Mobilier ausgeschüttete Gewinn fast 18 Millionen Dollar betragen.

Aber auch die Central Pacific muss einen Rückschlag hinnehmen. In den Wintermonaten wird klar, dass das Rennen um die kohlereichen Wasatch-Berge nicht zu gewinnen ist. Widerstreitend gibt Huntington das Ziel auf. Was er indes nicht preisgeben will, ist ein kleiner Ort vor den Bergen: Ogden.

Die strategisch günstige Lage und die bereits bestehende Infrastruktur dieses Dorfes bieten beste Voraussetzungen dafür, hier eine florierende Stadt aufzubauen – jeder Vereinigungspunkt weiter westlich würde die Trasse der Central Pacific im Niemandsland beenden, ein enormes Geschäft dem Rivalen überlassen.

Die Entscheidung, wie weit jedes der beiden Unternehmen bauen darf, liegt bei der Regierung. Doch der Präsident ist schwach, der zuständige Innenminister ein enger Freund Huntingtons und Feind Durants – während Kongressabgeordnete Anteile der Crédit Mobilier halten. Ein Urteil bleibt aus.

So beginnt ein groteskes Ringen darum, nördlich des Großen Salzsees vollendete Tatsachen zu schaffen: Trupps beider Gesellschaften betreiben auf einer Strecke von über 150 Kilometern nebeneinander her die Vorarbeiten für ihre Trassen, Vermesser reißen die Markierungsstäbe des Gegners wieder heraus; wo Casements Iren eine teure Brücke schlagen, legen Crockers Chinesen einen Damm durch dieselbe Schlucht. Zugleich beschuldigen die Konkurrenten sich in Washington gegenseitig des Betrugs und der Korruption.

Da wird am 4. März 1869 ein neuer Präsident eingeschworen, Ulysses S. Grant. Noch vor dem Abend friert der entschlossene einstige Bürgerkriegsgeneral sämtliche Beihilfen für beide Gesellschaften ein und fordert sie auf, sich auf einen Treffpunkt zu einigen.

Am 8. April trifft sich Huntington mit einem Vertreter der Union Pacific in Washington. Die Verhandlungen dauern fast die ganze Nacht und den folgenden Tag, dann steht ein Kompromiss:

Beide Gesellschaften treffen sich auf dem Promontory Summit, einer Passhöhe, die etwa auf halbem Weg zwischen ihren Gleisenden liegt. Und anschließend erwirbt die Central von der Union Pacific rund 50 Meilen Strecke bis kurz vor Ogden, sodass beide Linien dort enden.

Promontory Summit, 10. Mai 1869. Auf dem kargen Grund vor den Schienenarbeitern liegen die Enden der Gleistränge, die in den vergangenen sechs Jahren über Berge und Flüsse, durch Wüsten und die Prärie gebaut worden sind: 1110 Kilometer von Sacramento im Westen, 1745 Kilometer von Omaha im Osten. Jetzt klafft da nur noch eine Lücke von genau einer Schienenlänge.

Kapellen spielen, Soldaten nehmen Paradeformation an, von einem Telegraphenmast wehen die Farben der Vereinigten Staaten. Ingenieure und Würdenträger der beiden Unternehmen sowie etliche Politiker sind gekommen.

Dann werden Schwellen in die Lücke gelegt, zuletzt eine aus glänzend poliertem Lorbeerholz mit einer silbernen Gedenkplakette. Eine irische und eine chinesische Crew bringen die letzten beiden Schienen nieder, nageln sie auf den gewöhnlichen Schwellen fest, bis nur noch die kostbare letzte Schwelle bleibt.

Nachdem dort Ehrengäste zwei wertvolle symbolische Gleisnägel eingefügt haben, treten Thomas Clark Durant und Leland Stanford vor, um gemeinsam den letzten, massiv goldenen Gleisnagel in ein vorgebohrtes Loch der Lorbeer-Schwelle zu treiben. Kunstvoll bringt ein Funktechniker Telegraphendraht an dem Nagel und Stanfords versilbertem Hammer an – die Schläge sollen als Signale in der ganzen Nation zu hören sein.

Um 12.30 Uhr schlagen Stanford und Durant auf den goldenen Nagel – und lösen Feuerwehrglocken in San Francisco aus, 100 Salutkanonen in New York, Glocken, Kanonen und Lokomotivpfeifen in Sacramento, in Omaha, in Philadelphia und Iowa City sowie eine enthusiastische Menschenparade von sieben Meilen in Chicago, Jubel auf dem Kapitolhügel in Washington.

Auch in Greenfield, Massachusetts, läuten die Kirchenglocken. So erfährt Anna Judah: Die Vision ihres toten Mannes ist Wirklichkeit geworden.

New York–San Francisco, August 1869. Etwa eine Woche dauert die Fahrt in Zubringern und den Schlafwagen der Union und Central Pacific von einer Küste der USA zur anderen. Das reguläre Ticket kostet 150 Dollar, Siedler, die in umgebauten, an langsamere Güterzüge gekoppelten Frachtwaggons reisen, zahlen nur ein Drittel. Eine rappelnde, ermüdende Tortur indes ist es für alle. Immer wieder hält der Zug auf einem

ihr riesiges, einen Kontinent überspannendes, fortschrittliches Land und dessen unaufhaltsamen Aufbruch in die Moderne.

Doch hinter diesem Mythos verborgen sich nüchterne Zahlen – die vielfach bis heute nicht aufgeklärt sind.

Der Staat hat Anleihen im Wert von etwa 70 Millionen Dollar ausgegeben, das steht einigermaßen fest. Die Union Pacific gab ihre Baukosten mit rund 100 Millionen Dollar an, die Central Pacific mit etwa 50 Millionen.

Diese Zahlen aber basieren auf dem Nennwert der verschiedenen, zwischen den Beteiligten hin und her geschobenen Anleihen – während deren Marktpreis stark schwankt. So hängen auch die Profite davon ab, wann ein Investor seine Papiere verkauft (und davon, was er nebenher an verschleierten Insidergeschäften und der Auftragsvergabe, an Bodenspekulationen und Stadtentwicklung verdient hat). Keiner der Männer jedoch, die beim Bau der Bahn reich geworden sind, hat ein Interesse, darüber ehrlich Auskunft zu geben.

Zwar untersuchen schon bald der Kongress und mehrere Gerichte, welches Ausmaß an Korruption und Betrug es erst bei der Eisenbahn-Gesetzgebung, dann beim Bau der Strecke gegeben hat. Mehrere Politiker-Karrieren enden in Schande. Als aber die Chefs der Central Pacific dazu befragt werden, deutet Mark Hopkins an, die Rechnungsbücher der Firma „verloren“ zu haben. Charles Crocker beruft sich darauf, von der finanziellen Seite des Unternehmens nichts zu verstehen. Leland Stanford täuscht Gedächtnislücken vor. Und der eloquente Huntington weicht den Fragen wortreich aus.

Derweil verdienen Central und Union Pacific zwar stetig mehr mit Fahrkarten und dem Frachtrtransport – der Traum jedoch, das Gold, den Wein des Westens, die Gewürze des Orients über den amerikanischen Kontinent zu den Häfen von Amsterdam, London und Hamburg zu leiten, bleibt unerfüllt.

Denn ein halbes Jahr nach der Zeremonie am Promontory Summit wird ein noch aufwendigeres Jahrhundertwerk fertiggestellt: der Suezkanal. Er erspart den Seefahrern den langen Weg um Af-

Für die INDIANER bedeutet die Bahn den Untergang

Ausweichgleis entlang der einspurigen Strecke, um Gegenverkehr durchzulassen. Oder für rasche Mahlzeiten in einer Eisenbahnwirtschaft, Speisewagen werden noch nicht mitgeführt.

Doch alle Unbequemlichkeit ist nichts im Vergleich zum mühsamen Weg durch Panama.

Vielmehr wird die Fahrt zur atemraubenden Jagd durch ein unermessliches Land: durch endlos wogendes Präriegras, Herden von wilden Tieren. Sie führt durch rasant wachsende Städte, erschreckend karge Wüsten und dramatische Canyons, hinauf zu den spektakulären Aussichten der Sierra Nevada.

Bald fasziniert wenig die Amerikaner jeder Schicht so sehr wie die Eisenbahn, das Pfeifen der Lokomotive in der Weite der Prärie: Es symbolisiert

VERBINDUNG ZUM PAZIFIK



Mehr als 2800 Kilometer zieht sich die 1869 vollendete Trasse der transkontinentalen Eisenbahn von Omaha bis Sacramento durch die USA. Der Abschnitt der Union Pacific ist deutlich länger – auch weil er vielfach durch Präriegelände gelegt werden konnte. Entlang der Strecke haben die Gesellschaften wertvolles Siedlungsland zugeteilt bekommen

rika und öffnet so eine schnelle Route zwischen Asien und Europa.

Zudem legen im Winter Stürme und Schnee, die bereits den Bau behindert haben, die Bahn oft wochenlang lahm. Ein Desaster, das sich noch oft wiederholen wird – die Vorstellung, die Natur mit Schienen unterworfen zu haben, bleibt vorläufig eine Chimäre.

Für die Indianer bedeutet die Transkontinentalbahn gleichwohl den Untergang: Sie öffnet den Westen endgültig für den Siedlerstrom, der die Ureinwohner Amerikas auslöschen oder verdrängen wird.

Auch die Chinesen zählen zu den Verlierern. Je mehr Weiße westwärts wandern, desto schärfer wird die Konkurrenz zwischen den Arbeitern – und damit der Rassismus. Vielerorts flammen Pogrome auf, sterben Einwanderer.

Obwohl Crocker und Strobridge in einer Anhörung die Tüchtigkeit der Asiaten bezeugen, stoppt der Kongress 1882 jede weitere Immigration aus China.

Thomas Clark Durant wird noch im Erfolgsjahr 1869 von anderen Teilhabern aus allen Posten bei der Union Pacific gedrängt – gründet mit seiner Beute aber eine neue Eisenbahngesellschaft, die (mit eher geringem Erfolg) eine hochspekulative Trasse in die holz-

und rohstoffreichen, aber auch touristisch interessanten Adirondack-Berge im Staat New York baut.

Strobridge bleibt sich treu und leitet weiter Crews von Sprengmeistern, Planierern, Schienenlegern an, auch Cement bleibt im Eisenbahngeschäft und baut an zahlreichen anderen Linien mit.

Und während Crocker sich von den Gewinnen aus der Eisenbahn eine Villa im Renaissance-Stil errichtet, Hopkins 1878 stirbt – die Position des Central-Pacific-Chefbuchhalters übernimmt sein Ziehsohn –, Huntington wie ein Süchtiger weiter Eisenbahnen baut, schließlich sogar in Afrika, gründet Leland Stanford eine nach seinem jung gestorbenen Sohn benannte Universität.

Gut 140 Jahre später werden Historiker der Stanford University zu dem Ergebnis kommen, dass die Kosten der ersten Transkontinentalbahn ihren Nutzen weit übertroffen hätten. Denn ihre Erbauer seien einem Traum gefolgt, keinem Bedarf – der habe eher an weiteren Bahnen zwischen den bestehenden Zentren und Märkten bestanden.

Stattdessen seien gigantische Summen verschleudert worden, nur um den Kontinent unter gewaltigen Verlusten und Verwerfungen regelrecht aufzubrechen, statt ihn schrittweise zu erschließen.

Zudem gehen aus den Eisenbahnen Großkonzerne hervor, die mit Banken, Zulieferern und auch untereinander verbunden sind, aber maßlos überschuldet: Riesenfirmen, die jahrzehntelang am Abgrund taumeln und die Wirtschaft der USA mitzureißen drohen.

Doch Teilhaber, Politiker und Bankiers erhalten sie mit immer neuen Manipulationen am Leben. Die Korruption prägt auch das nun beginnende „Gilded Age“, das vergoldete Zeitalter.

Zu Lebzeiten der Großen Vier aber verlaufen alle Prozesse im Sand.

Und nach den Männern, die das Wettrennen das Leben gekostet hat, fragt ohnehin niemand. ♦

Dr. Mathias Mesenhöller, 44, ist Autor in Berlin. Bei seiner nächsten USA-Reise will er versuchen, William Thompsons Skalp in der Omaha Public Library zu besichtigen, der dort bis heute verwahrt wird.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: David Haward Bain, „Empire Express. Building the First Transcontinental Railroad“, Penguin Books: umfassend, solide, plastisch. Richard White, „Railroaded. The Transcontinentals and the Making of Modern America“, Norton: gute kritische Studie.

EIN GANGSTER AUS MISSOURI

Der Amerikanische Bürgerkrieg zwischen Nord- und Südstaaten traumatisiert eine ganze Generation. Nach seinem Ende 1865 finden einige der Kämpfer nicht wieder in die Normalität zurück. Als Outlaws stellen sie sich bewusst außerhalb des Rechts, stehlen, rauben, morden. Jesse James ist einer von ihnen. Doch neben dem Traum von Reichtum und Freiheit treibt den Bandenführer noch etwas ganz anderes an: der Hunger nach Ruhm —— Von CHRISTINA SCHNEIDER



Jesse Woodson
James (1847–1882):
Schon als 16-Jäh-
riger posiert er
schwer bewaffnet
und zu allem ent-
schlossen



Sofort versucht Rafferty, den Zug anzuhalten. Zu spät. Trotz kreischender Bremsen schiebt sich das Gefährt vorwärts. In der aufgerissenen Schienenglücke entgleist die Lok und stürzt um. Rafferty bricht sich das Genick, er ist sofort tot. Der vordere der beiden Gepäckwagen kippt um, die hinteren Waggons springen aus den Schienen.

Zwei vermummte Männer springen auf, stürmen den Zug, bedrohen die Reisenden mit Colts und Gewehren. Zwei weitere sichern den Bahndamm. Und noch zwei klettern in den hinteren Gepäckwagen, in dem Postsendungen lagern. Der wertvollste Teil der Fracht

befindet sich in einem bewachten Safe: Dort liegen genau 2337 Dollar.

Einer der Räuber im Gepäckwagen reißt sich die Maske vom Kopf. Er hat helles Haar, die Augen sind auffällig blau. „Wenn du nicht sofort den Safe öffnest oder mir die Schlüssel gibst, blas ich dir das Gehirn raus!“, brüllt er den Postangestellten an, der den Safe sichern soll.

Hinter schreien die Passagiere vor Angst. „Wir berauben die Reichen für die Armen“, ruft ihnen einer der Räuber zu. „Wir wollen niemanden verletzen!“ Keine zehn Minuten später preschen die Männer mit ihrer Beute davon.

Die Räuber, die sich hier als Wohltäter präsentieren, sind in großen Teilen des amerikanischen Westens Volkshelden. Ihr Anführer ist der Mann mit den blauen Augen: Jesse Woodson James aus Missouri. Er will nicht nur reich werden, sondern auch berühmt: als der mutigste *outlaw* des Landes.

Unterstützt wird er bei diesem Vorhaben von John Edwards, einem Kolum-

In Iowa, tief im Mittleren Westen der USA, zwischen Council Bluffs und Des Moines, machen die Gleise der Rock-Island-Eisenbahnlinie eine scharfe Kurve. John Rafferty, Lokführer des Fünf-Uhr-Expresszuges aus Omaha, muss an dieser Stelle auf 20 Meilen pro Stunde abbremsen.

Am Abend des 21. Juli 1873 bemerkt er, dass sich eine offenbar zuvor gelöste Schiene, von Seilen gezogen, zur Seite bewegt (ohne dass er die Männer sehen kann, die an ihr zerren).

**Immer wieder überfällt
Jesse James Züge. Da die
Gesetzesfüßer im Kampf
gegen seine Bande versagen,
beauftragt eine Postgesell-
schaft den Privatdetektiv
Allan Pinkerton (unten)**





James' Verbrechen werden schon bald zum Thema von Groschenheften

nisten des „St. Louis Dispatch“. Jesse und sein Bruder Frank seien „im Westen unübertroffen in ihren Talenten und ihrer Ausdauer“, bejubelt Edwards vier Monate später die Zugräuber. Schon in einem früheren Artikel hat er die Bande mit den Rittern der Tafelrunde verglichen, ihre Taten „poetisch“ genannt.

Denn nach Ansicht des Reporters kämpfen die Banditen einen gerechten Kampf weiter: den der Südstaaten. Acht Jahre ist es her, dass die Konföderierten im Bürgerkrieg vor den Nordstaaten kapitulieren mussten. Für Edwards aber, der immer noch zur verlorenen Sache der Südstaaten hält, geht der Krieg weiter – wenn auch mit anderen Mitteln. Er erschafft mit seinen Beiträgen eine Legende, in der er James zu einem Helden erklärt, zum Verteidiger der Ehre des Südens.

Dabei unterscheidet sich dieser kaum von einem gewöhnlichen Banditen. Dreieinhalb Jahre zuvor hat er bei einem Bankraub einen Mann getötet und ist anschließend mit seinem Bruder schließend und brüllend durch die Stadt gerannt – Frank mit fünf, Jesse mit drei Revolvern bewaffnet.

Erstmals berichtete damals eine Zeitung über die Taten der James-Brüder. Der Gouverneur von Missouri setzte eine Belohnung von 500 Dollar auf jeden der beiden aus – üblich waren 300 Dollar pro Kopf. Auch John Edwards wurde auf die zwei Brüder aufmerksam, die während des Bürgerkriegs als Freischärler auf Seiten des Südens gekämpft hatten. Edwards

wollte die Verbrechen der früheren Guerreros zum politischen Widerstand, zum Freiheitskampf stilisieren. Im Frühling 1870 traf er sich mit den James-Brüdern und war beeindruckt vom extrovertierten, furchtlos scheinenden und politisch radikalen Jesse, der aus seinem Hass auf die Nordstaaten keinen Hehl mache.

Immer wieder verteidigte der Zeitungsmann nun ihre Überfälle: Sie handelten aus Rache für die Verbrechen und Demütigungen, die die Anhänger der Konföderierten in Missouri hätten erleiden müssen; sie seien „Männer, die ihr Leben schon so lange riskieren, dass sie nicht wissen, wie sie sich den neuen Gesetzen und Regeln, die nun existieren, unterwerfen sollen“.

Einige Jahre lang raubten die Brüder Banken aus, stets publizistisch unterstützt von Edwards, dann entdeckten sie ein lohnenderes Ziel: Postunternehmen, die Geld und Wertsachen mit der Bahn verschicken.

Der Überfall auf den Zug der Chicago, Rock Island and Pacific Railroad im Juli 1873, bei der Lokführer Rafferty sich das Genick bricht, ist der erste Eisenbahnraub der Bande.

Die Männer der Gang setzen dabei auch ein politisches Zeichen, als sie den Passagieren erklären, dass sie ihnen keinen Schaden zufügen, nur den Expresswagen und die Wohlhabenden ausrauben wollten.

Von nun an wird James kaum einen Raub begehen, ohne ihn ideologisch zu überhöhen: So untersuchen seine Männer einem Bericht zufolge bei ihrem nächsten Zugüberfall sechs Monate später demonstrativ die Hände der Passagiere: Einfache Arbeiter mit schwieligen Fingern, so verkünden sie den Reisenden, würden sie nicht bestehlen.

Zum Abschied schütteln sie dem Lokführer höflich die Hand – und hinterlassen eine Pressemitteilung: „Der nach Süden fahrende Zug der Iron-Mountain-Bahn wurde hier heute Morgen von fünf schwer bewaffneten Männern ausgeraubt und um _____ Dollar beraubt“, heißt es darin.

Die genaue Summe einzufügen überlässt James den Zeitungsleuten.

Die Mitteilung des selbst ernannten Rächers der Armen ist überschrieben mit

den Worten: „Der kühnste Raub der Geschichte“.

F

rüh schon bestimmt der Konflikt zwischen Nord und Süd das Leben von Jesse James, obwohl er im Westen aufwächst, in Missouri, auf einer Farm. Die Familie baut Hanf an, Jesse hilft auf den Feldern. Als er 13 Jahre alt ist, im April 1861, bricht der Bürgerkrieg aus – und in Missouri herrschen bald Chaos und Gewalt.



Jesse James

Ein weiterer mörderischer Outlaw: »Billy the Kid« hat mindestens vier Menschen getötet

Der Konflikt hat sich vor allem an einer Frage entzündet: Soll sich die Sklaverei auch westlich des Mississippi ausbreiten dürfen – oder soll sie auf den Süden der USA beschränkt bleiben?

Missouri ist der Union 1821 als Sklavenhalterstaat beigetreten. Doch ist dort die Lage nicht so eindeutig wie etwa in Georgia oder South Carolina: Sklavenbesitzer wie die James-Familie wohnen neben Abolitionisten, die alle Schwarzen befreien wollen.

Eine Delegiertenversammlung in Missouri stimmt kurz vor Kriegsaus-

bruch 1861 mit großer Mehrheit dagegen, aus den USA auszutreten. Trotzdem gibt es viele Anhänger der Konföderation, die sich lieber der Sezession der Südstaaten angeschlossen hätten. Der Riss geht mitten durch Jesses Heimat, hier ist der Bürgerkrieg ein wahrer Kampf von Nachbarn gegen Nachbarn.

Für den Norden ist Missouri von besonderer strategischer Bedeutung: Es ist das Tor zum Westen. Hier beginnt der Oregon-Trail, die Route, die viele Siedler auf ihrem Weg an die Pazifikküste nehmen, hier verlaufen die transkontinentalen Telegraphenlinien.

Ein US-General verhängt das Kriegsrecht über den Staat, stationiert Truppen. Die großen Schlachten der Armeen werden überwiegend im Osten geschlagen, in Missouri kommt es dagegen zu einem blutigen Guerillakrieg.

Unionstreue Kämpfer – reguläre Truppen ebenso wie Freischärler, oft aus dem benachbarten Kansas – ziehen durch Missouri, brennen die Häuser von

Auch Mädchen wie hier »Cattle Annie« und »Little Britches« werden zu bewaffneten Pferdedieben



Südstaatenanhängern nieder, erschießen die Bewohner, befreien die Sklaven, stehlen die Ernte.

Auch junge Sezessionisten schließen sich zu Banden zusammen. Hunderte dieser *bushwhackers* („Buschschläger“) gehen auf Rachefeldzug gegen die Kämpfer des Nordens, manche in kleinen Gruppen von nur fünf Leuten, andere in mehr als 100 Mann starken Trupps.

Jesses älterer Bruder Frank James schließt sich den Bushwhackers an. Auf der Suche nach ihm verprügeln Unions-soldaten den 15-jährigen Jesse, täuschen vor, den Stiefvater der Familie zu erschie-ßen, verschleppen ihn schließlich ins Gefängnis. Unter den Nordstaatlern ist Brantley Bond, ein Bekannter Franks.

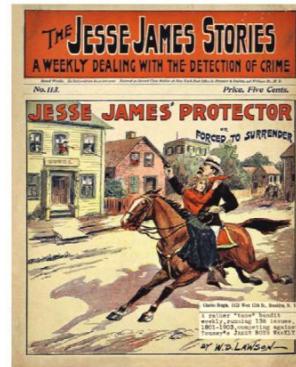
Ein Jahr später lässt sich auch Jesse von den Bushwhackers rekrutieren. Sein Anführer ist William „Bloody Bill“ Anderson, ein berüchtigter Guerillakrieger, der Skalps von seinen Opfern nimmt und für jeden Mann, den er erschießt, einen Knoten in ein Seidenband knüpft. Anderson wird für Jesse zur Vaterfigur. Die Freischärler geben sich militärisch, Anderson lässt sich mit „Captain“ anreden.

Kaum einer der Bushwhackers ist älter als 25 Jahre. Meist verstecken sie sich im Wald oder auf den Farmen ihrer Unterstützer – auch auf dem Hof der James-Brüder, wo sie von Mutter Zerelda üppig bewirtet werden. Revolver und Bowie-Messer hängen an ihren Gürteln. Oft zum ersten Mal der Aufsicht ihrer Familien entkommen, trinken sie, treiben ihre Pferde in wildem Galopp über Felder und Straßen.

Mit einigen seiner neuen Kumpels stellt Jesse Brantley Bond, den Folterer seines Stiefvaters. Kurz darauf ist Bond tot.

Die Guerilla ermordet Unionsoldaten, aber auch Zivilisten, freigelassene Sklaven und deren Unterstützer. Bisweilen terrorisieren sie gar Städte, wenn dort vor allem Unionsanhänger wohnen. Am 21. August 1863 stürmen rund 400 Bushwhackers den Ort Lawrence in Kansas, töten dort etwa 180 Männer und Jungen und brennen fast alle Häuser nieder.

Im Gegensatz zur regulären konföderierten Armee machen die Freischärler keine Gefangenen. Sie verstümmeln ihre Opfer, schneiden manchen Toten Ohren



James inszeniert
sich als Wohltäter.
Tatsächlich aber
behält er seine Beute
stets für sich

oder Nasen ab. Als einige Hundert Bushwhackers – darunter Frank James – 1864 in Texas überwintern und dort auf ein Südstaatenheer treffen, entsetzt sich dessen General: „Ein Menschenleben ist ihnen weniger wert als das Leben eines Hundes, der ein Schaf gerissen hat.“

Am Ende des Bürgerkriegs liegt Missouri in Trümmern. Häuser, Felder, Ernten sind zerstört. Jeder Dritte ist tot oder vertrieben. Und es gibt neue, drängende Fragen: Wie soll man die zerstörten Gebiete wieder aufbauen, wirtschaftlich, geistig, politisch? Wie sollen die Menschen diesen Krieg zwischen Nachbarn überwinden, der in Missouri so blutig und grausam tobte wie in kaum einem anderen Staat der USA?

Und vor allem: Wie sollen die Sieger in dem großen Konflikt mit den Unterlegenen umgehen?

Anders als die Staaten der Konföderation wird Missouri, das ja in der Union verblieben ist, nicht dem US-Militär unterstellt, bleibt die Souveränität des Staates bestehen. Doch auch hier wollen die Anhänger des Nordens eine möglichst weitreichende Neuordnung durchsetzen, versuchen sie, die Anhänger des Südens politisch auszuschalten.

Eine von radikalen Unionisten dominierte Delegiertenversammlung verabschiedet eine neue Verfassung für den Staat, die das Wahlrecht drastisch einschränkt: Nur wer in einem Eid erklärt, die Konföderierten im Krieg weder in

Taten noch in Worten unterstützt zu haben, darf an Wahlen teilnehmen.

Tausende Einwohner weigern sich. Konservative Politiker und Verwaltungsbeamte, die diese radikale Politik nicht mittragen wollen, werden mit Militärgewalt von ihren Posten entfernt.

Bisweilen setzt der Gouverneur dafür schwarze Milizionäre ein und brüskiert damit selbst zahlreiche Unionsanhänger, die zwar für die Einheit der USA gefochten haben, nicht aber für die Gleichstellung der Schwarzen.

Frühere Bushwhackers, die nach Hause zurückkehren möchten, müssen mit der Rache ihrer Nachbarn rechnen. Und viele von ihnen wollen den Kampf sowieso nicht aufgeben.

Sie haben im Krieg gelernt, sich Geld und andere Besitztümer mit Gewalt zu nehmen. Jetzt führen sie das gesetzlose Leben weiter. „Nie in der Erinnerung der ältesten Bürger hat das Schurkentum in unseren Straßen so sehr die Oberhand gehabt wie heute“, klagt ein Lokaljournalist 1865. Die Bevölkerung, so ein anderer Schreiber, bestehe zu einem Großteil aus „Gaunern, Dieben, Vagabunden und Straßenräubern“.

Auch Frank und Jesse James kämpfen weiter. Mit vier ehemaligen Kameraden bilden sie den Kern einer Bande mit wechselnden Mitgliedern. Sie leben im Untergrund, rauben zumeist Banken oder Postkutschen aus.

Jesse James und seine Komplizen sind bei Weitem nicht die einzigen Gesetzlosen dieser Zeit. Eine Generation junger Männer ist auf den Schlachtfeldern von Gettysburg und Antietam erwachsen geworden, hat Freunde sterben sehen, hat Gewalt erfahren und selbst getötet – und nicht allen gelingt die Rückkehr ins zivile Leben. Zudem durften die Soldaten nach Kriegsende ihre Waffen mit nach Hause nehmen. So werden Gewehre und Pistolen in diesen Jahren vor allem im Süden und Westen der USA zu alltäglichen Gegenständen.

Die Zeitungen sind voller Geschichten über Outlaws wie etwa den Texaner John Wesley Hardin, der mindestens zehn Männer ermordet hat. Oder den Viehdieb Henry McCarty, besser bekannt als „Billy the Kid“, der in New Mexico mehrere Menschen erschießt.

Es sind gewalttätige Männer, die Streitigkeiten schnell mit Waffengewalt beenden – nicht nur die eigenen. Billy the Kid etwa lässt sich von einem Geschäftsmann bezahlen, um dessen Fehde für ihn auszutragen.

Auch die Sheriffs stehen nicht immer auf der Seite des Rechts, manchmal arbeiten sie schlicht für jene, die im Ort den meisten Einfluss haben. Überhaupt sind Gesetzesfüßer in den Grenzgebieten des Westens oft schwach und nicht im-

mer genau zu unterscheiden von den Outlaws: In Kansas und Arizona liefert sich Wyatt Earp – im Lauf seines Lebens unter anderem Marshal und Pferdedieb – zahlreiche Schießereien mit Cowboys. Er wird im gesegneten Alter von 80 Jahren in Los Angeles sterben, viele andere Revolverhelden aber beenden ihr Leben so, wie sie es geführt haben: gewaltsam.

Zwischen 1869 und 1874 überfallen Jesse James und seine Kumpane wahrscheinlich acht Banken, zwei Postkutschen und drei Züge. Sie töten dabei vier Menschen, verletzen einen weiteren.

Die Behörden sind machtlos. Die James-Bande ist zu stark in ihrer Heimat verwurzelt, um sie fassen zu können. Unterstützer verstecken die Gang, überbringen den Banditen Nachrichten, liefern ihnen falsche Alibis. Und denken nicht

Exekution eines Mörders in Montana: Ein Sheriff prüft die Schlinge, ein Arzt steht bereit, um den Tod festzustellen



Jesse James



1882 wird James von einem Mitglied seiner Gang erschossen. Wie eine Trophäe stellt die Justiz seine Leiche in Eis gebettet aus

daran, sie zu verraten – aus Bewunderung die einen, aus Furcht die anderen.

Nach einem weiteren Überfall auf einen Zug beauftragt das beraubte Postunternehmen, die Adams Express Company, daher den Privatdetektiv Allan Pinkerton, die Bande aufzuspüren.

Seit 1850 führt der Mann aus Chicago „Pinkerton's National Detective Agency“, die überall in den USA agiert und unter anderem die berüchtigte Reno-Bande gefasst hat – die ersten Eisenbahnräuber der US-amerikanischen Geschichte. Im März 1874 schickt der Detektiv drei seiner Agenten in die Heimat der James-Brüder: Joseph W. Whicher, Louis Lull und John Boyle.

Whicher will als Landarbeiter verkleidet an die Tür der Farm von Jesses Stiefvater Reuben Samuel klopfen und nach Arbeit fragen. Den Sheriff und den Direktor der Bank im Nachbarort weiht er in seinen Plan ein. Vergebens versuchen sie, Whicher von dem Vorhaben abzubringen: „Die Mutter wird Sie umlegen, wenn die Jungs es nicht tun!“

Der Pinkerton-Mann steigt in den Zug nach Kearney, geht die letzten Meilen in der Dämmerung zu Fuß zur Farm.

Niemand erfährt je, was dann geschieht. Aber gegen drei Uhr nachts setzt ein Fährmann drei verummerte Männer mit einem Gefangenen an das andere Ufer des Missouri über. Später wird er sie als Jesse, zwei weitere Mitglieder der Bande und den Agenten identifizieren.

Die Hände des Mannes sind gefesselt, die Füße unter dem Bauch seines Pferdes zusammengebunden. Am nächsten Vormittag wird Whichers Leiche rund 30 Kilometer von der Samuel-Farm entfernt gefunden.

Hat ihn der Sheriff verraten, der Bankangestellte? Oder sein teurer Revolver, den sich kein einfacher Farmarbeiter leisten könnte? Waren es seine weichen Hände, die nicht wirkten, als wären sie in der letzten Zeit mit Ackerboden oder Werkzeugen in Berührung gekommen?

Sofort nach der Nachricht von Whichers Tod warnt Pinkerton die anderen Agenten. Doch es ist zu spät. Sie werden ebenfalls enttarnt; bei einem Feuergefecht wird Lull verwundet und stirbt kurz darauf, Boyle kann fliehen.

Pinkerton sinnt auf Rache. Aber in Missouri wächst die Bewunderung für die Räuber, die ihren Verfolgern immer wieder entkommen. Und die – so verbreiten sie es selbst – meistens zur Selbstverteidigung töten.

Manche Zeitungen dagegen wütten, dies seien chaotische Zustände, eines US-Staats nicht würdig. „Nach jedem ihrer Überfälle können sie unbehelligt zu ihren Farmen zurückkehren“, schreibt ein Journalist: „Richter, Sheriffs, Polizisten und die gesamte Justizmaschinerie lassen sich entweder von einer Bande Spitzbuben an der Nase herumführen, sind gekauft oder in die Neutralität gedrängt.“

Im August 1874 überfällt Jesse James eine Postkutsche am Ufer des Missouri, in der Nähe der Stadt Lexington. Auf einem Hügel über dem Fluss sammeln sich bald Hunderte Zuschauer.

Niemand schreitet ein. „Lexington hatte soeben die Ehre, in den Genuss eines ihrer an Robin Hood erinnernden, umwerfenden Besuche zu kommen“, notiert ein Lokalreporter. „Sie sind zu einer Institution in Missouri geworden. Über die gesamte Nation, ja, die ganze Welt erstreckt sich ihr Ruf.“

Nach dem dreisten Raub verschärft Missouris Gouverneur die Jagd auf die Bande. Vergebens. Am 8. Dezember 1874 erbeutet sie fast 30 000 Dollar bei einem Angriff auf einen Express des Transportunternehmens Wells Fargo, die höchste Summe bis dahin. Für die James-Brüder läuft es gut: Beide heiraten 1874, Jesse seine Cousine, Frank eine Lehrerin.

Doch noch immer ist ihnen Allan Pinkerton auf der Spur. In der Nacht des 25. Januar 1875 schleichen sich acht seiner Agenten an das Haus der James-Familie. Sie sollen es in Brand setzen und die aus dem Feuer fliehenden Brüder fassen.

Kurz nach Mitternacht lösen die Angreifer die Holzverkleidung von den Wänden, befestigen Brandsätze und zünden sie an. Dann schlagen sie die Küchenfenster ein und werfen einen Sprengkörper ins Innere des Hauses.

Die Bombe explodiert. Eisensplitter schießen in alle Richtungen, verletzen Jesses Stiefvater und einen seiner schwarzen Arbeiter am Kopf. Andere Geschosse zerschmettern den rechten Arm von Jesses Mutter Zerelda und bohren sich in den Unterleib seines achtjährigen Halbbruders Archie. Frank und Jesse aber sind gar nicht zu Hause.

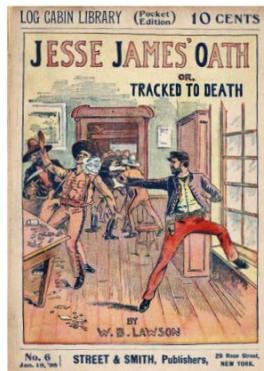
Der kleine Archie überlebt die Nacht nicht, und Zerelda verliert ihren Arm. Bald spricht man im County nur von dem getöteten Kind und Jesses nervenstarker Mutter, die sich den Arm ohne Betäubung hat amputieren lassen. Der verfehlte Anschlag bringt Jesse James mehr Sympathien ein als der kühnste Raubüberfall.

Allan Pinkerton gibt auf.

Jesse James und seine Bande gehen weiterhin ihrem Geschäft nach. Dann aber wagen sie zu viel: 1876 überfallen sie eine Bank in Minnesota, weit weg von Nachbarn und Freunden. Einwohner der Stadt zwingen sie zu einem schweren Feuergefecht, Hunderte Freiwillige beteiligen sich an der anschließenden Suche nach der Bande.

Frank und Jesse James können zwar verletzt ihren Verfolgern entkommen, drei andere Bandenmitglieder aber wer-

Kansas, 1892:
Vier Mitglieder
der Dalton-Gang
sterben beim
Versuch, dort
Banken zu
überfallen



Groschenromane schreiben die Geschichten des Outlaws nach seinem Tod fort

den verhaftet, ein weiteres erschossen. Die Gang gibt es nicht mehr.

Unter falschem Namen lassen sich die Brüder mit ihren Frauen als Farmer in Tennessee nieder. Frank arbeitet auf dem Feld, schickt seine Pferde zu Rennen. Jesse aber scheint sich im Alltag nicht zurechtzufinden: Nach drei Jahren sucht er sich neue Kumpane und überfällt mit ihnen Züge und Kutschen.

Doch mit seinen Mitstreitern verbündet ihn nicht die gleiche Loyalität wie mit den einstigen Kameraden. Zeitweilig will er einen der Männer umbringen, den er im Verdacht hat, ihn verraten zu wollen. Am Ende bleiben ihm nur zwei Gefolgsleute, Charley und Robert Ford. Jesse wirkt auf seine Weggefährten ruhig und gelassen. Und doch scheint er jeden Schritt der Brüder zu beobachten.

Sein Misstrauen ist berechtigt. Robert Ford will sich die auf Jesse ausgesetzte Belohnung von inzwischen 10 000 Dollar verdienen. Mit den Behörden schließt er einen geheimen Deal: Gelingt es ihm, Jesse James festzusetzen, erhält er das Geld und wird nicht bestraft.

Am Morgen des 3. April 1876 besprechen die drei Banditen in einem Haus in St. Joseph ihren nächsten Bankraub. Es ist ein heißer Morgen. Jesse James zieht den Mantel aus und wirft, gegen seine Gewohnheit, auch seinen Revolvergürtel aufs Bett.

Plötzlich ein Pistolenenschuss. Robert Ford hat abgedrückt. Die Kugel trifft Jesse in den Hinterkopf. Die Reporter erreichen den Tatort fast ebenso schnell

wie die Polizei, die der Todesschütze selbst sofort per Telegramm benachrichtigt hat. Einen Monat lang berichtet Missouris Presse immer wieder über den Mord an dem Outlaw.

Dessen Leben im Versteck rechtfertigt John Edwards in einem Nachruf: „Geächtet, gejagt, beschossen, vertrieben von seinen Leuten, ein Preis auf seinen Kopf ausgesetzt – was hätte der Mann sonst tun sollen?“ Der Mord sei „feige und unnötig“ gewesen. (Die Unterstützung eines Gesetzlosen hat Edwards in nie geschadet: Er hat mehrere Redaktionen geleitet und eine eigene Zeitung gegründet.)

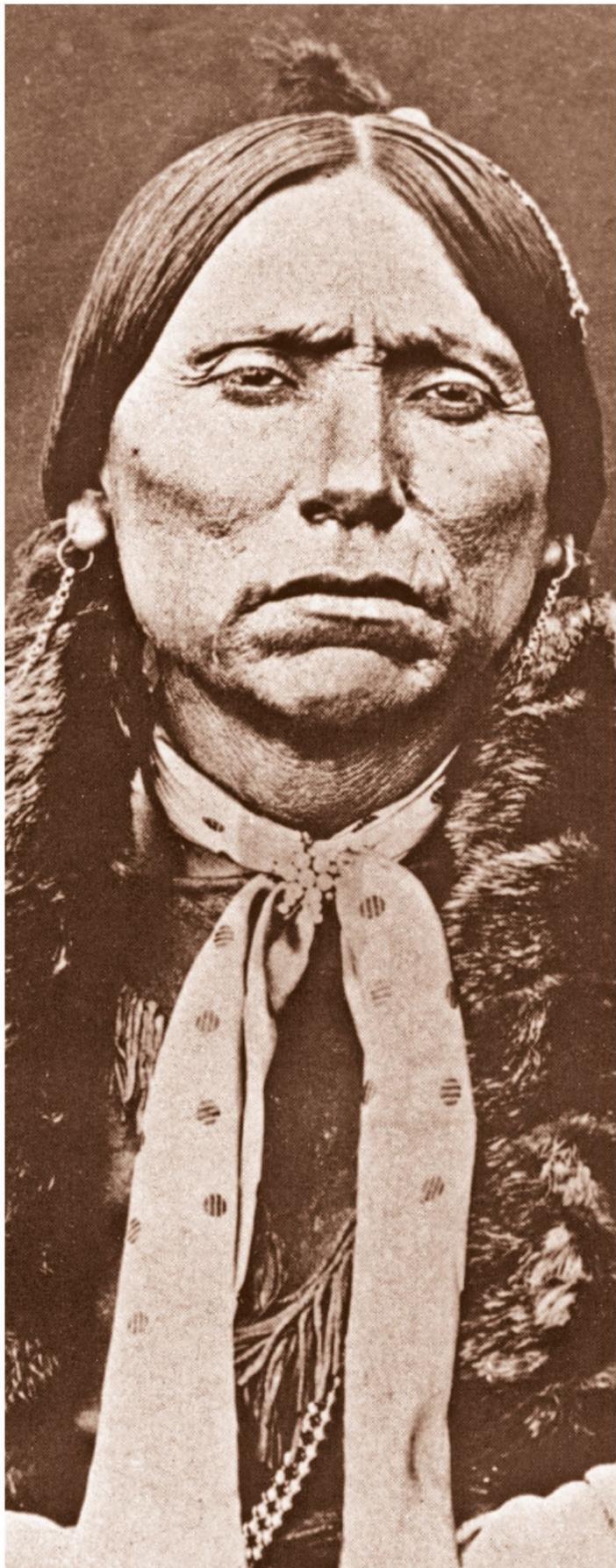
Unmittelbar nach Jesses Tod vermittelt Edwards zwischen Frank James und Missouris Gouverneur: Wenn Frank – der die Verfolgung leid ist – sich stelle, könne er auf Milde hoffen. Und wirklich wird er nach langen Verhandlungen freigelassen und gründet mit einem anderen Ex-Bandenmitglied eine Westernshow. Er stirbt am 18. Februar 1915 mit 72 Jahren. Friedlich – im alten Farmhaus der James-Familie.

In der kollektiven Erinnerung wird sein Bruder zum edlen Banditen, der sich gegen die Obrigkeit aufgelehnt hat. Schon bald nach seinem Tod feiert ihn die „Ballade von Jesse James“ mit den Worten: „Er stahl von den Reichen und gab den Armen.“

Tatsächlich aber hat Jesse James seine Beute stets für sich behalten. ■

Christina Schneider, 39, war erstaunt darüber, dass Anhänger von Jesse James noch heute von der Unbesiegbarkeit ihres Helden träumen. Er habe seine Ermordung nur vorgetäuscht, glauben manche, und sei erst 1951 als 103-Jähriger gestorben.

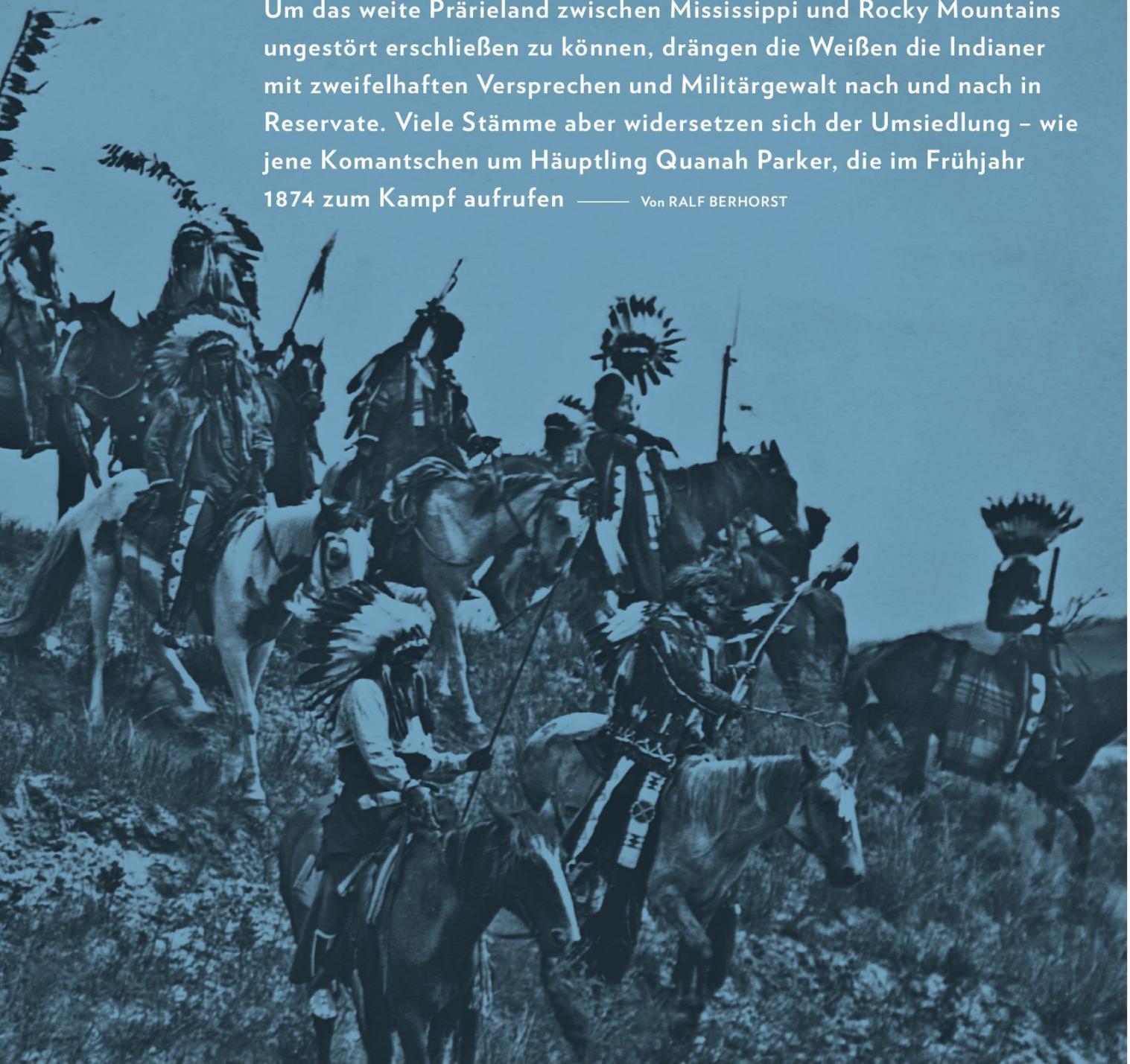
LITERATUREMPFEHLUNGEN: T. J. Stiles, „Jesse James. Last Rebel of the Civil War“, Vintage: profunde Biografie, auch wenn der Autor die Rolle von Jesse James als politischem Kämpfer für die Sache der Anhänger des alten Südens etwas zugespitzt hat. Michael Fellman, „Inside War: The Guerilla Conflict in Missouri during the American Civil War“, Oxford University Press: quellenreiche Studie über den grausamen Alltag der Freischärler während des Bürgerkriegs.



Quanah Parker führt 1874 eine Gruppe Komantschen (hier andere Prärieindianer) gegen weiße Bisonjäger. Der 26-Jährige ist der älteste Sohn eines Häuptlings und einer einst von den Indianern entführten Weißen

Der letzte KAMPF der Komantschen

Um das weite Prärieland zwischen Mississippi und Rocky Mountains ungestört erschließen zu können, drängen die Weißen die Indianer mit zweifelhaften Versprechen und Militärgewalt nach und nach in Reservate. Viele Stämme aber widersetzen sich der Umsiedlung – wie jene Komantschen um Häuptling Quanah Parker, die im Frühjahr 1874 zum Kampf aufrufen — Von RALF BERHORST



D

Die Hitze hat alles Grün versengt. Bis zum Horizont dehnt sich das ausgebrannte Grasland, ein hoher Himmel überwölbt die staubige Ebene. Es ist eine leere Weite, die dem Blick keinen Halt bietet. Nirgends spendet Wald Schatten. Nur wenige ausgetrocknete Flussbetten und Bäche winden sich durch das Land.

Die Prärie der südlichen Great Plains, der „Großen Ebenen“, ist eine Landschaft, wie es sie weder im dicht besiedelten Europa noch an der Ostküste der USA gibt: ein gewaltiges Hochplateau, das vom heutigen Kanada bis zum Rio Grande reicht, im Westen bis zu den Rocky Mountains und im Osten bis zu einer Linie, die westlich der texanischen Stadt Dallas verläuft.

Im Gras lauern Klapperschlangen und Peitschennattern. Kaninchenkäuze und Prärehunde bewachen ihre unterirdischen Bauten. Vereinzelt kreist ein Steinadler am Himmel. Das schrille Schreien der Raubvögel am Tag wechselt mit dem Heulen der Kojoten bei Nacht.

Gras unddürre Sträucher wachsen hier, doch jetzt, in diesem besonders trockenen Sommer 1874, lassen heiße Winde viele Pflanzen verdorren. Im Herbst wird ein eiskalter Nordwind dunkle Sandwolken aufwirbeln, Monate später hüllen Blizzards die Prärie in Schnee.

Jahrzehntelang hat sich kaum ein Siedler oder US-Soldat in diese Landschaft getraut, deren Unendlichkeit den Weißen Angst einflößte, die sie „Große Amerikanische Wüste“ nannten, für lebensfeindlich hielten und nur für Indianer geeignet. Inzwischen aber stoßen sie mit ihren Ranches und Farmen, mit ihren Eisenbahnen und Handelsposten immer tiefer in die Prärie vor, drängen



Quanah Parker wächst in einer Welt auf, die dem Untergang geweiht ist: Zur Zeit seiner Geburt fallen Texas und andere Gebiete an die USA – und damit auch die Heimat der Komantschen. Von Weißen eingeschleppte Pocken und Cholera töten die Hälfte des Stammes, Jäger dezimieren die Bisonherden, die Lebensgrundlage der Prärie-indianer



Quanahs
Mutter Cynthia
Ann Parker mit
seiner Schwester
Prärieblume

nun auch die Indianer der Great Plains in abgelegene Reservate.

Doch einige Stämme haben sich zum Widerstand entschlossen. Darunter 250 Krieger der Komantschen und ihrer Verbündeten, die am Nachmittag des 26. Juni 1874 nach stundenlangem Ritt durch die Prärie im Norden von Texas an einem Fluss hält machen und ihr Lager für die Nacht aufzuschlagen.

Sie sind getrieben vom Verlangen nach Rache – und einem verzweifelten Wunsch: die Welt ihrer Vorfäder mit Gewalt wieder auferstehen zu lassen.

Auch die Komantschen sind Zuwanderer in der Prärie. 150 Jahre zuvor hat das kriegerische Indianervolk seine damalige Heimat in den Ausläufern der Rocky Mountains verlassen und ist in den südwestlichen Teil der Great Plains gezogen. Denn von spanischen Einwanderern hatten sie ein neues Nutztier übernommen: das Pferd. Auf ihm konnten sie mühelos die riesigen Bisonherden verfolgen, die in den Ebenen grasten.

Rasch verdrängten die Komantschen (die sich selbst *nermernuh* nannen, „das Volk“) die auf der Ebene siedelnden Apatschen, unterwarfen rund 20 weitere Stämme, eroberten deren Gebiet oder machten sie zu ihren Vasallen. Die Krieger aus dem Norden waren unerbittliche Gegner; sie töteten feindliche Kämpfer, folterten ihre Gefangenen, raubten junge Frauen als Sklaven.

Die Ute-Indianer nannten die Ein dringlinge *koh-mats*, was so viel bedeutet wie „Jemand, der mir stets feindlich gesonnen ist“. Die Spanier, zu deren Reich die südlichen Plains zählten, machten daraus das Wort „Comanche“.

Um 1750 waren die Komantschen die unangefochtenen Herren der Ebene.

»Duft« bedeutet der Name Quanah in der Sprache der Komantschen. Wie alle Jungen des Stammes lernt er bereits als kleines Kind reiten, stiehlt später Pferde und tötet Weiße bei Überfällen. Wohl auch aus Rache: Sein Vater stirbt im Kampf mit Soldaten, sein Bruder an einer von Weißen eingeschleppten Krankheit (beide Fotos um 1890)



Denn auch den Europäern waren sie zunächst überlegen: Ihre Schilder aus mehreren Lagen Bisonleder ließen sogar Gewehrkugeln abprallen. Und während spanische Soldaten aus dem Sattel steigen mussten, um einen Schuss abfeuern zu können, und anschließend eine Minute brauchten, um ihr Gewehr nachzuladen, konnte ein Komantsche in dieser Zeit auf seinen Gegner zugaloppieren und bis zu 20 Pfeile abschießen, die schon aus 30 Meter Entfernung töten.

A

Auch die Soldaten des neuen Staates Mexiko, der 1821 die spanische Kolonialherrschaft abgeschüttelt hat und zu dem Teile der Great Plains gehören, sind den Komantschen nicht gewachsen. Das von den Reiterkriegern kontrollierte Gebiet erstreckt sich zu dieser Zeit über den Nordwesten von Texas, dazu über Teile von New Mexico, Colorado, Kansas und Oklahoma. Eine gewaltige Ebene, von neun großen Flüssen durchzogen (siehe Karte Seite 24).

Ihren REICHTUM messen die Komantschen in Pferden

Mehr als 30 000 Menschen zählen die Komantschen. Sie leben von der Jagd, Tributen ihrer Vasallen, von Raubüberfällen, Sklavenhandel. Und als einziger Stamm verstehen sie es, Pferde zu züchten. Sie sind Nomaden und leben in Gruppen von rund 250 Männern, Frauen und Kindern. Ein Krieger besitzt oft 100 oder gar 200 Pferde.

In Friedenszeiten wird die Gruppe von einem *paraibo* geleitet. Der ist in der Regel ein wohlhabender Indianer, der sein Verhandlungsgeschick bewiesen hat und sich durch Freigebigkeit eine Gefolgschaft junger Krieger verschafft.

Die Macht des Anführers ist begrenzt; er kann abgesetzt werden von der Gruppe, vermittelt eher zwischen Streitenden, als dass er Befehle erteilt. Aber er leitet die Versammlungen, in denen die Gemeinschaft der Krieger über Raubzüge, über die Aufteilung der Beute und den Ort der nächsten Sommerjagd entscheidet. Er empfängt durchreisende Händler zuerst, nimmt Gastgeschenke entgegen, entscheidet, welche Waren zu welchem Preis getauscht werden dürfen.

Von Zeit zu Zeit verlassen die *paraibos* ihre jeweilige Gemeinschaft und treffen an einem der vielen geheiligten Orte der Komantschen im nordwestlichen Texas zu Ratsversammlungen zusammen. Diese Zusammenkünfte können wochenlang dauern, die Indianer jagen, feiern und tanzen gemeinsam. Sie tauschen Informationen und Geschenke aus, halten Gericht, beratschlagen in großer Runde über diplomatische Verträge, über Krieg und Frieden.

Der Lebensrhythmus der Komantschen hängt von den Bisons ab. Im Sommer, wenn sie sich zur Brunft versammeln, folgen diese Prärieindianer den Herden, die Abertausende Tiere zählen; insgesamt bevölkern wohl mehr als 25 Millionen Bisons die Great Plains. Häufig erlegen sie die mächtigen Tiere aus dem Sattel heraus: Die Männer galoppieren von hinten an die Beute heran, die nur für kurze Zeit das Tempo der Pferde halten kann. Sie schleudern dem Tier eine Lanze in die Flanke, möglichst in die verwundbare Stelle zwischen letzter Rippe und Hüftknochen.

Noch an Ort und Stelle werden die riesigen Leiber zerlegt: Diese blutige



Arbeit ist Aufgabe der Frauen, die anschließend auch die Stücke zum Lager schleppen. Bisonkühe, die die Jäger wegen ihres zarteren Fleisches und der geschmeidigeren Felle bevorzugt erlegen, wiegen im Schnitt 350 Kilo und liefern etwa 150 Kilo Fleisch. Die Frauen schneiden es zum Trocknen in dünne Streifen oder bereiten es sofort zu.

Komantschen essen Bisonfleisch über dem Feuer geröstet, in Kupferkesseln gekocht oder roh. Sie trinken das Blut, verzehren auch Innereien wie Niere, Leber und Magen, das Knochenmark und ungeborene Fötten. Als besondere Delikatesse gilt die Zunge.



Wie die Komantschen sollen auch die Sioux gezwungen werden, ihre nomadische Lebensweise aufzugeben – die Regierung will aus ihnen sesshafte Bauern machen: Zeltlager der Lakota-Sioux in South Dakota

Und die Tiere geben nicht nur Nahrung: Ihr getrockneter Dung dient als Brennstoff, aus den Knochen fertigen die Komantschen Werkzeuge, aus den Mägen Wasserbeutel. Lange Sehnen spannen sie über ihre Bögen.

Die Bisonhäute gerben die Frauen zu Leder. Sie schaben dazu das Fell ab, reiben die Häute mit einer Mixtur aus Hirnmasse und Baumrinde ein, um sie weich und geschmeidig zu machen. Die Lederstücke nähen sie zu Gewändern zusammen, schmücken Saum und Ärmel

mit langen Fransen. Sie schneidern aus Bisonhaut Bahnen für die Zelte sowie Schilde und Becher, Zaumzeug, Riemen und Sättel. Leggings und Mokassins nähen sie aus dem weicherem Hirschleder.

Während der Gruppenjagden erlegt ein Mann mehr Bisons, als eine einzige Frau verarbeiten kann. Daher heiraten die Krieger möglichst oft: Je mehr Frauen ein Komantsche hat, desto mehr Häute, Felle und andere Lederwaren können sie für ihn produzieren, und desto mehr Waren kann er dafür bei spanisch-

sprachigen Händlern aus Mexiko eintauschen, die die Lager der Komantschen regelmäßig aufsuchen.

Zudem können sich die vielen Ehefrauen eines Kriegers um seine Pferde kümmern und ihm so ermöglichen, eine größere Herde zu unterhalten.

In den Reittieren messen die Komantschen ihren Reichtum. Sie tauschen sie gegen Sklaven ein, lassen junge Krieger, die selbst noch kein Pferd besitzen, für sich auf die Bisonjagd gehen, werben mit den Pferden bei Eltern um deren heiratsfähige Töchter.

Die Macht der Komantschen, ihre militärische Überlegenheit gegenüber

den anderen Stämmen der südlichen Plains, beruht auf ihrer Kampfkraft zu Pferd. Kein anderes Indianervolk erlangt eine größere Meisterschaft im Reiten. Die Kinder erhalten schon mit fünf Jahren ein eigenes Tier und müssen mit sechs Jahren bereits Pferde hüten. Die Jungen lernen, im Galopp auf einen Gegner zuzupreschen, unter dem Hals des Tieres Pfeile abzuschießen, dessen Flanke dabei als Deckung zu nutzen.

Nach der letzten großen Herbstjagd ziehen sich die Komantschen Anfang Dezember in bewaldete Flusstäler zurück. Dort sind die Pferde und Maultiere besser geschützt vor den Blizzards, die jetzt über die Ebene fegen. Es gibt selbst im Winter Wasser, Gras und Pappelrinde. Mehrere Monate lang verlassen die Indianer ihre Winterlager kaum.

Im April brennen die Komantschen das verdorrte Gras auf der Prärie ab, damit schneller frisches Grün sprießen kann. Regengüsse verwandeln die Ebene binnen kurzer Zeit in üppiges Grasland, bunt gesprenkelt mit Blumen, über das nicht nur Bisons ziehen, sondern auch Hirsche, Gabelböcke und Bären. In den Flüssen und flachen Seen schwimmen Enten, Gänse und andere Vögel.

Für die Komantschen ist die Prärie eine magische Landschaft. Sie glauben, dass Felsen, Bäume und Tiere mit Geistern besetzt sind, deren übernatürliche Kräfte wie eine Medizin oder Stärkung auf einen Menschen übergehen können. Die Sonne verehren sie als ein höheres Wesen. Denn sie ist es, die das Gras gedeihen lässt, das Pferde und Bisons nährt.

W

Wenn nach einigen Tagen die Herden das Weideland um einen Lagerplatz abgegrast haben, zieht die Gemeinschaft zu einem neuen Rastplatz weiter. Wollen die Männer auf die Jagd gehen – oder auf Raubzug gegen benachbarte Stämme, weiße Siedler in Texas oder Ranches im heutigen Nordmexiko –, schließen sie



Jäger in einem Lager der Komantschen, um 1871. Die Nomaden folgen den riesigen Bisonherden, die sich zur Brunftzeit im Sommer bilden, und schlagen ihr Lager meist nur für wenige Tage am gleichen Ort auf



Viele Prärieindianer leben traditionell in kleinen Gruppen von Männern, Frauen und Kindern zusammen. Haben die Pferde das Weideland um ihre Zelte abgegrast, ziehen die Familien weiter

sich meist spontan zusammen und folgen dann dem Kommando eines besonders bewährten Kriegers aus ihren Reihen.

Am 19. Mai 1836 überfallen Komantschen eine Siedlung im nördlichen Texas. Dort haben Baptisten für ihre sechs Familien einen Vorposten mitten im Indianerland errichtet: ein Fort mit vier Wachtürmen und sechs Blockhäusern, umgeben von einem hohen Palisadenzaun. Es sind gottesfürchtige Christen, durchdrungen von der Vorstellung, es sei Gottes Wille, dass die Weißen immer weiter gen Westen vordringen und das Land in Besitz nehmen. Sie verachteten die Indianer als heidnische Wilde.

An diesem Frühjahrsmorgen sind die Siedler sträflich leichtsinnig. Die

meisten der 16 Männer arbeiten außerhalb des Forts auf den Feldern. Die übrigen Erwachsenen im Inneren der Umzäunung sind unbewaffnet. Das massive Tor steht weit offen.

So ist der Kampf schon entschieden, als gegen zehn Uhr etwa 100 Komantschen und verbündete Kiowa vor das Fort reiten, die Gesichter bemalt. Sie spießen einen der Siedler, der mit ihnen verhandeln will, mit ihren Lanzen auf, beschießen ihn aus kürzester Entfernung mit Pfeilen und skalpieren ihn, vermutlich noch bei lebendigem Leib.

Die Angreifer töten und skalpieren vier weitere Männer, verwunden zwei Frauen schwer. Dann setzen sie einige der Blockhäuser in Brand, töten das Vieh und nehmen zwei junge Frauen und drei Kinder als Gefangene mit sich. Die überlebenden Siedler fliehen.

Knapp eine halbe Stunde dauert die Attacke. Ihre Brutalität ist eine Botschaft an die Weißen, nicht weiter in das Gebiet der Komantschen vorzudringen.

Mit den Gefangenen preschen die Indianer nach Norden in die offene Prärie. Abends tanzen sie um ein Lagerfeuer und stellen dabei die erbeuteten Skalps als Siegestrophäen zur Schau. Sie schlagen und vergewaltigen die beiden Frauen vor den Augen der Kinder, so überliefert es eine der Misshandelten später in einem Bericht.

Dann trennt sich die Gruppe und teilt die Beute auf: Die neunjährige Cynthia Ann Parker, ein Mädchen mit blondem Haar und blauen Augen, nimmt der Anführer der Komantschen mit sich. Cynthias Vater ist bei der Attacke getötet worden, ihre Mutter konnte fliehen.

Kein weiterer Bericht überliefert, wie es dem Mädchen in den nächsten Jahren ergeht. Die Erzählungen anderer Entführer lassen jedoch vermuten, was ihr widerfährt. Denn ihr Schicksal ist nicht ungewöhnlich, allein in den nächsten beiden Jahren werden in Texas mehr als 100 Menschen gekidnappt.

Mädchen wie Cynthia sind bei den Komantschen besonders begehrt: Sie sind noch jung genug, um sich in die Welt der Indianer einzugewöhnen, aber schon so alt, dass sie bald zu Arbeitskräften werden können und zu Müttern. Denn wegen der schweren körperlichen

Arbeit und des ständigen Umherziehens bekommen die Frauen der Komantschen nur wenige Kinder.

Wahrscheinlich wird Cynthia Ann anfangs geschlagen, um ihre bisherige Identität mit Gewalt auszulöschen. Vermutlich adoptiert eine der Familien das Mädchen bald und behandelt es besser. Es vergisst seine Muttersprache, lernt wie die Komantschen zu reden. Und es erhält einen neuen Namen: Nautdah – „Jemand, der gefunden wurde“.

Irgendwann in den folgenden Jahren wird Cynthia Ann mit einem angesehenen Krieger verheiratet, der bereits mehrere Frauen hat.

Fast 25 Jahre verbringt sie unter den Komantschen und wird in dieser Zeit nur zweimal kurz von Weißen gesehen. Einmal fällt sie einem US-Oberst auf, der zu Verhandlungen in ein Komantschenlager kommt. Eine Zeitung berichtet im Juni 1846 über die Begegnung: „Miss Parker hat einen Indianerhäuptling geheiratet und ist inzwischen so verbunden mit der Lebensweise der Indianer, dass sie nicht willens ist, zu ihrer weißen Verwandtschaft zurückzukehren.“

Um das Jahr 1848 gebiert Cynthia Ann einen Sohn: Quanah („Duft“), das erste von drei Kindern. In sein Gesicht mischen sich europäische Züge: Seine Augen leuchten hellgrau, nicht dunkel wie die der anderen Komantschenkinder.

Er wird in eine Welt geboren, die längst bedroht ist. Denn in diesem Jahr siegen die USA im 1846 ausgebrochenen Krieg mit Mexiko um Texas und gewinnen ein Territorium von mehr als drei Millionen Quadratkilometern hinzu – neben Texas die späteren Bundesstaaten Arizona, Utah, New Mexico, Kalifornien und Nevada, dazu Teile von Colorado und Wyoming.

Damit gehört nun auch die Heimat der Komantschen zu den USA, und so stehen die Indianer fortan nicht mehr den wenigen Vertretern der fernen mexikanischen Regierung oder der schwachen Republik Texas gegenüber, sondern der stärksten Macht des Kontinents.

Deren ständig wachsende Bevölkerung drängt immer vehementer nach Westen. Auch Texas übt eine große Anziehungskraft auf wagemutige Siedler aus, Hunderttausende kommen in den

Staat: Farmer, Rancher, Minenarbeiter, Outlaws, Spekulanten. 1860 leben mehr als 600 000 Menschen in Texas, gut 40-mal so viele wie knapp 25 Jahre zuvor. Sie gründen Städte, legen Straßen an, bauen erste Eisenbahnen.

Und die Weißen bringen Krankheiten, Pocken und Cholera, denen fast 10 000 Komantschen erliegen, gut die Hälfte der Bevölkerung von 1845. In den Lagern der Prärieindianer mit den gemeinsamen Wasserstellen verbreiten sich die Infektionen besonders leicht.

Immer häufiger stoßen jetzt Komantschen und Siedler aufeinander, gehen die Indianer auf Raubzüge gegen ihre Nachbarn. Gelegentlich schickt die Armee Strafexpeditionen in das Komantschengebiet. Doch im gesamten Westen verfügen die USA um 1860 über nicht mehr als 8000 Soldaten und Offiziere, die kaum in der Lage sind, die Siedler und Militärposten zu schützen.

Sie töten immer wieder bei Scharmützeln einige Indianer, aber können die Nomaden in der Weite der Prärie nicht stellen. Und rasch sind die US-Truppen in der Ebene von ihrer Versorgung abgeschnitten, zahlreiche Kampagnen gegen Komantschen enden in Debakeln.

Allerdings ist den Reiterkriegern mit den seit 1835 aufgestellten Texas Rangers erstmals ein im Kampf zu Pferde halbwegs ebenbürtiger Gegner erwachsen. Die aus Freiwilligen gebildete Schutztruppe der damals noch souveränen Republik Texas ist schon früh mit Colts ausgerüstet, die sich auch aus dem Sattel abfeuern lassen und über sechs Schuss verfügen. Die Rangers sind kampferprobte Abenteurer und fanatische Indianerhasser, treffsichere Schützen und exzellente Reiter. Schon früh gelingt es ihnen, sich auf die Kampfweise der Komantschen einzustellen und dem Gegner auf dessen eigenem Gebiet empfindliche Schläge zu versetzen.

Als jedoch 1861 der Amerikanische Bürgerkrieg zwischen der Union und den abtrünnigen Südstaaten ausbricht, zieht die US-Armee ihre Soldaten aus den Forts ab, die meisten Texas Rangers melden sich zu den Truppen des Südens. Die Nation stürzt in einen Bruderkampf, und statt der regulären Soldaten besetzen nun Freiwillige die Forts im Westen.

Zwar verläuft die Grenze zwischen den Kriegsparteien durch das Gebiet der Komantschen, doch gelingt es den Indianern, sich weitgehend aus dem Konflikt herauszuhalten.

Nördlich des Komantschengebiets aber, am Sand Creek in Colorado, befiehlt im November 1864 der Oberst eines Freiwilligen-Regiments den Angriff auf ein Lager der Cheyenne – aus Hass auf die Ureinwohner und um vorhergehende Attacken zu rächen.

Die Indianer in dem Camp am Sand Creek haben mit den Überfällen nichts zu tun, sie sind völlig unschuldig.

Der Angriff überrascht sie im Schlaf, mindestens 130 Männer, Frauen und Kinder werden getötet. Die Soldaten skalpieren und verstümmeln die Leichen.

Daraufhin erklären die Stämme der Cheyenne, Arapaho und Sioux den USA

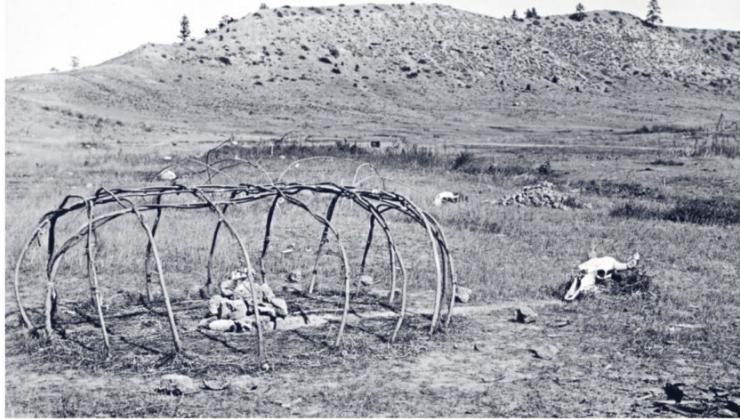
den Krieg: Sie rächen sich mit Überfällen auf Siedlerzüge, Ranches, Militärposten.

Die Armee antwortet mit einer großen Offensive. Doch bald müssen die Generäle einsehen, dass Truppenverbände im Feindesland nicht mit Nachschub versorgt werden können.

Zudem desertieren 1865, als der Bürgerkrieg endet, viele Freiwillige aus ihren Einheiten und eilen nach Hause. Und das verschuldete und erschöpfte Land sehnt sich nach Frieden; die Öffentlichkeit drängt den US-Kongress, kein Geld für einen neuen Kampf auszugeben, sondern für den Wiederaufbau des Landes.

Darüber hinaus hat das Massaker von Sand Creek auch bei vielen Weißen Abscheu ausgelöst. Noch im März 1865 ruft der Kongress ein Untersuchungskomitee ein, das „die Lage der Indianerstämme und ihre Behandlung durch die





Aus Zweigen und Fellen oder Decken errichten Prärieindianer häufig Schwitzhütten für religiöse Rituale: Heißer Dampf und die Magie eines Medizinmannes sollen Körper, Geist und Seele reinigen und heilen

Sioux-Krieger, geschmückt für eine Zeremonie. Quanah folgt mit seiner Gruppe einem Medizinmann, der magischen Schutz vor den Kugeln der Weißen verspricht und deren Vernichtung prophezeit



zivilen und militärischen Autoritäten der Vereinigten Staaten“ ergründen soll. Zudem bildet er eine Vertragskommission, um mit den Indianern zu verhandeln.

Z

Zwei Jahre später erscheint der Untersuchungsbericht zur Lage der Ureinwohner. Sein Befund ist überraschend selbstkritisch und niederschmetternd: Die Stämme seien ausgezehrt durch Epidemien und Hunger. An den meisten Feindseligkeiten mit den Indianern, so der Rapport, trügen die Weißen Schuld.

Die beste Lösung für das Problem sei, die Bewohner der Great Plains in Reservaten unterzubringen und sie dort zu Farmern zu erziehen.

Eine „Friedenskommission“ des US-Parlaments beginnt Verhandlungen mit den Prärieindianern. Sie sollen freiwillig in zwei große Reserve gehen, weit abseits der großen Überlandrouten und Eisenbahntrassen. Im Oktober 1867 treffen am Medicine Lodge Creek in Kansas Mitglieder der Kommission mit etwa 5000 Abgesandten der Komantschen, der Cheyenne, Arapaho, Kiowa und Kiowa-Apatschen zusammen.

Die Verhandlungen gleichen eher einer Erpressung: Ein General erklärt den Indianern unumwunden, dass sie sich beugen und in die ihnen zugewiesenen Gebiete ziehen müssten. Die Stämme sollen in Reservaten abseits der begehrten Siedlungsgebiete leben, wo sie niemanden stören. Die Weißen wollen das Land für sich, für immer. Und dagegen, so der General, könnten die Indianer ebenso wenig ausrichten, wie man die Sonne oder den Mond anhalten könnte: „Ihr müsst euch unterwerfen und das Beste daraus machen.“

So sollen sich die Komantschen fortan mit den Kiowa westlich von bereits in den 1830er Jahren geschaffenen Indianer-Gebieten im heutigen Oklahoma ein Areal von nicht einmal 12 000 Quadratkilometer Größe teilen, abseits der besten Jagdreviere (siehe Karte Seite 153) – drei Jahrzehnte zuvor umfasste das Territorium der Komantschen noch fast das 70-Fache.

Dafür sollen 360 000 Quadratkilometer Land, das Washington noch wenige Jahre zuvor den Indianern zugesprochen hatte, nun in den Besitz der USA übergehen – gegen die jährliche Zahlung von 25 000 Dollar, befristet auf 30 Jahre und beglichen in Sachleistungen wie Kleidung, Äxten, Bratpfannen, Blechgeschirr.

Nachdem die weißen Unterhändler die Indianer eingeschüchtert haben, bestechen sie sie: Die Kommission lässt Geschenke im Wert von 120 000 Dollar verteilen. Die Anführer der Stämme geben nach und setzen am 21. Oktober 1867 ihre Zeichen unter einen Vertrag, den sie gar nicht lesen können – und der ihnen die Grundlage ihres alten Lebens raubt.

Denn die Prärieindianer dürfen lediglich südlich des Arkansas River weiter jagen, solange es dort noch genügend Bisons gibt. Außerdem verpflichten sie sich nun, mit Menschenraub und den Überfällen auf Siedler aufzuhören, sie stimmen der Errichtung von Militärposten, dem Bau von Eisenbahnen zu und geben ihren Anspruch auf das Land preis.

„Um die Zivilisierung der Stämme voranzutreiben“, wie es im Vertrag heißt, haben die Indianer die Schulpflicht einzuführen. Und um aus den Reiterkriegen

gern Bauern zu machen, darf sich jeder Indianer ein Grundstück von bis zu 128 Hektar Größe kostenlos abstecken; zusätzlich bekommt der Neufarmer Subventionen von der US-Regierung.

Das also ist die Essenz des Vertrages von Medicine Lodge: Die Stämme sollen ihr bisheriges Leben aufgeben und Farmer werden. Sie sollen Felder bestellen, in festen Häusern leben, Englisch lernen. Kurz: Sie sollen aufhören, Prärie-indianer zu sein.

Als einige Monate später tatsächlich Tausende Komantschen und Kiowa im Reservat erscheinen, fehlen die zugesagten Essensrationen. Verspätet treffen die Lieferungen ein: mit ranzigem Schinken und gepökeltem Schwein statt dem bevorzugten Bisonfleisch.

Doch viele Krieger der südlichen Prärie fühlen sich ohnehin nicht an den Vertrag gebunden. Von den nur noch knapp 5000 Komantschen, die bis dahin Pocken und anderen Seuchen widerstanden haben, leben 1869 weiterhin zwei Drittel außerhalb des Reservats.

Weil die texanischen Rancher in diesen Jahren beginnen, ihre stetig wachsenden Herden in großen *trecks* zu den neu entstandenen Bahnstationen in Kansas zu treiben (siehe Seite 78), verlegen sich die Indianer nun mehr und mehr auf Rinderdiebstahl.

Damit ist die Strategie der Regierung gescheitert: Trotz des Abkommens von Medicine Lodge halten noch immer Indianer die Expansion nach Westen auf, die Bauern, Viehzüchter und Investoren. Gefährden den Bau von Eisenbahnen und Telegrafenleitungen.

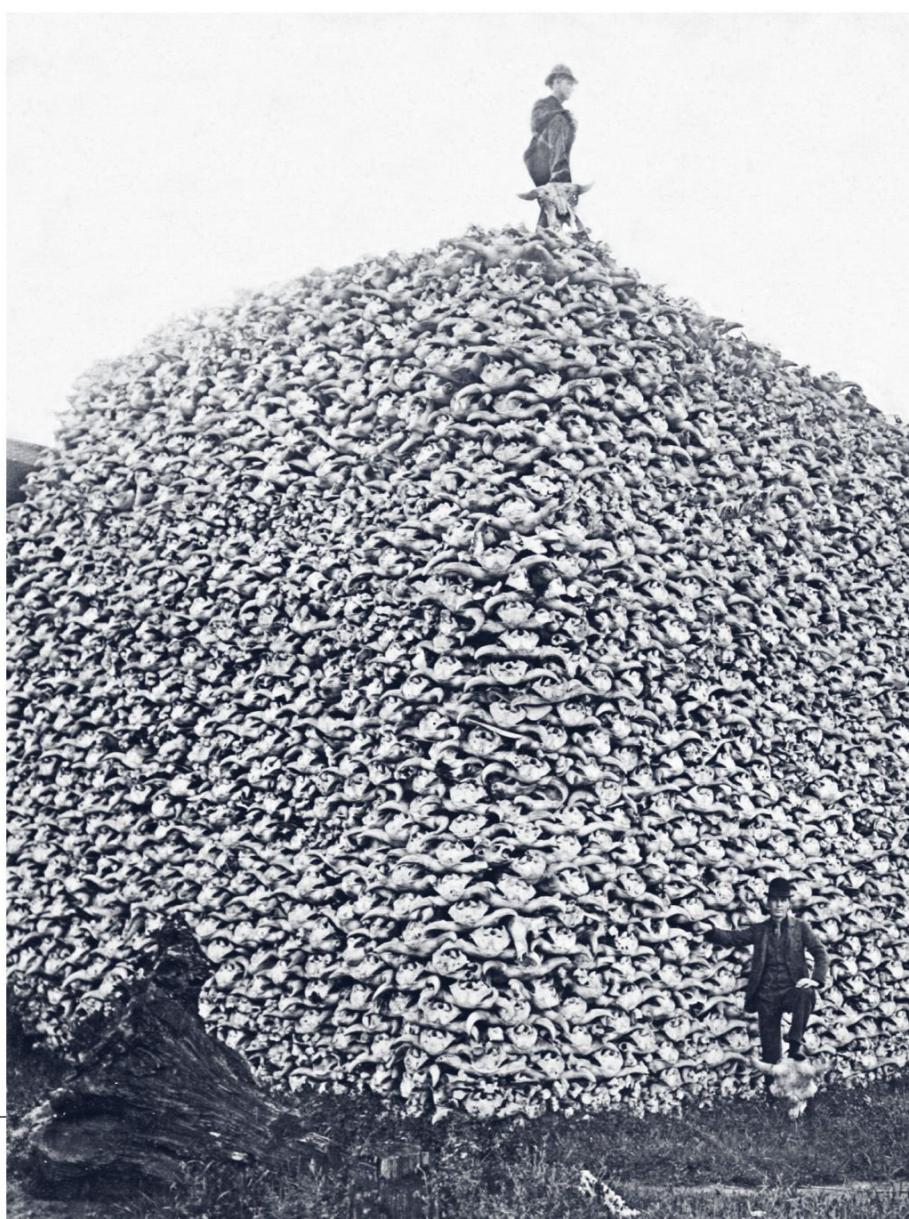
Dennnoch führt der neue US-Präsident Ulysses S. Grant – der im Wahlkampf noch gedroht hatte, notfalls jeden Indianerstamm auszulöschen, um Siedler und Einwanderer zu schützen – die Politik der Befriedung ab 1869 zunächst fort, setzt Quäker als Aufseher in den Reservaten ein.

„Lasst uns Frieden schließen“, erklärt der Präsident: „Alle Indianer, die zum Frieden entschlossen sind, werden sehen, dass die neue Politik eine Friedenspolitik ist.“

Das US-Militär drängt jedoch weiterhin darauf, hart gegen jene Komantschen vorzugehen, die nicht in das



25 Millionen Bisons bevölkern um 1820 die Prärie. Die Indianer essen ihr Fleisch, verarbeiten die Knochen zu Werkzeug und Häute zu Zeltbahnen und Kleidung – bis die Weißen beginnen, die Herden abzuschlachten



Reservat gezogen sind und immer noch texanische Siedlungen und Viehzüge überfallen. Und so durchkämmen ab 1871 erstmals Militärkolonnen systematisch das Gebiet der südlichen Prärieindianer. Auf Widerstand reagieren die Soldaten, durch die blutigen Schlachten des Bürgerkriegs abgehärtete Veteranen, mit rücksichtsloser Gewalt.

Mehr noch als die Patrouillen der US-Armee aber bedroht eine Erfindung die Lebensweise der Komantschen: 1870 entwickeln Gerber in Philadelphia ein chemisches Verfahren, um Büffelhaut zu einem elastischen Leder zu verarbeiten, aus dem sich Treibriemen für die Industrie schneiden lassen. Bisonhäute werden nun zu einer noch wertvoller Ware.

Schon ein Jahr darauf schwärmen Tausende Jäger in die Prärie. Ihre großkalibrigen, zielgenauen Gewehre ermöglichen geübten Schützen, innerhalb weniger Minuten Dutzende Bisons niederzustrecken. Helfer häuten die toten Tiere, die Kadaver verrotten anschließend auf dem Gras.

Im Verlauf von zwei Jahren schlachten die Jäger allein in der südlichen Prärie fünf Millionen Tiere (1883 werden Forscher nur noch wenige Hundert Bisons im Westen zählen). Manche Weiße sehen in dem Töten auch eine sehr effektive Methode, um den Ureinwohnern ihre Lebensgrundlage zu nehmen.

Ein General erklärt: „Diese Männer haben in den vergangenen zwei Jahren mehr getan, die viel diskutierte Indianerfrage zu lösen, als die gesamte US-Armee in den letzten drei Jahrzehnten. Lasst sie für einen dauerhaften Frieden weiter töten, häuten und das Leder verkaufen, bis die Bisons ausgelöscht sind. Dann ist die Prärie frei für gefleckte Rinder und schmucke Cowboys.“

Um die Häute mit Planwagen von Nordtexas zum 250 Kilometer entfernten Bahnhof von Dodge City in Kansas abtransportieren zu können, errichten die Bisonjäger im März 1874 den Handelsposten Adobe Walls – kaum mehr als eine staubige Straße, gesäumt von zwei Läden, einem Saloon, einer Schmiede. Hier laden die Jäger bald Zehntausende Häute ab, decken sich mit Gewehren, Munition, mit Mehl, Speck, Kaffee ein.

Als die Komantschen im Frühjahr 1874 aus ihren Winterlagern und den Reservaten auf die Prärie kommen, gibt es dort kaum noch Bisons, überall bleichen Skelette der Tiere. Um nicht zu verhungern, schlachten die Prärieindianer jetzt sogar Pferde und Maultiere – ihren kostbarsten Besitz.

Doch dann schöpfen sie eine verzweifelte Hoffnung: Ein junger Medi-

Die Weißen GIEREN nach Bison- häuten

zinmann, dem Wunderkräfte nachgesagt werden, behauptet, er könne einen Schutz fabrizieren: eine gelbe Farbe, die den Träger unverwundbar mache gegen die Kugeln der Weißen.

An seiner Seite tritt ein großgewachsener Krieger auf: Quanah, der Sohn der entführten Cynthia Ann.

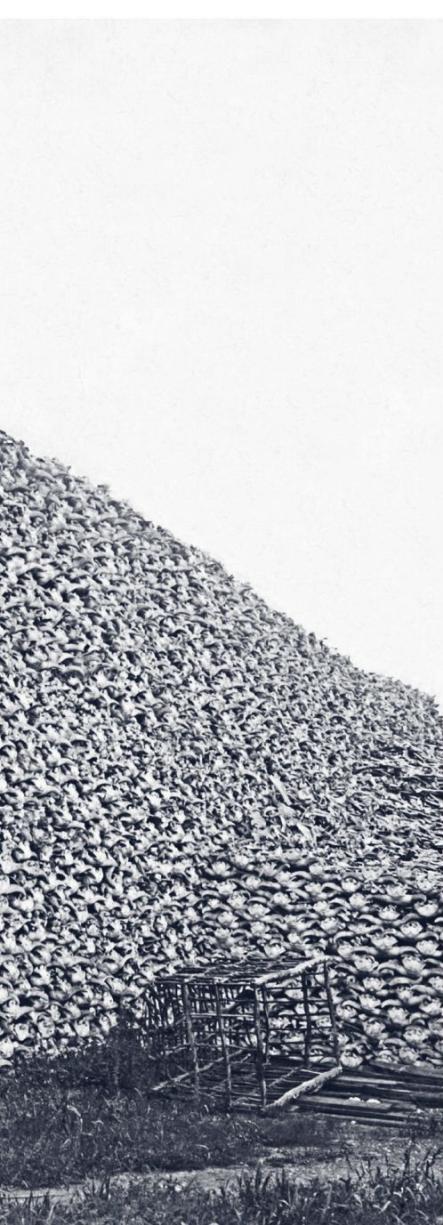


Quanah ist inzwischen etwa 26 Jahre alt und kampferfahren. Er hat sich in den Jahren zuvor an zahlreichen Raubzügen, Überfällen und Entführungen beteiligt, hat Pferde gestohlen, Weiße getötet und ist, weil er furchtlos kämpft, trotz seiner Jugend zum Kriegsführer aufgestiegen. Angetrieben hat ihn dabei wohl auch der Wunsch nach Rache.

Denn sein Vater ist im Kampf gegen Soldaten gestorben, sein Bruder einer eingeschleppten Krankheit erlegen – und seine Mutter und Schwester sind von Texas Rangers bereits 1860 bei einem Überfall auf ein Lager der Komantschen entführt und zu Cynthia Ann's Verwandten gebracht worden, gegen den Willen der jungen Frau.

Sie hatte sich inzwischen an die indianische Lebensweise gewöhnt und

Achtlos lassen die weißen Jäger die Kadaver der Bisons auf der Prärie liegen. Jahre später werden die ausgebleichten Knochen eingesammelt und zu Dünger verarbeitet



nach dem Überfall der Texas Rangers vergebens darum gebeten, mit ihrer kleinen Tochter zu den beiden Söhnen zurückkehren zu dürfen. Seit dem Angriff hat Quanah nichts mehr von ihr gehört.

Im Mai 1874 ruft er gemeinsam mit dem jungen Medizinmann die Häuptlinge aller Komantschen-Gruppen in den Reservaten und außerhalb zu einer Ratsversammlung an den Red River, westlich ihres Reservats. Auch Cheyenne, Arapaho und Kiowa kommen.

Bei diesem Treffen verheißt der junge Schamane den Indianern Rettung; Mithilfe seiner magischen Fähigkeiten könnten die Weißen ausgelöscht werden.

Dem Jüngling eilt der Ruf voraus, wundersame Heilkräfte zu besitzen und sogar die Gabe, Tote aufzuerwecken. Zu seinem Nimbus trägt gewiss bei, dass er einmal richtig vorhergesagt hat, ein Komet werde binnen fünf Tagen wieder vom Himmel verschwinden. Nun prophezeite er, dass bald wieder Bisonherden die Prärie bevölkern.

Etwa 250 Krieger, vor allem Komantschen und Cheyenne, folgen Quanah und dem Medizinmann und beschließen, als Erstes die verhassten Jäger im Handelsposten Adobe Walls anzugreifen, 65 Kilometer weiter westlich.

In der Nacht des 27. Juni 1874 bereiten sich die Indianer auf den Kampf

Wer nicht ins RESERVAT geht, wird zum Feind



Ab den 1860er Jahren flammen immer wieder Indianerkriege in der Prärie auf, zieht die US-Armee in den Kampf. Und kommt, wie hier, oft zu spät, um weiße Siedler und Jäger zu beschützen

vor: Die meisten Krieger setzen sich einen Federschmuck auf den Kopf, eine Art militärische Auszeichnung, bemalen das Gesicht und den nackten Oberkörper mit der magischen gelben Farbe.

Sie hängen sich Köcher und Bogen um, greifen Lanzen, Repetiergewehre und Schilder aus Bisonleder. Dann reiten sie im Morgengrauen los. Auf einem Hügel reihen sie sich zu einer Angriffsline auf und galoppieren in das Tal hinab, in dem der Handelsposten liegt. Doch die Weißen sind gut verschanzt: 28 Männer und eine Frau verteidigen sich in den Gebäuden von Adobe Walls; die mehr als einen halben Meter dicken Wände aus Grassoden bieten ihnen guten Schutz.

Die Angreifer schießen auf Fenster- und Türöffnungen. Sie erklimmen die Dächer, schlagen Löcher und versuchen, durch die Öffnungen zu zielen.

Doch die Bisonjäger sind ihnen an Feuerkraft überlegen: Sie verfügen über einen mächtigen Vorrat an Munition, und ihre großkalibrigen Jagdgewehre sind ideale Verteidigungswaffen. So heftig ist das Gegenfeuer, dass die Indianer trotz ihrer Überzahl die Gebäude nicht erstürmen können. Krieger um Krieger fällt; die Gefährten bergen Verwundete und Tote, damit sie später nicht skalpiert oder verstümmelt werden.

Vergebens versucht Quanah, mit seinem Pferd eine der Türen einzudrücken.

Ein Querschläger trifft ihn zwischen Schulter und Nacken. Die Verwundung ist nicht lebensgefährlich, doch ernüchternd: Der magische Schutz des Schamanen hat auch bei dem Führer der Angreifer versagt.

15 Krieger sterben im Kugelhagel, mehr noch werden verwundet. Nur drei Weiße sind tot. Gegen zehn Uhr, nach mehr als fünf Stunden, ziehen sich die Indianer zurück.

T

Trotz des Fehlschlags von Adobe Walls sind Quanahs Männer noch stark genug, um in den nächsten Wochen Siedlungen in Texas, Colorado und Kansas zu attackieren. Sie foltern gefangene Fellhändler, vergewaltigen Frauen und töten sie. Etwa 190 Weiße sterben in diesem Sommer. Das Abschlachten der Bisons geht trotzdem weiter.

Präsident Grant gibt nun gegenüber den Indianern der südlichen Prärie die von ihm selbst so genannte „Friedenspolitik“ endgültig auf. Er stellt die Reservate, in denen Soldaten bis dahin nicht

gegen die Ureinwohner vorgehen durften, am 26. Juli 1874 unter die Kontrolle des Militärs.

Am selben Tag verkündet ein US-Kommandeur ein Ultimatum: Sämtliche Indianer der Region haben sich binnen acht Tagen in das ihnen zugewiesene Reservat zu begeben. Und „alle Indianer, die sich der verfassungsgemäßen Autorität widersetzen“, so Grant, sollen von den Truppen Washingtons unterworfen werden.

Etwa 2000 Komantschen beugen sich, 1000 dagegen nicht, so jedenfalls schätzen Offizielle. Auch 2000 Cheyenne, Kiowa und Kiowa-Apatschen lassen das Ultimatum verstrecken.

Um die Kriege zu beenden, zwingen die USA ab 1867 alle Stämme in Reserve. In Verhandlungen sichern sie den Sioux die Region der Black Hills zu, die Komantschen sollen ins spätere Oklahoma ziehen

Im Sommer 1874 machen sich US-Kavalleristen auf den Marsch in einen Krieg gegen die Indianer. Es ist eine der größten Streitmächte, die Washington je gegen die Ureinwohner aufgeboten hat: 3000 Mann, die die letzten Indianer der südlichen Prärie mit allen Mitteln bezwingen sollen.

Seit 1871 haben Vertreter der Armee das weitläufige, ihnen zuvor kaum bekannte Gebiet der Komantschen systematisch erkundet, das Kampf- und Fluchtverhalten der Indianer gründlich studiert. Nun fühlen ihre Offiziere sich bereit für den entscheidenden Schlag gegen die Präriebewohner.

Sie sollen die Indianer aushungern, sie vor sich her treiben, ihnen keine Zeit mehr lassen zur Jagd. Sie sollen ihre Lager niederbrennen, die Pferde rauben.

Die Soldaten stoßen vor bis zu den Caprock-Steilhängen, einer felsigen Landschaft im nördlichen Texas, wo sich

viele Indianer verbergen. Dort haben Seitenarme des Red River bis zu 200 Kilometer lange Canyons in den Fels gegraben. Die labyrinthische Landschaft ist ein ideales Versteck. Weitere Indianer halten sich in anderen Regionen von Nordtexas verborgen, darunter auch Quanah und seine 500 Komantschen.

Die Angegriffenen weichen einer offenen Schlacht aus. Wochenlang folgen die US-Truppen verwirrenden Spuren, durchqueren immer wieder die Gabelungen und Windungen der Schluchten. Nur selten treffen sie auf Indianer, töten einige von ihnen.

Schließlich entdecken Scouts die Spuren einer großen Pferdeherde. Sie folgen der Fährte, bis sie am Morgen des 28. September den Rand eines zehn Kilometer breiten Canyons erreichen.

300 Meter unter ihnen kampieren etwa 1000 Komantschen, Kiowa und Cheyenne. Unbemerkt steigen die Ka-



valleristen über einen Ziegenpfad hinab. Als die Indianer die Gefahr bemerken, fliehen sie in Panik weiter in die Schlucht hinein und lassen ihren Besitz zurück. Der Kommandeur der Kavallerie lässt 200 Zelte sowie Bisonfelle und getrocknetes Fleisch aufschichten und verbrennen. Anschließend ordnet er an, mehr als 1000 erbeutete Pferde zu erschießen.

Ohne ihre Reittiere, ohne Zelte und Proviant sind die fliehenden Indianer vor dem anbrechenden Winter verloren. Die meisten von ihnen ergeben sich den Soldaten und ziehen in den folgenden Monaten in das Reservat.

Schließlich auch Quanah: Einer Legende nach soll er sich auf einen Berg zurückgezogen, um göttlichen Beistand gebeten und dann einen Adler gesehen haben, der nach Nordosten flog – dorthin, wo das Reservat liegt. Doch auch ohne übernatürliche Zeichen dürfte ihm die ausweglose Lage klargeworden sein.

Am 2. Juni 1875 trifft er mit 406 Männern, Frauen und Kindern im Reservat ein. Die letzten Komantschen, die in Freiheit lebten, geben ihre Waffen ab.

D

Die Indianerkriege sind damit aber noch nicht beendet. 1876 verbünden sich 30 000 Sioux und andere Bewohner der nördlichen Ebenen unter dem Häuptling Sitting Bull gegen die US-Armee. Am 25. Juni umzingeln die Krieger am Little Bighorn River in Montana Truppen des Kavallerie-Oberstleutnants George Armstrong Custer und töten in der folgenden Schlacht mehr als 200 Soldaten.

Es ist ein Triumph, der doch nur das Ende besiegt: Die Armee verfolgt die Indianer unerbittlich, bis sie erschöpft aufgeben. Sechs Jahre nach Quanah gehen auch die letzten Sioux in ein Reservat im Dakota-Territorium.

1887 verabschiedet der US-Kongress den „Dawes Act“. Das Gesetz sieht vor, jedem männlichen Indianer eine Parzelle auf dem Gebiet seines jeweiligen



Wie Quanah Parkers Komantschen führen auch Apatschen unter Häuptling Geronimo (rechts während Friedensverhandlungen 1886) einen verzweifelten und letztlich vergeblichen Kampf gegen die Reservatspolitik der Weißen



Mit dem Massaker am Wounded Knee, bei dem mehr als 150 Männer, Frauen und Kinder der Sioux sterben (hier der Abtransport der Toten), endet die Eroberung des Westens: Der letzte Widerstand ist gebrochen



Reservats zuzuweisen, die – wenn er das Land ordnungsgemäß bestellt – nach 25 Jahren in seinen Besitz übergeht.

Die Landaufteilung soll die von vielen Weißen als primitiv empfundene indianische Stammesstruktur zerstören und so die „Zivilisierung“ der Ureinwohner vorantreiben. Tatsächlich aber führt das Gesetz vor allem dazu, dass indianisches Land in die Hände weißer Siedler übergeht: Alle Reservatsflächen, die nach der Verteilung übrig bleiben, fallen treuhänderisch an die US-Regierung, die sie an Weiße verkauft. Bis 1934 wird der indianische Landbesitz so um fast zwei Drittelp schrumpfen.

Auch vor militärischer Gewalt sind die Indianer in ihren Reservaten – die ja auch Schutzgebiete sein sollen – nicht sicher. 1890 schickt das Militär ein Kavallerieregiment in ein Sioux-Reservat in South Dakota, aus Furcht vor einer neuen Erweckungsbewegung.

Denn die Sioux haben sich um einen Messias versammelt, der ihnen eine Wiederkehr der alten Zeit verspricht und sie zu einem Ritual ruft: dem Geister-tanz. Die Weißen wollen den Kult stoppen, den sie für Barbarei halten; zudem fürchten sie um die Sicherheit der Beamten im Reservat und der Siedler au-

ßerhalb. Einige Indianer bewaffnen sich und sammeln sich um einen Anführer.

In der Nähe des Wounded Knee Creek umzingeln US-Truppen die Sioux; bei dem Versuch, die Indianer zu entwaffnen, löst sich ein Schuss. In dem folgenden ungleichen Kampf töten die Soldaten mehr als 150 Männer, Frauen und Kinder. Dieses Massaker ist die letzte Schlacht der Weißen gegen die Indianer. Der Kampf der USA gegen die Ureinwohner Nordamerikas ist vorbei.

In den folgenden Jahrzehnten leben die meisten Indianer in Armut als Mündel der US-Regierung. Die Beamten in den Agenturen der Reservate, vor denen die Bewohner um ihre Lebensmittelrationen anstehen müssen, sind oft korrupt und unterschlagen Waren.

In Schulen, die meist von Missionären geleitet werden, sollen Kinder zu einem Leben erzogen werden, wie es Weiße führen – auch wenn sie nicht deren Rechte genießen. Erst 1924 erhalten alle Indianer die US-Staatsbürgerschaft.

Bis heute liegt in vielen der mehr als 300 Reservate in den USA die Arbeitslosigkeit um das Zehnfache über dem Landesdurchschnitt, ihre Bewohner sterben viel früher als andere Amerikaner, sie verdienen weniger und sind überdurchschnittlich oft alkoholkrank.

Historiker streiten darüber, wie viele Indianer die Eroberung des Westens das Leben gekostet hat. Vermutlich hat der Expansionsdrang der Weißen Hunderttausende Opfer unter den Ureinwohnern Nordamerikas gefordert: Während um 1800 noch rund 600 000 Indianer auf dem heutigen Gebiet der USA lebten, waren es 100 Jahre später nur noch 250 000.

Ausgerechnet jener Komantsche aber, der sich am erbittertsten gegen den Umzug ins Reservat gewehrt hat, macht dort eine erstaunliche Karriere: Quanah trägt nun die Kleidung der Weißen, Anzüge und Stetson-Hüte. Er kooperiert

mit den Offiziellen im Reservat, erhält als Belohnung einen Posten bei der Verteilung von Essen und Waren, wird zum wichtigen Ansprechpartner der Weißen.

Er reist sogar zur US-Regierung nach Washington, setzt sich dafür ein, dass die Indianer im Reservat überschüssiges Weideland an weiße Rancher verpachten dürfen. Und er steigt selber ins Viehgeschäft ein.

Bald zählt seine Herde 500 Rinder, er besitzt 180 Quadratkilometer Weidefläche. Um seinen Aufstieg sichtbar zu machen, erbaut er sich 1890 ein zweistöckiges Haus mit zehn Zimmern, das später einen der ersten Telefonanschlüsse in Oklahoma erhält, kauft sich ein Auto.

Dennoch weigert er sich, ganz auf seine indianische Lebensweise zu verzichten. Quanah heiratet acht Frauen, zeugt 24 Kinder. In der weißen Öffentlichkeit gilt er als „Oberhäuptling“ der Komantschen – ein Titel, den die Noma-den in Freiheit gar nicht kannten.

Quanah Parker, wie er sich jetzt nennt, stirbt am 23. Februar 1911 mit etwa 63 Jahren an Herzversagen.

Nie hat er das Schicksal seiner Mutter verwunden: Cynthia Ann hatte sich 1870 zu Tode gehungert, sechs Jahre nachdem das einzige ihr verbliebene Kind an Grippe gestorben war. Quanah hat mit Zeitungsannoncen nach ihrem Grab gesucht und den Leichnam nach Oklahoma überführen lassen.

Nun wird der letzte Krieger der Komantschen neben seiner weißen Mutter beigesetzt. ◆

Als früherem Karl-May-Fan war es dem Berliner Journalisten Dr. Ralf Berhorst, 47, eine Freude, sich einmal mit fundierten Informationen über die Prärieindianer zu beschäftigen.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Pekka Hämäläinen, „The Comanche Empire“, Yale University Press: Standardwerk zu den Komantschen, das zeigt, dass die Reiterkrieger keineswegs nur Opfer der weißen Expansion waren, sondern in der Prärie zuvor ein durchaus kriegerisches Imperium errichteten. S. C. Gwynne, „Empire of the Summer Moon“, Scribner: Auf packende Weise verwebt der ehemalige „Time“-Journalist die Geschichte Quanah Parkers mit der des Wilden Westens.

Ein Reservat in South Dakota. Anders als viele andere Indianer, die der erzwungene Umzug in Armut und Alkohol treibt, passt sich Quanah Parker der neuen Situation an – er wird ein erfolgreicher Rancher



Aus der Geschichte lernen.

Jetzt 6x im Jahr GEO EPOCHE frei Haus sichern und ein Dankeschön wählen. Auch zum Verschenken.

“ GEO EPOCHE lädt Sie alle zwei Monate auf eine Zeitreise in die Geschichte ein: mit gründlich recherchierten Texten und grandiosen Bildern.

Herzlichst Ihr

Hinrich Schaper

“



Michael Schaper,
Chefredakteur GEO EPOCHE

Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 68

Der WILDE WESTEN
Die Geschichten hinter dem Mythos

COWBOYS, INDIANER, GOLD
Die ersten Trapper / Das Leiden der Cherokee / Drama
Der Bau der Eisenbahn / Aufstand der Komantschen / Stadt

GEO EPOCHE DVD
GENERAL CUSTER
EINE AMERIKANISCHE LEGENDE
Die Schlacht am Little Bighorn River

DVD VIDEO

10%
Ersparnis

IHRE Abovorteile

- 1 Nach-Hause-Service**
Garantiert keine Ausgabe verpassen.
- 2 Dauerhafte Ersparnis**
6x im Jahr 10% sparen und portofreie Lieferung.
- 3 Ohne Risiko**
Nach einem Jahr jederzeit kündbar.
- 4 Dankeschön gratis**
Geschenk nach Wahl zur Begrüßung.
- 5 Wahlweise mit DVD**
Auf Wunsch mit passender DVD zum Heftthema.

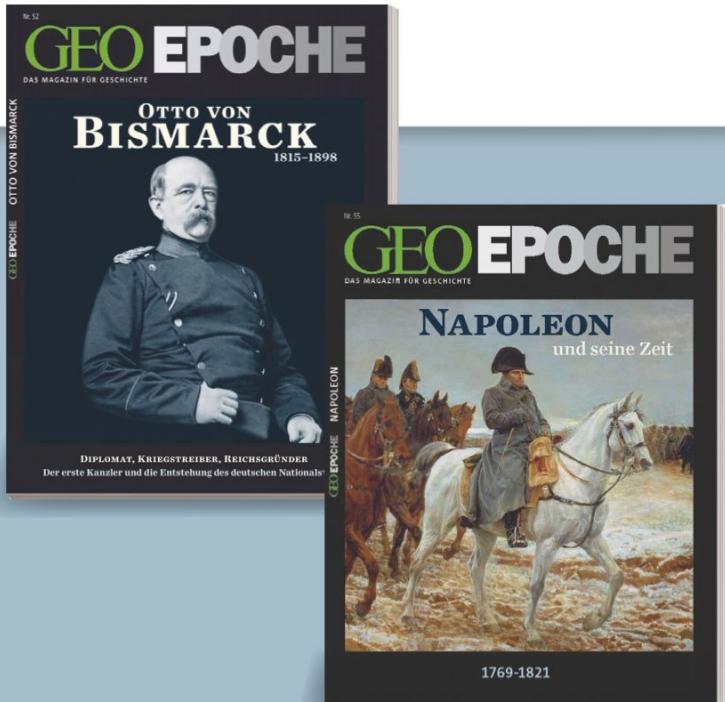
GEO EPOCHE bestellen

Per Post:

Karte abschicken

Per Telefon: (bitte die Bestell-Nr. – siehe Karte – angeben)

+49 (0)40/5555 89 90



1. GEO EPOCHE-Heftpaket

Geschichtsträchtiges Wissen erleben:

- „Napoleon und seine Zeit“
- „Otto von Bismarck“ – Diplomat, Kriegstreiber, Reichsgründer



2. HÄUSSER-Uhr „Discovery“

Immer die Zeit im Blick:

- mit Leuchtzeigern und -ziffern,
- Datumsanzeige und Textilarmband
- Gehäuse aus Edelstahl

**GRATIS
zur Wahl**



3. Reiserollentasche

Idealer Begleiter für unterwegs:

- bequemer, 2-stufiger Teleskop-Zuggriff
- aus strapazierfähigem Polyester
- Maße: ca. 55x26x35 cm

Online mit größerer Geschenkauswahl:

www.geo-epoch.de/abo

Oder einfach QR-Code mit dem Smartphone einscannen und bestellen:







STADT OHNE GESETZ

Zu Hunderten strömen Goldschürfer, Abenteurer, Spieler und Händler 1876 in die Black Hills im heutigen South Dakota. Aus ihrem illegalen Camp in einem Reservat der Sioux erwächst binnen weniger Monate die Stadt Deadwood. Ein Ort ohne Sheriff, ohne Bürgermeister – ohne Recht und Ordnung — Von JOHANNES STREMPFEL

Fuhrunternehmer liefern ohne Unterlass Baumaterial, Eisenwaren und Lebensmittel nach Deadwood. Schürfer suchen mitten in der Stadt nach Gold, graben selbst auf offener Straße danach. Noch gibt es niemanden, der ihnen Einhalt gebieten könnte

W

Was bedeuten Recht und Gesetz an einem Ort, an dem jeder ein Gesetzloser ist? In einer Stadt, die eigentlich gar nicht existiert?

Es gibt keinen Sheriff in dieser Stadt, keinen Bürgermeister, kein ordentliches Gericht, nicht einmal ein Gefängnis, sodass ein Urteil notgedrungen nur auf Freiheit oder Tod hinauslaufen kann.

Am bequemsten für die Bürgertribunale ist es, auf Freispruch zu erkennen und den Angeklagten dann, schuldig oder nicht, aus der Stadt zu jagen, in der Hoffnung, er möge seine Verbrechen in Zukunft anderswo begehen.

Gerechtigkeit – dieses Wort ist zu groß für einen Ort wie Deadwood, die illegale Goldgräbersiedlung im Reservat der Sioux, die als „härteste Stadt der Welt“ bekannt ist. Wer als Weißer die Grenzen des Reservats übertritt, übertritt auch das Gesetz. Wer hier lebt, lebt jenseits von Recht und Ordnung.

Und dennoch: Selbst für die mageren Ansprüche von Deadwood geht dieser Prozess zu weit. Dieses Urteil ist eine Beleidigung der Zivilisation, dieses Gericht ein trauriger Witz, das wie zur Bekräftigung der Farce ausgerechnet im Theatersaal der Stadt zusammentritt – einer Holzkonstruktion mit Wänden und Dach aus Segeltuch, Sägemehl auf dem Boden und Sitzen aus zusammengenagelten Pfosten und Brettern.

Gerade eine halbe Stunde Zeit benötigt die Jury, um den Angeklagten freizusprechen: Jack McCall, der am Vortag vor aller Augen einen Mann ermordet hat. Ohne Warnung, ohne Anlass schoss er ihm aus einem Meter Entfernung von hinten in den Kopf.

McCall ist ein Niemand, ein Trunkenbold mit schütterem Bartwuchs, das Gesicht meist unter der Krempe eines Sombreros verborgen. Der Name seines Opfers lautet James Butler Hickok.

Jeder hier in Deadwood, im ganzen Westen, kennt diesen Mann: „Wild Bill“ Hickok, der „Prinz der Pistoleros“. Bisonsjäger, Scout, Revolverheld, Schrecken aller Desperados. Eine Legende. Erst gut drei Wochen liegt es zurück, dass er in Deadwood sein Lager aufgeschlagen hat. Jetzt ist er tot.

Vor Gericht behauptet McCall, er habe seinen Bruder rächen wollen, den Hickok in Abilene erschossen habe. Die Geschworenen geben sich damit zufrieden und plädieren einstimmig auf „nicht schuldig“. (Später wird man herausfinden, dass McCall keinen Bruder hatte.)

Das Publikum im Saal ist empört, es werden Rufe laut, beim nächsten Prozess werde „Richter Lynch“, also der Strang, „den Vorsitz führen“.

Und der „Black Hills Pioneer“, die Zeitung der Stadt, kommentiert: „Sollte es je unser Schicksal sein, einen Mann zu töten – was Gott verhüten möge –, werden wir darum bitten, dass uns der Prozess hier gemacht wird.“

Schnell gehen Gerüchte um, die Geschworenen seien gekauft worden, von den gleichen Gangstern, die angeblich auch McCall zu der Tat angestiftet haben. Manche Einwohner Deadwoods behaupten, schon bei der Wahl der Geschworenen sei es nicht mit rechten Dingen zugegangen: Einige seien Saufkumpane des Mörders.

Die Verhandlung sowie das beschämende Urteil sind den Rechtschaffenen unter den Bürgern des Ortes ein Zeichen, dass sich etwas ändern muss.

Wie in den meisten Goldgräbersiedlungen regeln noch immer die *miners' meetings*, informelle Versammlungen der Schürfer, alle Belange der Gemeinschaft; und die *miners' courts*, hastig zusammengerufene Gerichte, entscheiden über Claim-Streitigkeiten, Wasserrechte und Verbrechen.

Doch Deadwood ist inzwischen zu groß für diese Art improvisierter Tribunale. Ist kein überschaubares Camp mehr, in dem die Goldgräber sich alle untereinander kennen und vertrauen, sondern



Deadwood liegt zwischen bewaldeten Bergen, die den Sioux heilig sind. Anfangs haben US-Truppen die Schürfer noch vertreiben können, doch dann sind ab Anfang 1876 einfach zu viele gekommen

eine stetig wachsende Stadt. Und eine Stadt, selbst eine illegale, kann nur überleben, wenn das Gesetz regiert.

Tausende strömen in diesem Jahr, 1876, nach Deadwood. Wo zu Jahresanfang nur ein paar Zelte zwischen Bäumen standen, lebten im Februar schon 400 Menschen, 600 im März, und jetzt, im Sommer, sind es wohl mehr als 5000, niemand weiß es so genau.

Und längst kommen nicht mehr nur Goldgräber in die Siedlung. Geschäftsleute, Krämer, Eisenwarenhändler, Apotheker verstauen ihre Waren auf Planwagen und treten auf morastigen *trails* die Reise durch die Wildnis an.

Schlachter und Anwälte, Priester und Bäcker, Zimmerleute und ungelernte Arbeiter werfen ihr schmales Gepäck für ein paar Dollar Gebühr auf die Ladeflächen der Fuhrwerke und folgen den Trecks zu an. Sie alle eint, dass sie von Wohlstand und einem besseren Leben



Nur Wohlhabende können sich eine Reise mit einer Kutsche leisten. Die meisten Pioniere schließen sich Wagentrecks an. Nach sechs Monaten leben bereits 5000 Menschen im Tal von Deadwood



in den neuen Siedlungen des Westens träumen. An Gesetz und Ordnung verschwenden sie dabei kaum Gedanken, an das Fehlen staatlicher Strukturen, die Rechte der dort lebenden Indianer oder Gefahren durch Banditen.

Andere machen sich gerade wegen der Gesetzlosigkeit auf den Weg: Desperados und Trickbetrüger, Falschspieler, Pferdediebe und Bordellbosse. Häufig sind es Kriminelle, die anderswo steckbrieflich gesucht werden und sich keinen besseren Platz zum Leben denken können als eine Stadt ohne Sheriff und Gefängnis.

Und dann gibt es noch eine dritte Gruppe, die ein Ort wie Deadwood anzieht. Es sind Geschöpfe des Grenzlands, Abenteurer und Hasardeure, die von Camp zu Camp ziehen, von Boomtown zu Boomtown. Die sich durchschlagen als Scouts, Trapper oder Gelegenheitsarbeiter. Die vorrückende Zivilisation ist diesen *frontiersmen* beständig auf den Fersen, und wo der Fortschritt ankommt, treten sie die Flucht an.

Zu dieser Art von Männern gehört Wild Bill Hickok. Am 27. Juni 1876 bricht er mit einigen Kameraden und zwei Planwagen von Cheyenne, der Hauptstadt des Territoriums Wyoming, nach Deadwood auf. Wenige Tage später erreicht die Gruppe Fort Laramie.

Jeder kennt den Namen des Armeestützpunkts, seit die US-Regierung und die Sioux dort den Vertrag geschlossen haben, der die Indianer zum Frieden verpflichtet und ihnen im Gegenzug ein Reservat nördlich des Forts zusichert, in den Graslandschaften der „Great Plains“.

Deadwood

Schon wenige Wochen nach dem ersten Spatenstich säumen Hotels und Läden Deadwoods Straßen. Nahezu täglich eröffnet ein Geschäft, im Sommer 1876 gibt es 21 Lebensmittelläden

Das riesige Gebiet liegt fernab aller Siedlungen, Trails und Eisenbahngleise der Weißen. Bisonherden und Gabelböcke durchstreifen die Prärie.

Am Rande des Reservats erhebt sich schroff ein Bergmassiv aus der Ebene, das seiner dunklen Kiefernwälder wegen von den Sioux „Paha Sapa“ genannt wird, die „Hügel, die schwarz sind“. Den Indianern ist es ein heiliger Ort.

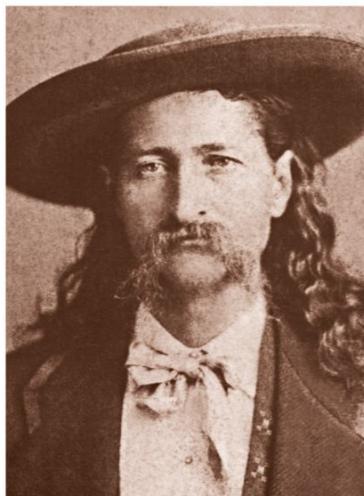
Ausgerechnet dorthin, in die Black Hills, zieht es die Weißen. In einer Schlucht ist Gold entdeckt worden, und weil sie voller umgestürzter Bäume ist, haben die Männer den Ort „Deadwood Gulch“ genannt. Hierhin kommen nun Glücksritter aus allen Richtungen.

Ein klarer Verstoß gegen den Vertrag von Laramie, der den Weißen das Betreten des Reservats verbietet. Anfangs hat die Armee noch alle Schürfer vertrieben. Aber es waren einfach zu viele – und da auch immer mehr Soldaten desertierten, um eine Goldpfanne in die Hand zu nehmen, hat Präsident Ulysses S. Grant dem Militär befohlen, sich zurückzuziehen. Nun kommt es immer wieder zu Scharmützeln zwischen den Weißen und den Indianern, die Siedler überfallen und töten.

Wegen der Gefahr von Indianerangriffen schließt sich Hickoks Gruppe einem größeren Treck von etwa 30 Wagen an, deren Passagiere – vor allem Saloonbetreiber, Berufsspieler und Prostituierte – auf dem Weg nach Deadwood sind.

Gut zehn Tage dauert die Reise durch das Grasland und dann hinauf in die unwegsamen Hills. Die Wagen passieren Geisterstädte, deren Bewohner dem Goldrausch nach Norden gefolgt sind, und Gräber am Wegesrand, in denen die Opfer der Indianer verscharrt liegen. Wohl am 11. Juli erreicht der Treck sein Ziel. Von einer Hügelkuppe aus führt ein steiler Pfad mehrere Hundert Meter hinab in ein Tal. An dessen nördlichem Ende liegt Deadwood.

Wie können in einer so engen Schlucht so viele Menschen leben? Vielleicht 250 Meter misst die Spanne zwischen den Hängen links und rechts. Kiefern, Espen und Weiden ziehen sich die Bergflanken hinan, im Tal schimmert silbrig ein Fluss, dessen Lauf sich immer



»Wild Bill« Hickok

Der berühmte Revolverheld, der angeblich 100 Männer getötet hat, zieht im Juli 1876 nach Deadwood. Im August wird er selbst erschossen

wieder ändert, weil die Schürfer sein Bett umleiten, um im Kies Gold zu waschen. Parallel dazu verläuft die Main Street.

Von der Hügelkuppe aus wirkt es so, als bestünde Deadwood nur aus dieser Hauptstraße: Alles andere ist ein Gewirr aus Menschen und Fuhrwerken zwischen Zelten, Blockhütten und gezimmerten Häusern mit breiten Fronten und Balkonen. Ein Besucher der Stadt notiert, der Anblick der Gebäude erinnere ihn an „einen Haufen Zitronenkisten, die man auf einen Hinterhof gekippt hat“.

Viele Bauten stehen auf Pfählen, da die Goldsucher auch mitten in der Stadt Schächte in den Boden treiben. Das Tal ist voller Gruben, Löcher und Erdhaufen, als lebte ein Teil der Bewohner unterirdisch wie Prärehunde.

Der Rauch unzähliger Lagerfeuer steigt nach oben durch die klare Bergluft, an den Felsen brechen sich die rhythmischen Schläge der Hämmer, das Sirren von Sägen, die dumpfen Hiebe der Äxte.

Schon morgen wird Deadwood eine andere Stadt sein – wird ein neuer Unterstand den Platz eines Zeltes eingenommen haben, eine Blockhütte den eines Unterstands, ein zweistöckiges Schindelhaus den einer Blockhütte. Seit kurz zuvor die ersten Sägemühlen in Be-

trieb genommen worden sind und Baumstämme endlich in großer Zahl zu Brettern zurechtgeschnitten werden können, ist die gesamte Stadt im Baufieber.

Wild Bill Hickok schlägt sein Lager im Süden des Ortes auf, in einem Hain aus Fichten und Kiefern, ein paar Minuten Fußweg von der Main Street entfernt. Er hat noch 22 Tage zu leben.

Hickok ist eine Erscheinung, die für Aufsehen sorgt, als er das erste Mal über die Hauptstraße reitet. Fast 1,90 Meter groß mit breiten Schultern, eine seltsame Mischung aus Frontiersman und Dandy. Das blonde, lockige Haar fällt ihm bis über die Schultern, unter dem kunstvoll bestickten Wildledermantel trägt er eine Schärpe, aus der zwei silbern beschlagene Revolver ragen.

Aber was, fragen sich die Einwohner, treibt den berühmten Revolverhelden nach Deadwood? Seiner Ehefrau – erst vor ein paar Monaten hat Wild Bill geheiratet, eine ehemalige Wanderzirkusbesitzerin – berichtet er in einem Brief, dass er mit dem Schürfen begonnen habe, doch niemand im Ort sieht ihn je mit einer Goldpfanne oder Schaufel.

Die meiste Zeit verbringt Hickok in den Saloons, wo er Poker spielt oder den *tenderfeet*, den Neulingen im Grenzland, gegen freie Drinks von seinen Abenteuern berichtet.

Seit das „Harper's Magazine“ 1867 einen Artikel über sein Leben gebracht hat, ist Hickok eine nationale Berühmtheit. Fast alle Episoden der Story – seine Heldenataten als Spion im Bürgerkrieg, Duelle in der Mittagssonne auf staubigen Straßen, Schießereien ganz allein gegen zehn Desperados – sind reines Fantasiewerk, doch andere Reporter und die Autoren der Groschenromane schmücken die Geschichten noch weiter aus. Auch Hickok erzählt in Interviews, er habe „mehr als 100 Männer“ getötet.

In Wahrheit unterscheidet sich sein Dasein nicht so sehr von dem anderer Frontiersmen: Hickok war Scout und Soldat, er hat als Kutscher und Tagelöhner gearbeitet, als Saloonbetreiber und Darsteller in armseligen Wildwest-Shows. Acht Monate lang diente er dem Gesetz als Marshal in Abilene, Kansas,

doch nach Meinung vieler Bürger verbrachte er mehr Zeit damit, mit zwielichtigen Gestalten zu zechen und zu pokern, als sie zu überwachen.

Sieben, vielleicht acht Männer hat Hickok im Leben wohl erschossen, einen aus Versehen – einen Freund in Abilene, der ihm während einer Schießerei vor den Revolver lief. Zuletzt hat man ihn in Cheyenne wegen Landstreicherei angezeigt und aus der Stadt geworfen.

Hickok ist 39 Jahre alt, alkohol- und spielsüchtig, ein Scharfschütze, dessen Augen immer schwächer werden, seit er sich mit Gonorrhö infiziert hat.

Dennoch beeindruckt er Besucher seines Lagers mit täglichen Schießübungen, bei denen er Ziele aus über 20 Meter Abstand trifft und mühelos in die Luft geworfene Tomatendosen durchlöchert (nur Neider würden unterstellen, dass er die Ziele zuvor heimlich mit Einschüssen versehen hat).

Zum Schlafen zieht er sich unter eine schmutzige Armeedecke in seinen Planwagen zurück, nach dem Aufwachen bindet er sich das Haar zum Zopf und wandert noch vor der Morgentoilette hinüber zu den Saloons der Main Street.

Eigentlich hat Hickok sein Lager am falschen Ende der Stadt aufgeschlagen. Denn Deadwoods Hauptstraße teilt sich in einen soliden und einen verkommenen Abschnitt. Im Norden, den „Badlands“, liegen die Kaschemmen und Spielhallen, die Bordelle und Opiumhöhlen, hier unten im Süden haben sich die Ladenbesitzer und Hoteliers angesiedelt. Das Geschäftsviertel beginnt an der Ecke der Shine Street, die Cheyenne Street hieße, hätte der Namensgeber nicht Schwierigkeiten mit der Orthografie gehabt.

„Big Bill“ Lynn, mit mehr als zwei Meter Körpergröße der höchstgewachsene Mann in den Black Hills, hat an der Kreuzung einen Korral abgesteckt, in dem die Fuhrleute der Wagentrecks ihre Ochsen, Pferde und Maultiere unterstellen, ehe sie sich in die Badlands aufmachen, um dort den Lohn durchzubringen.

Ein paar Meter weiter kündigt ein Schild den „Big Horn Store“ an. Dessen Besitzer P. A. Gushurst aus Omaha ist als einer der frühen Pioniere das Risiko eingegangen, einen Wagenzug mit Säcken voll Bohnen, Speck, Kaffee, Zucker und Mehl durchs Indianergebiet zu führen und hat im Frühjahr 1876 das erste Lebensmittelgeschäft der Stadt eröffnet.

Inzwischen sind viele gefolgt, zum Ende des Sommers gibt es in Deadwood 21 Läden, die Nahrungsmittel verkaufen.

Goldpfannen und Teekessel, Spitzhaken, Zaumzeug, Sprengpulver und Gewehre finden die Schürfer in „Ayres Hardware“, dem Eisenwarenhandel ein Stück die Straße hinauf.

Im Drugstore von C. M. Wilcox können die Kunden Medikamente, Farben, Schmiermittel sowie Pillen und Tinkturen für jene Leiden erwerben, die von „den Fehlritten der Jugend oder den Exzessen des Erwachsenenlebens herführen“, wie es in einer Annonce heißt. Die meisten dieser Arzneien gegen Geschlechtskrankheiten bestehen aus nicht viel mehr als Abführmitteln und Opium.

All diese Geschäfte müssen beliefert werden, und so stauen sich auf der Main Street die Planwagen, oft in zwei Reihen. Während Arbeiter Säcke und Kisten mit Waren entladen, versuchen die Passanten, sich an den spitzen Hörnern der Longhorn-Ochsen vorbeizudrücken und schimpfen auf die Fuhrwerke, deren Räder sie mit Dreck bespritzen.

Die Kutscher lassen ihre sechs Meter langen, ledernen Bullenpeitschen knallen und verfluchen ihrerseits die störrischen Tiere, den Wagen vor ihnen, den Zustand der Straße.

Kniehoch steht der Schlamm auf der Main Street, eine Brühe aus Tierkot, Schmutzwasser und Abfällen, über der Schwärme von Fliegen kreisen. Auch die hölzernen Bürgersteige und die Planken, die als Fußgängerüberwege dienen sollen, versinken im Schlick. Fliegende Händler und Hausierer schieben sich durch das Gedränge, bieten geröstete Erdnüsse, Süßigkeiten, Beeren an.

Die Straße ist auch deshalb überfüllt, weil nur etwa jeder dritte Einwohner einer festen Arbeit nachgeht oder auf einem Goldclaim schürft. Ein Reporter des „Scribner's Monthly“, der kurz nach

Wild Bill Hickok in der Stadt eintrifft, schreibt, nie habe er „so viele verhärtete und brutal ausschende Männer versammelt gesehen“: Schwindler, Schurken und Bauernfänger in einer „unordentlichen, sündigen, kranken Stadt“.

Hinter der nächsten Straßenkreuzung liegt das „Grand Central“. Nicht das einzige Hotel Deadwoods, aber das erste, das eröffnet hat. Und das luxuriöseste: Gerade ist eine Anzeige im „Black Hills Pioneer“ erschienen, die den Bau eines dritten Stockwerks ankündigt, „mit der besten Schlafzimmerausstattung im westlichen Dakota“. Kost und Logis sind für 12 bis 20 Dollar die Woche zu haben.

Pensionen bieten Unterkunft und Verpflegung schon ab acht Dollar an, anspruchslosere Neuankömmlinge können auch einen Schlafplatz plus Essen in einem Zelt oder Unterstand für drei Dollar ergattern, sofern sie nichts gegen schmieriges Schweinefleisch und feuchte Pfannkuchen einzuwenden haben.

Im „Grand Central“ dagegen kocht „Aunt Lou“ Marchbanks, eine frühere Sklavin aus Tennessee, die mit ihren Südstaaten-Spezialitäten kulinarische Maßstäbe in Deadwood setzt. Viele Restaurants verkaufen wöchentliche *meal tickets*, die neben der Verpflegung auch einen Schlafplatz auf dem staubigen Fußboden des Gastraums einschließen.

Restaurants und Hotels: Das sind die wahren Goldminen in einer Stadt, in der jeden Tag ein neuer Wagentreck ankommt. „Betten gab es nur gegen Aufpreis, und schon ein Stuhl wurde als großer Luxus angesehen. Viele konnten sich beides nicht leisten und waren gezwungen, im Schatten der Gebäude zu schlummern oder in den Saloons herumzustehen“, schreibt Annie Tallent in ihren Erinnerungen, die erste weiße Frau, die sich (gemeinsam mit ihrem Ehemann) in die Black Hills gewagt hat.

In Deadwood leben kaum Kinder, kaum Alte, vielleicht ein Prozent der Einwohner sind weiblich. Junge Männer zwischen 20 und 30 Jahren stellen den Hauptteil der Bevölkerung, über 40 Prozent sind Einwanderer, vor allem von den Britischen Inseln und aus Deutschland.

Auf die Deutschen ist auch zurückzuführen, dass es schon seit Juni eine Brauerei gibt und viele Lokale, die Bier

ausschenken. Am 4. Juli 1876, dem 100. Jahrestag der Unabhängigkeit, ist in einer Hütte das erste Kind der Stadt zur Welt gekommen. Ein Ereignis, schreibt ein Bewohner, „das ebenso viel Aufregung und Entzücken hervorrief wie die Entdeckung einer neuen Goldmine“.

An der Kreuzung hinter dem „Grand Central“ steht das erste Gebäude überhaupt, das im Frühjahr 1876 in Deadwood errichtet wurde: ein vier mal sechs Meter großes Blockhaus, in dem Ike Brown fragwürdigen Whiskey ausschenkt. „Lieber eine Indianerkugel in den Eingeweiden als diesen Fusel im Magen“, so das Urteil der Kunden.

In dem Lebensmittelladen nebenan hat sich ein improvisiertes Postamt eingerichtet. Weil noch keine Postkutsche die Stadt anfährt, bringen Kuriere, manche zu Pferd, manche zu Fuß, die Briefe durch das Siouxgebiet in die nächstgelegenen Forts. Sie reisen nachts und abseits der bekannten Pfade, um den Indianern zu entgehen. 25 Cent pro Brief erhalten sie für die gefährliche Mission.

„Colorado Charley“ Utter – ein guter Freund Hickoks, der mit ihm nach Deadwood gekommen ist – richtet Anfang August eine regelmäßige Pony-Express-Linie ein. Seine Reiter legen die Strecke bis Fort Laramie auf Pferden in unglaublichen 48 Stunden zurück.

Menschen stehen vor dem Postamt an, wann immer ein Kurier eingetroffen ist, und lange Schlangen bilden sich auch einmal die Woche vor dem Gebäude direkt dahinter, wenn die neue Ausgabe des „Black Hills Pioneer“ gedruckt wird.

Von einem „Unterfangen ohne Parallelie in den Vereinigten Staaten“ haben die zwei Herausgeber in der ersten Ausgabe vom 8. Juni 1876 geschrieben und ihre Probleme aufgezählt: 650 Kilometer weit mussten die Druckerpressen transportiert werden, sie selbst waren auf der Strecke vom Rheumatismus niedergeworfen, das Redaktionsgebäude nicht fertiggestellt und ohne Dach, dazu zwei

Tage schwerer Regen. „Wir arbeiten praktisch im Freien, und die Elemente haben sich gegen uns verschworen.“

Wegen Papiermangels muss die Zeitung eine Weile lang auf Packpapier gedruckt werden und, da es noch keinen Telegraphen gibt, herrscht auch Mangel an Neuigkeiten: Nachrichten aus den „Staaten“ schreiben die Herausgeber aus monatealten Zeitungen ab, die Neuankömmlinge nach Deadwood mitbringen. Andere Spalten füllen sie mit Neuigkeiten wie „Präsident Grant wird heute 54 Jahre alt“ oder „Eine Warnung an Mädchen, die Hosen tragen wollen“.

Aber der „Pioneer“ berichtet gewissenhaft über Indianerüberfälle, Goldfunde und Entwicklungen der Stadt. Im Juli meldet die Zeitung die Premiere einer „erstklassigen Lustspielgruppe“.

Jack Langrishe, der „Publikumsliebling der Western Camps“, ist am 10. Juli mit Schauspielern und einem Wagen voller Kostüme und Requisiten in Deadwood eingetroffen, hat an der Ecke Gold Street in aller Eile einen mit Segeltuch bespannten Rohbau hochgezogen und zwölf Tage später die erste Vorstellung gegeben, das Drama „The Banker's Daughter“. Obwohl ein Gewittersturm während des Spiels das halbe Dach losriß, war die Aufführung ein Erfolg.

Langrishe, ein Ire, ist nicht nur Hauptdarsteller seiner Truppe, sondern malt auch Bühnenbilder, hängt Plakate



Das »Gem Theater« am nördlichen Ende der Main Street täuscht mit seiner bürgerlichen Fassade. Es gehört dem berüchtigten Zuhälter der Stadt: Ellis Albert »Al« Swarengen aus Iowa

auf und verkauft Tickets. Wenn das Theatergeschäft mäßig läuft, schürft er auf seinem eigenen Claim oder schreibt Artikel und Gedichte für den „Pioneer“.

Tagsüber dient sein Theater als Raum für Versammlungen, Trauerfeiern und Gerichtsprozesse. Langrisches Bühne ist einer der wenigen Orte in Deadwood, wo auch die braven Bürgerinnen der Stadt Unterhaltung finden können.

Wenn am Abend die Kerosinlampen entzündet werden und aus den Saloons die Musik der Geiger und Pianospieler klingt, drängen sich die Menschen auf der Main Street. Die Schürfer in den Zelten auf den Hügelflanken schlungen ihr Essen hinunter und eilen zur Hauptstraße, in der Sorge, etwas zu verpassen. Alle, so erinnert sich ein früher Pionier, „lebten in ständiger Erwartung und fragten sich, was wohl als Nächstes geschehen würde“.

Vielleicht eine Schlägerei in Gus Schugart's Bierhalle an der Wall Street? Oder ein gezinktes Blatt im „Wide West Saloon“, wo „Big Thumb“ Jake und die Croupière Madam Mustache, benannt nach ihrem abnormalen Oberlippenbart, die Karten geben? Erneut ein Selbstmord eines Straßenmädchen, verübt mit



Bereits mit den ersten Trecks kommen Prostituierte in die Stadt. Reporter, für jede Neuigkeit dankbar, beschreiben sie als »geschnickt, ausgepolstert und anzüglich grinsend«



Im Saloon des »Gem Theater« steht Al Swearengen, der Chef, selber hinter der Bar (3. v. r.). Der Bordellbetrieb findet in den Hinterzimmern statt. Der Laden macht 5000 Dollar Umsatz – pro Nacht

einem Gemisch aus Opium und Laudanum und in der Zeitung wie üblich als „Lungenentzündung“ verbrämt?

Manche Saloons bestehen aus nicht mehr als einem Brett, das der Besitzer auf zwei Fässer genagelt hat, und ein paar dreckigen Gläsern als Inventar. Andere

sind ausgestattet mit Spiegeln hinter der Theke, Teppichen, erotischen Gemälden und mit Intarsien verzierten Decken.

Es gibt die *hurdy-gurdy houses*, die Tanzhallen, in denen die Mädchen nicht nur für einen Tanz bereitstehen, und die *variety theaters*, wo der Besucher von der Frau seiner Wahl in einer privaten Loge unterhalten wird. Es gibt die Spielsalons mit Roulette und Poker. In der „Eureka Hall“ amüsieren sich die Gäste beim *keno*, einer frühen Art von Bingo, und im „Melodeon“ singt „Handsome Dick“

Brown die neuesten Lieder und begleitet sich selbst auf dem Banjo dazu.

Whiskey ist teuer, 50 Cent das Glas, weil Alkohol im Reservat offiziell verboten ist. Bezahl wird mit Goldstaub, den der Mann hinter dem Tresen in einem geübten Griff mit Daumen und Zeigefinger aus dem Beutel des Schürfers fischt. Viele Barkeeper fahren sich nach der Transaktion wie beiläufig durchs geölte Haar und filtern dann nach Feierabend das Gold aus ihrem Badewasser.

Will ein Gast nicht zahlen oder macht Ärger, gibt es einen „Mickey Finn“ aufs Haus – einen Drink, der mit Chloralhydrat versetzt ist und jeden außer Gefecht setzt. Neun von zehn dieser Barkeeper leben „offen und schamlos mit der niedrigsten Klasse Huren zusammen“, wie ein Bewohner schreibt, „und viele der führenden Geschäftsleute machen sich desselben schuldig.“

Schon mit den ersten Trecks sind käuflische Frauen nach Deadwood gekommen, „geschnickt, ausgepolstert und anzüglich grinsend“, so stand es in der Zeitung. Sie reihen sich auf an den Bars, spazieren im Lampenlicht über die Bürgersteige, rufen den Passanten aus ihren Fenstern in der ersten Etage der Hurenhäuser hinterher.

Als berüchtigter Zuhälter der Stadt gilt Al Swearengen, der erst den „Cricket Saloon“ betreibt und dann am nördlichen Ende der Main Street das „Gem Theater“ eröffnet, offiziell eine Tanzhalle, tatsächlich ein Bordell. Im vorderen Teil des zweistöckigen Gebäudes gibt es eine Bar und Sitzgelegenheiten, hinten kleine Räume, in denen Swearengen Frauen wie Sklaven hält.

Oft reist er in die Städte im Osten, lockt seine Opfer mit dem Versprechen auf eine respektable Arbeit als Kellnerin nach Deadwood und zwingt sie dann zur Prostitution. Wer sich verweigert, wird

von den Rausschmeißern verprügelt und wie Abfall auf die Straße geworfen. 5000 Dollar Umsatz macht Swarengens jede Nacht mit dem „Gem“, diesem „Verführer der Jugend und Zerstörer der „häuslichen Bindungen“, wie ein Bewohner Deadwoods die Lasterhöhle nennt.

Im Treck mit Wild Bill Hickok sind auch zwei bekannte Prostituierte eingetroffen. „Kitty“ Arnold, von der man sich erzählt, sie habe schon Bordelle in Hongkong und Japan betrieben, und die nun ihr eigenes Etablissement in Deadwood eröffnet. Und Martha Canary, genannt „Calamity“ Jane.

Ähnlich wie bei Hickok werden die Groschenheftschreiber in den folgenden Jahren auch Martha Canarys Leben zum Mythos erklären. Die 24-Jährige hat ein Gespür fürs Theatralische, behauptet unter anderem, als Kundschafterin für Oberstleutnant Custer gearbeitet zu haben – und wird später eine Liebesgeschichte mit Wild Bill Hickok erfinden, einschließlich heimlicher Hochzeit.

In dieser Zeit aber ist sie in den Black Hills vor allem bekannt als schwere Trinkerin und Gelegenheitsprostituierte, die von Goldgräbercamp zu Goldgräbercamp zieht. Oft trägt sie Hosen und Stiefel, bevorzugt Whiskey vor Bier, kaut Tabak und wechselt ihre Männer oft. In Deadwood findet sie Arbeit als Kellnerin und in einer Wäscherei, vor allem aber zieht sie durch die Hurdy-Gurdy Houses und bietet sich als Tanzgirl an.

Hier unten in den Badlands verbringt auch Wild Bill Hickok die meiste Zeit – ein unermüdlicher, aber nicht sehr erfolgreicher Spieler, wie sich ein Augenzeuge erinnert: „Falls er je gewonnen hat, so hat man nie davon gehört.“

Will er wirklich nach Gold schürfen? Oder nur seinem neuen Leben als Ehemann entfliehen? Manche vermuten, dass der Ex-Marshall auf einen gut bezahlten Posten als Gesetzes Hüter in Deadwood hofft, sobald sich erst eine Art Stadtverwaltung gebildet hat.

Aber er scheint auch von dunklen Ahnungen verfolgt. Das letzte Schreiben an seine Frau liest sich wie ein Abschiedsbrief, und einem Freund sagt er, er habe das Gefühl, „dass ich in meinem letzten Camp angelangt bin und dieses Tal nicht lebend verlassen werde“.

Am 2. August spielt er Karten im Saloon „Number Ten“, ganz am nördlichen Ende der Main Street. Entgegen seiner Regel sitzt er mit dem Rücken zur Tür, weil kein anderer Platz am Tisch mehr frei ist. Um drei Uhr nachmittags tritt Jack McCall in den Raum, brüllt „Nimm das und fahr zur Hölle“ und schießt Hickok in den Hinterkopf.

Die Kugel tritt an der rechten Wange wieder aus und gräbt sich in das Handgelenk eines Mitspielers.

Hickok ist sofort tot. McCall will fliehen, aber der Sattelgurt seines Pferdes sitzt lose, und beim Versuch aufzusteigen, fällt der Mörder zu Boden. Schnell wird er von Bürgern überwältigt.

Was ist sein Motiv? Manche sagen, die Berufsspieler und Gangster der Stadt hätten ihn angeheuert, um den gefürchteten Revolvermann Hickok als künftigen Marshal zu verhindern – aber für dieses Gerücht findet sich nie ein Beweis.

Am Vorabend, so heißt es, soll Hickok mit McCall gepokert und ihn gedemütigt haben. Vielleicht wollte der Mörder, schwer betrunken, diese Kränkung vergelten.

Nach dem skandalösen Freispruch verlässt er die Stadt. Doch in Fort Laramie, wo er prahlt, den größten Schützen des Westens getötet zu haben, wird er erneut verhaftet: Weil Deadwood eine illegale Stadt ist, ist das Urteil nichtig. McCall wird noch einmal angeklagt, verurteilt und im Jahr darauf gehängt.

Niemand wird es überraschen, dass Hickok gerade in Deadwood erschossen worden ist. In Tageszeitungen und Magazinen schildern Reporter – die vielleicht wirklich in der Stadt gewesen sind, vielleicht auch nicht – immer wieder schrill die Gewalt und Ruchlosigkeit der Siedler. „Jeder in Deadwood trägt etwa sechs Kilogramm Feuerwaffen am Gürtel“, so ein Bericht, „fünf oder sechs Männer am Tag werden umgelegt.“

Wer sich nicht für die Artikel der Zeitungen interessiert, kennt die Stadt

aus den *dime novels*. Früher handelten die Groschenromane vor allem von gefährlichen Indianern, dann von den gesetzlosen Zuständen in den Camps des kalifornischen Goldrausches; seit Kurzem ist Deadwood häufig Schauplatz der fiktiven Handlung. „Deadwood Dick“ heißt eine der populärsten Figuren dieser Wild-west-Geschichten, ein Postkutschenräuber in Robin-Hood-Manier, der unzählige Seelen auf dem Gewissen hat.

Es ist wahr: Fast jeder Mann in der Stadt trägt eine Waffe. Abend für Abend hallen die Badlands von den Schüssen wider, die Betrunkene in die Luft feuern. Doch meist entladen sich Streitigkeiten in Schlägereien – die angeblichen Duelle zweier Pistoleros im Morgengrauen gibt es nur in den Groschenheften. Die Leser an der Ostküste würden es kaum glauben, aber Hickok ist das erste Mordopfer in der jungen Geschichte Deadwoods (1876 werden in der Stadt insgesamt vier Männer ermordet).

Knapp zwei Wochen nach Hickoks Tod finden sich die Bürger wieder zu einer Versammlung ein. Denn die Probleme im Ort nehmen überhand: der schändliche Prozess gegen McCall, die ständige Bedrohung durch Indianer, die Feuergefahr in der engen Schlucht voller Holzhäuser, die chaotische Anlage neuer Straßen und Bürgersteige.

Zudem sind mehrere Bewohner überraschend erkrankt und gestorben – ein Spieler aus Cheyenne hat die Pocken eingeschleppt.

Am 14. August richten die Bürger eine erste Verwaltung ein, ein Komitee aus fünf Männern, dem sie die Kontrolle über Deadwood anvertrauen. Da der Kampf gegen die Seuche Priorität hat, nennt sich das Gremium „Board of Health“, Gesundheitsausschuss.

Einer der Beauftragten heißt Seth Bullock. Der 29-Jährige ist erst elf Tage zuvor in Deadwood eingetroffen, um an der Ecke Main und Wall Street einen Eisenwarenladen zu eröffnen. Noch am Abend seiner Ankunft haben er und sein Kompagnon vom Planwagen aus die ersten Nachttöpfe verkauft.

Bullock ist ein großer, hagerer Mann mit mächtigem Schnauzbart. In Montana, wo er lange lebte, hat er nicht nur Geschäfte gemacht, sondern sich in

der Politik engagiert: Er war Mitglied im Rat des Territoriums und County-Sheriff. Daher seine Wahl ins Komitee – viele Einwohner Deadwoods stammen wie er aus Montana, kennen ihn.

Wie Wild Bill Hickok ist Bullock ein echter Frontiersman, trinkfest, Respekt gebietend, ein Mann, der sich im Sattel wohler fühlt als hinter einer Ladentheke. Gegen die rauen Sitten des Grenzlands hat er nichts einzuwenden, aber er glaubt auch, durchaus eigennützig, an das Gesetz – weil ein Geschäftsmann wie er nur unter geordneten Verhältnissen zu Wohlstand kommen kann.

Das Komitee macht sich an die Arbeit, treibt Geld ein, um Bauholz zu kaufen und eine Quarantänestation außerhalb des Ortes zu errichten. Reiter des Pony-Express werden in den benachbarten Staat Nebraska geschickt und besorgen Impfstoff.

Während die Stadt noch gegen die Epidemie ankämpft, kommt es zum zweiten Mord in diesem Jahr – und wieder ist der Schauplatz der „Number Ten“-Saloon in den Badlands.

Der Barkeeper Harry Young hat einen Mann erschossen und stellt sich sofort dem Gesundheitsausschuss. Es ist eine verworrene Geschichte, die er im Verhör erzählt. Man müsste lachen darüber, läge jetzt nicht eine Leiche auf dem Boden des Saloons.

Sam Hartman, genannt „Laughing Sam“, sei vor einiger Zeit mit Young in Streit geraten und habe gedroht, ihn bei nächster Gelegenheit zu töten. Ein Mann namens „Bummer Dan“, ein Freund des Barkeepers, erfuhr von der Auseinandersetzung und fühlte sich zu einem Streich aufgelegt. Er tauschte die Jacke mit „Laughing Sam“ und betrat darin den Saloon, um dem Barkeeper einen Schrecken einzujagen. Der glaubte im Dämmer der Bar seinen Feind zu erkennen und jagte „Bummer Dan“ ohne Zögern eine Kugel in den Leib.

Diesmal wollen die Bürger Deadwoods alles richtig machen. Drei Tage dauert der Prozess, Seth Bullock fällt die Aufgabe zu, die Geschworenen einzuberufen. Sämtliche Anwälte, die sich in Deadwood niedergelassen haben, nehmen an der Verhandlung teil, drei auf Seiten der Anklage, drei als Verteidiger,

einer unterstützt das Gericht. Am Ende, nach dreieinhalbstündiger Beratung, erkennen die Geschworenen zwar wieder auf „nicht schuldig“, aber die Bürger trennen sich in dem beruhigenden Gefühl, dieses Mal wirklich Recht gesprochen zu haben.

Zur gleichen Zeit nehmen in den Wäldern rund um Deadwood die Überfälle der Indianer zu, die um ihre Jagdgründe kämpfen. Am 20. August 1876 sterben drei Goldsucher bei einem Angriff auf die Sioux, außerdem der Prediger Henry Weston Smith, der unter der Woche in einer Sägemühle sein Brot verdiente und sonntags auf einer Kiste an der Main Street das Wort Gottes zu verkündigen pflegte.

Smith war zu Fuß auf dem Weg ins Nachbarcamp, um dort einen Gottesdienst zu halten, als ihn vermutlich ein

Indianer erschoss. Das Komitee kümmert sich um die Bergung der Leichen und die Begräbnisse.

Am gleichen Tag kommt ein Mann namens „Texas Jack“ die Main Street herabgaloppiert, in einer Hand den blutigen Kopf eines getöteten Sioux. Eine Menschenmenge bildet sich um ihn, und Texas Jack, ein Geschäft witternd, tauscht einige Indianerlocken gegen Goldstaub. Auch hier schreitet der Gesundheitsausschuss ein: Die Mitglieder nehmen den Kopf in ihre Obhut und begraben ihn. Texas Jack erhält eine Prämie des Komitees, weil, so Bullock, „das Töten von Indianern der Gesundheit der Gemeinde zuträglich ist“.

Obgleich der Gesundheitsausschuss ganze Arbeit leistet, wird doch der Ruf nach einer offiziellen Führung immer lauter. Eine effektive Verwaltung würde Deadwood einen Platz „auf der Straße in Richtung Wohlstand und Ehre sichern“, schreibt der „Pioneer“.

Obwohl sich jeder darüber im Klaren sein muss, dass die Siedlung nach wie vor illegal auf Indianergebiet liegt, ruft das Komitee am 11. September zur Abstimmung über eine Stadtregierung auf. 1082 Bürger plädieren dafür, nur 57 dagegen – ein Zeichen dafür, wie groß die Sehnsucht nach geordneten Verhältnissen ist. Die Einwohner wählen auch einen Bürgermeister und Richter, einen Polizeichef und vier Stadtverordnete.

Innerhalb eines Monats erlässt die neue Verwaltung eine Vielzahl von Gesetzen und Verordnungen. Brandschutzwächter werden eingesetzt, um alle Öfen und Schornsteine zu überprüfen; wer Abfall auf die Straße kippt, wird mit einer Strafe von bis zu 20 Dollar belegt. Ansteckende Krankheiten müssen gemeldet, Tierkadaver innerhalb von 24 Stunden aus der Stadt geschafft werden.

Der Magistrat erhebt auch Gewerbesteuern: 173 Geschäftsleute gibt es laut Zensus im September in Deadwood – Saloons bezahlen zehn Dollar im Quartal, Schmiede, Bäcker und Zimmerleute fünf, chinesische Wäschereien zehn, Brauer 15 Dollar. Hausierer werden mit 25 Dollar Steuern belegt, um sie von der Stadt fernzuhalten.

Viele Einwohner kritisieren die niedrige Abgabe für die Saloons, doch



»Calamity Jane«

Um sich als Frau frei bewegen zu können, trägt die Abenteurerin oft Männerkleidung. Im Juli 1876 erreicht sie Deadwood. Berühmt wird sie durch ihre Reit- und Schießkünste

die Verwaltung argumentiert, da Alkohol im Reservat ungesetzlich sei, gingen die Schankwirte das Risiko hoher Geldstrafen durch die Bundesbehörden ein.

Die provisorische Stadtverwaltung regiert aber nur kurz. Denn schon im Oktober 1876 zwingt die US-Regierung den Sioux ein neues Abkommen auf: Die Indianer werden darin genötigt, den westlichen Teil ihres Gebiets zu verlassen – die Black Hills gehören nun nicht mehr zum Reservat, sondern zum US-Territorium Dakota.

„Seit uns der Große Vater versprochen hat, dass man uns niemals vertreiben wird, sind wir fünfmal vertrieben worden“, bemerkt einer der Sioux-Verhandlungsführer bitter: „Ihr hättet die Indianer besser auf Räder schnallen sollen, dann könnetet ihr sie hin und herschieben, wie ihr wollt.“

Im Februar 1877 ratifiziert der Kongress in Washington das Abkommen, und Dakota gründet einen neuen Landkreis: Lawrence County, mit Deadwood als Sitz der Verwaltung. In der einst illegalen Goldgräbersiedlung gilt nun das Recht der Vereinigten Staaten von Amerika.

Schon bald beruft die Regierung des Territoriums drei Landräte, einen Richter, einen Staatsanwalt und einen Kämmerer zur Verwaltung des neuen County. Seth Bullock wird als Sheriff vereidigt: der erste offiziell ernannte Gesetzes Hüter Deadwoods.

Das Sheriff-Büro richtet er in seinem Eisenwarenladen ein, ein Teil seines Lagerhauses dient als Gefängnis. Bullock wirbt acht Stellvertreter an und macht sich an die Arbeit. Vieles ist Routine: Diebstähle, Unterschlagungen, Schlägereien. Da er für das ganze County die Verantwortung trägt, ist er oft in den Hills unterwegs, jagt Wegelagerer und Pferdediebe.

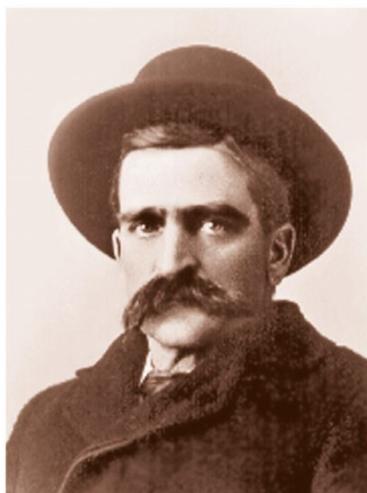
Schnell wird klar, dass mit dem neuen Sheriff nicht zu spaßen ist. Bullock erhebt selten die Stimme, zieht noch seltener die Waffe, aber mit seinem Blick kann er „eine wütende Kobra oder einen

wilden Elefanten niederstarren“, wie die Einwohner sagen. Als zwei Männer in einem Streit um Land einen anderen Mann erschießen, führt er die Täter ab, ohne sie auch nur zu entwaffnen.

Dass sich etwas ändert in Deadwood, kann man an den Verhaftungen ablesen: Im März 1877 sitzt niemand hinter Gittern, im Juli sind es elf Mann, im Oktober 40. Der Magistrat muss ein größeres Gefängnis bauen.

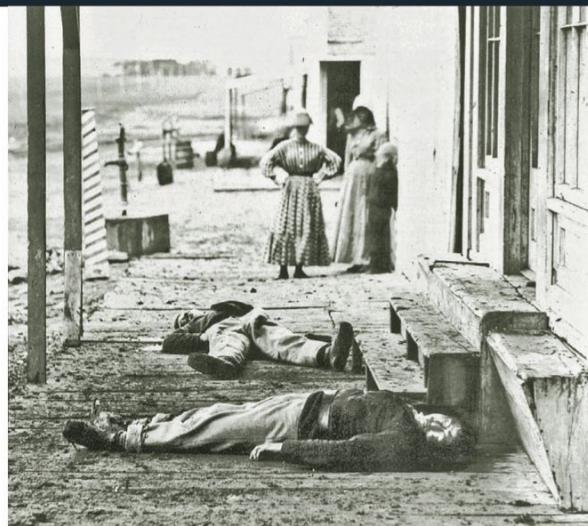
Zu einem ernsten Problem entwickeln sich die *road agents*, die Straßenräuber. Im September 1876 ist die erste Postkutsche in der Stadt eingetroffen, mittlerweile verkehren zwischen Deadwood und Fort Pierre im Osten zehn in jeder Woche. Die Fahrt dauert 36 Stunden. Seit die Indianer die Black Hills verlassen haben, ist es für Verbrecher weniger gefährlich, in den Wäldern abseits der Siedlungen zu kampieren, und so lauern Wegelagerer an den Straßen.

Die lohnendste Beute wäre die Kutsche, die zweimal im Monat das geschürfte Gold aus Deadwood abholt, aber acht bewaffnete Reiter begleiten den Transport, und der Wagen ist gepanzert. Zudem wird das Gold zu Barren von 90 Kilogramm Gewicht zusammen-



Seth Bullock

Der Eisenwarenhändler aus Montana wird im Frühjahr 1877 zum ersten Sheriff Deadwoods vereidigt. Das Gefängnis richtet er in seinem Lagerhaus ein



Zwei Tote liegen nach einem Streit auf dem Gehsteig vor einer Tanzhalle in Kansas. In Deadwood werden 1877 vier Männer getötet – das mörderischste Jahr der Stadtgeschichte

geschmolzen, die ein Reiter abseits der Trails unmöglich fortschaffen kann.

Daher konzentrieren sich die Gangster auf die Passagierkutschen. Am 25. März legt die Bande von „Little Reddy“ McKimie etwas außerhalb Deadwoods einen Hinterhalt. Als der Wagenlenker Johnny Slaughter keine Anzeichen macht, anzuhalten, schießt ihm McKimie mit einer abgesägten Schrotflinte direkt ins Herz. Slaughter stürzt tödlich getroffen vom Kutschbock, die Pferde galoppieren weiter in die Stadt.

Bullock befragt Zeugen und Verdächtige, bis die Spur auf McKimie weist. Der Sheriff verfolgt den Gangster über Wochen bis in den Staat Ohio, aber er kommt zu spät: McKimie ist dort bereits wegen anderer Verbrechen verhaftet worden und wird nicht ausgeliefert.

Nur neuneinhalb Monate lang, bis zum Dezember 1877, dient Bullock als Sheriff, aber in dieser Zeit legt er das Fundament für Recht und Ordnung in dem neuen County.

Der Richter von Deadwood sieht in ihm „den Maßstab, an dem alle Nachfolger gemessen werden sollten“, und die Zeitung schreibt, der Gesetzes Hüter habe den Einwohnern „eine Sicherheit für Leben und Besitz“ beschert, „die bei seinem Amtsantritt unmöglich zu erreichen schien“.

Doch Bullock macht sich auch Feinde. Als die Arbeiter einer Goldmine wegen ausbleibender Löhne in den Streik treten und sich in der Grube verbarrikadieren, setzt er nicht lange auf Verhandlungen, sondern lässt alle Luftschächte abdichten und wirft brennenden Schwefel in den Stollen. Die Dämpfe und der Gestank treiben die Streikenden heraus.

Den Arbeitern in den Bergwerken ist Bullock seither verhasst. Die nächste

so sein Enkel, „dann war er auf der Suche nach seinem Lunch, nicht nach jemandem, den er erschießen konnte.“

Da die Indianer vertrieben sind und die Black Hills ein legaler Teil der USA, wagen sich auch Investoren und Spekulanten nach Deadwood, darunter Geschäftsleute, die sich nicht damit zufriedengeben, in den eisigen Gebirgsbächen Nuggets zu waschen, sondern mit Maschinen und schwerem Minengerät pro-

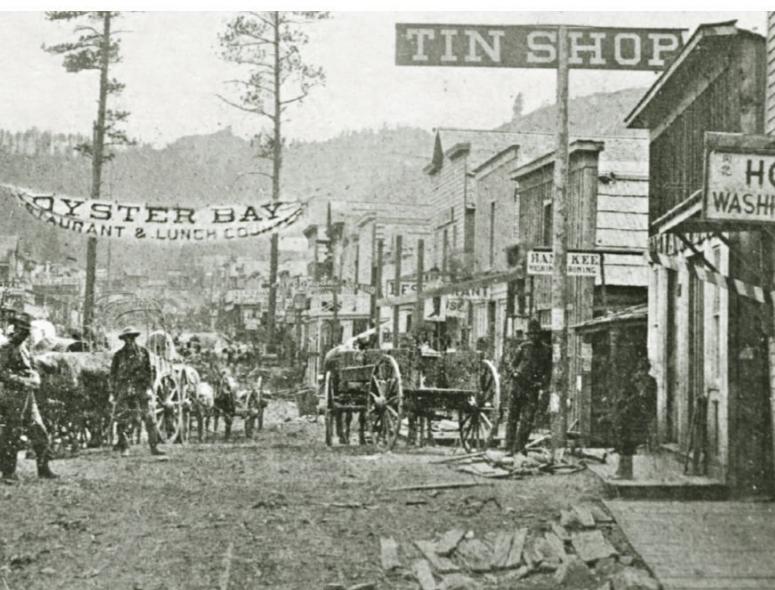
Banken in Deadwood, ein staatliches Postamt, eine Schule, protestantische und katholische Kirchen, eine Feuerwehr, eine Bibliotheksgesellschaft und einen Wohltätigkeitsverein der Damen.

Doch dann, am Abend des 25. September 1879, bricht in einer Bäckerei ein Feuer aus, schlägt auf einen Eisenwarenladen über, in dem große Mengen Sprengstoff lagern, und frisst sich durch die Stadt. Die Bürger fassen, was sie tragen können, fliehen auf die Hügel und starren die Nacht hindurch auf die brennende Stadt. 300 Gebäude sind zerstört, 2000 Menschen obdachlos, das Zentrum an der Main Street ein Haufen Asche.

Das „sündigste Camp der Welt“ existiert nicht mehr. Aber die Bürger von Deadwood wären keine Pioniere, würden sie sich nicht schon am nächsten Morgen an den Wiederaufbau machen.

Ein neuer Ort entsteht, keine Boomtown diesmal, sondern eine solide Stadt aus Ziegeln und Stein, errichtet von Menschen, die entschlossen sind zu bleiben. Wie in den Tagen des Goldrausches brechen sich an den Felswänden von Deadwood Gulch wieder die Schläge der Hämmer, das Sirren von Sägen, die Hiebe der Äxte.

Und irgendwo zwischen den noch rauchenden Trümmern hat ein Mann, dessen Saloon in Flammen aufging, ein Brett auf zwei Fässer genagelt und schenkt in schmutzigen Gläsern Whiskey aus. ♦



Sofort nach seinem Amtsantritt setzt der Sheriff mit acht Stellvertretern Recht und Ordnung durch. Deadwood – nun eine legale Siedlung – wird nach und nach zu einer sicheren Stadt

Wahl zum Sheriff verliert er gegen seinen Herausforderer, der einen Saloon betreibt und Unterstützern reichlich Drinks spendiert.

In den Black Hills kennt jedermann Bullocks Namen. Aber er wird nie zu einer Legende wie Wild Bill Hickok. In seiner Zeit als Gesetzes Hüter erschießt er, anders als Hickok, keinen einzigen Mann, und es findet sich auch kein Reporter, der Bullocks Leben zu einem Mythos umschreibt.

„Wenn er in der Mittagssonne hinaus auf die Straßen von Deadwood trat“,

fessionellen Goldabbau betreiben wollen. Bald bebt die Erde vom unaufhörlichen Stampfen Dutzender Gesteinsmühlen.

Der freie Schürfer, der Goldstaub gegen Whiskey tauschte, verlässt die Gegend – oder er heuert in einem der großen Bergwerke als Kumpel an.

Aber auch brave Arbeiter und Angestellte siedeln sich mit ihren Familien nun in Deadwood an, ziehen in die neuen Viertel an den Hügelflanken: nach Forest Hill an der Westseite der Schlucht, nach Ingleside gegenüber – ordentliche Häuser an ordentlichen Straßen, keine 100 Meter von der Main Street und den Badlands entfernt.

Inzwischen hat die Stadt eine Telegrafenverbindung. Bald gibt es mehrere

Johannes Stempel, 42, ist ein großer Fan der amerikanischen TV-Serie „Deadwood“ aus den Jahren 2004 bis 2006, die in drei Staffeln die Zeit des Goldrausches schildert. Er sagt, auf den Auftrag, die Stadt für GEOEPOCHE zu beschreiben, habe er seit Jahren gewartet.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Watson Parker, „Deadwood: The Golden Years“, University of Nebraska Press: Fundiert und unterhaltsam schildert der Historiker und Deadwood-Spezialist die Geschichte der Stadt in den Jahren 1875–1925. John S. McClintock, „Pioneer Days in the Black Hills“, University of Oklahoma Press: anekdotenreiche Erinnerungen an die frühen Jahre von einem der ersten Männer vor Ort.

WETTLAUF UM EINE



NEUE HEIMAT



1889 ist der Westen der USA nahezu verteilt: Bis zum Pazifik haben Pioniere das Land erschlossen. Die Zeit, in der man nur einen Pflug und eine Axt brauchte, um sich niederzulassen, scheint vorbei. Und so erhoffen sich viele Landsuchende wohl eine letzte Chance, als die Regierung ein riesiges, als »Oklahoma« bekanntes Gebiet zur Besiedlung freigibt. Am 22. April 1889 startet der »Land Run«

— Von CHRISTINA RIETZ

Um bei einem Land Run eines der zuvor abgesteckten Grundstücke zu bekommen, muss man schnell sein. So drängen sich Tausende an den von Soldaten gesicherten Startlinien – und preschen auf ein Signal hin los

U

Ungeduldig sitzt Karl Bornemann im Sattel: Nur noch wenige Minuten! Auch sein Pferd spürt die Anspannung des jungen Reiters, das merkt er. Seit Stunden schon ist er auf den Beinen, neben und hinter sich Tausende andere, Bauern, Cowboys, Veteranen, Bürgerkriegswitwen, ehemalige Sklaven.

Zu Fuß, mit Planwagen, Maultieren, sogar mit Fahrrädern sind sie hierhergekommen, einige sind vor Wochen aufgebrochen, um an diesem 22. April 1889 als Farmer oder als Siedler in einer der zukünftigen Städte ihr Glück zu machen. Der 26-jährige Bornemann hat sich eigens ein neues Pferd gekauft.

Er ist im thüringischen Großwelsbach geboren, in den USA zum Mann geworden und will sich heute 65 der rund 764 000 Hektar sichern, die vor den Pionieren zur Eroberung bereitliegen – eine Fläche halb so groß wie Schleswig-Holstein.

Ein weites, unbesiedeltes Gebiet. Und doch nicht genug für jeden der vermutlich 60 000 Landsuchenden, die sich an diesem Vormittag an vielen Grenzabschnitten, in Zügen und auf umliegenden Bahnhöfen drängen.

Es geht um ein Stück Prärie im Herzen des heutigen Staates Oklahoma, das bis 1866 den Indianerstämmen der Creek und Seminolen gehörte und das sich die Regierung in Washington angeeignet hat, um dorthin irgendwann weitere Ureinwohner umzu-

siedeln. Hier, im Zentrum der USA, zwischen Kansas im Norden und Texas im Süden, liegt das sogenannte Indianer-Territorium: wie ein Flickenteppich zusammengesetzt unter anderem aus den Gebieten der Cherokee, Iowa, Kickapoo und Pottawatomie, der Cheyenne und Arapaho, der Choctaw und der Chickasaw (siehe Karte).

In der Mitte aber gibt es noch diese freie Fläche aus Prärieland und Wäldern, die bislang nur von Eisenbahngleisen durchzogen ist. Und die heute zur Besiedlung freigegeben wird. Offizielle Verordnungen nennen sie *the unassigned lands*, nicht vergebene Gebiete. Bekannt ist das Gebiet jedoch auch als Oklahoma Country, von *okla*, „Volk“, und *humma*, „rot“, in einer Indianersprache.

Unruhig scharren die Pferde und Maultiere mit den Hufen. Viele sind vor Karren, Kutschen oder Planwagen ge-

PUNKTLICH UM ZWÖLF UHR MITTAGS FÄLLT DER STARTSCHUSS

spannt, an denen Schlafrollen, Pfannen und anderes Gerät festgezurrt sind: Manche Siedler haben fast ihren ganzen Besitz mitgebracht, nicht alles passt in



Schon lange vor dem Land Run treffen viele Menschen in der Umgebung des noch unbesiedelten Gebietes ein. In Zeltlagern warten sie tagelang auf den Beginn des Rennens

die Gefährte. Nervös erwarten sie den vielleicht wichtigsten Tag ihres Lebens.

Die Männer haben ihre Jacken und Westen ausgezogen, die Frauen ihre Kleider hochgerafft. Wer eine Uhr besitzt, zieht sie immer wieder aus der Tasche: Schlag zwölf Uhr mittags wird es losgehen, das erste Rennen dieser Größe um Land in der Geschichte der USA.

Oklahoma: die Erde rot, das Gras grün, der Himmel hoch, der Horizont weit. Eine perfekte Verkörperung jenes Versprechens des Wilden Westens, das der Zeitungsverleger Horace Greeley mehr als eine Generation zuvor formuliert hat: „Lungere nicht in den Städten herum! Auf dem Land gibt es Platz und Frische, weit weg von den Massen der Faulenzer und Dummköpfe. Zieh westwärts, bevor du für kein anderes Leben mehr geeignet bist als für das in der Fabrik.“

Doch die Möglichkeiten, dem Ruf „Go West!“ zu folgen, sind seit Greeleys Tagen immer seltener geworden: Inner-

halb weniger Jahrzehnte haben Siedler den Westen der USA urbar gemacht. Mit ihnen sind Spekulanten und Kaufleute gekommen, reiche Investoren von der Ostküste und die Gesellschafter der Eisenbahnkonzerne.

Sie alle besitzen riesige Flächen ehemals öffentlichen Bodens, die sie nach und nach an Farmer verkaufen. Die einst unendlich scheinenden Gebiete westlich des Mississippi, in denen jeder tatkräftige Mann sich mit einer Axt und einem Pflug ein Zuhause schaffen konnte, sind fast vollständig verteilt. Und was noch übrig ist, liegt oft in unfruchtbaren Gegend.

Die Menschen, die sich an diesem Apriltag des Jahres 1889 an den Grenzen des Oklahoma Country drängen, hoffen daher auf eine der letzten Chancen, kostenlos zu Land zu kommen.

Wer ab zwölf Uhr mittags schnell genug reitet, fährt oder rennt, kann eine neue Heimat für sich und seine Familie auf fruchtbarem Boden oder in bester Stadtlage finden. Wer aber zu langsam ist, wird sich mit schlechteren Flächen begnügen müssen. Und für andere wird alles vergebens gewesen sein: die Aufgabe der alten Heimat für das Versprechen auf eine neue. Die Strapazen der Reise, das Warten, die Aufregung. Die Opferung der Ersparnisse für eine Zugfahrkarte aus den Metropolen des Ostens oder aus anderen Staaten des Landes.

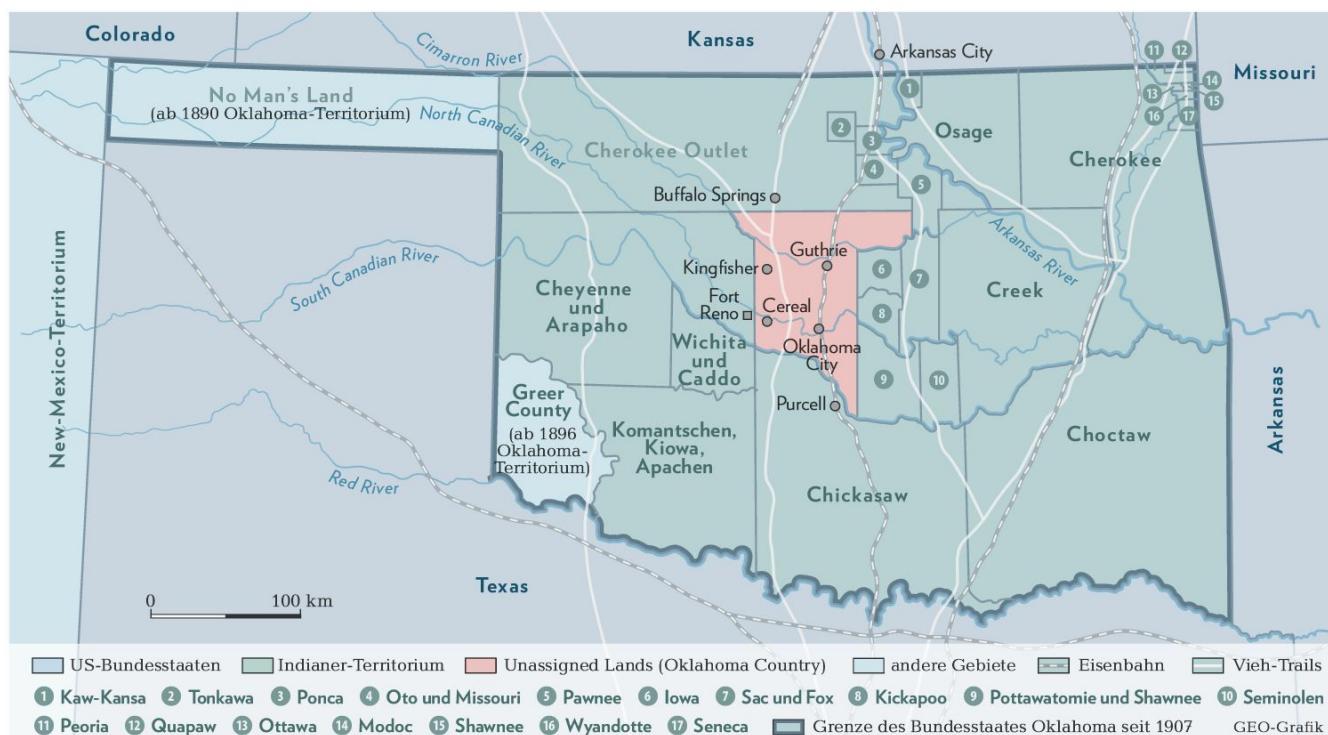
Bergarbeiter aus Pennsylvania können an diesem Tag zu Bauern werden, ledige Frauen zu Grundbesitzerinnen, befreite Sklaven zu ihren eigenen Herren. Kaufleute wollen ihr Geschäft in gerade erst entstehende Städte verlegen – und Einwanderer zu Pionieren werden.

Der Deutsche Karl Bornemann ist als Zehnjähriger zu seinem Onkel in die USA gekommen und arbeitet inzwischen als Cowboy auf einer Ranch im nahen Kansas. Er hat sich dort vom Landfeber anstecken lassen.

Jetzt wartet er bei Fort Reno, einem Militärstützpunkt an der Westgrenze des unbesiedelten Territoriums.

Die Armee soll hier für gerechte Startbedingungen beim Rennen sorgen. Da sie nicht genug Männer hat, um die gesamte Grenze von 500 Kilometern zu überwachen, konzentrieren sich die Soldaten auf acht Orte, an denen sich besonders viele Siedler gesammelt haben: weil dort der Weg zu den attraktiven Plätzen besonders kurz ist – oder weil sie nahe der Grenzstädte in Kansas liegen, Arkansas City etwa, mit Bahnhof an der Eisenbahnlinie, die durch Oklahoma

UNBESIEDELTES LAND IM INDIANER-TERRITORIUM, 1889



1831 beginnen die USA, im Zentrum des Landes Indianerstämme anzusiedeln, die sie aus deren Heimatregionen vertrieben haben. Bis in die 1870er Jahre weisen sie zwischen Texas, Kansas und Arkansas mehr als 30 Völkern neues Land zu. Inmitten dieses gut 160 000 Quadratkilometer großen Territoriums liegen die *unassigned lands* – »nicht vergebene Gebiete«, die die Regierung nach 1866 freihält, um dort bei Bedarf weitere Reservate einzurichten. Doch als immer mehr US-Bürger fordern, das Gebiet für sie zu öffnen, lenkt Washington ein: Im April 1889 wird die 7640 Quadratkilometer große Fläche beim Land Run vergeben

Country führt (wo Bornemann aber der Andrang zu groß war).

In den Tagen vor dem großen Rennen hat die Armee die Siedler durch umliegendes Indianergebiet an die Grenzen der Unassigned Lands eskortiert. Am Tag zuvor, Ostersonntag, haben sie überall in den Camps Gottesdienste abgehalten, Baseball gespielt, Wettrennen veranstaltet, um die Wartezeit zu verkürzen.

Jetzt drängen sich viele bei Fort Reno an der Grenzlinie. Ganz vorn die Reiter, dahinter die kleinen, schnellen und leicht bepackten Wagen, deren Lenker ihre Zügel umklammert halten. Dann die schwereren Planwagen der Familien.

Frauen und Kinder stehen zumeist abseits der Menschenmenge. Sie werden ihre Männer und Väter allein ins Rennen schicken. Auch afroamerikanische Pioniere halten sich im Hintergrund, trauen sich nicht, in der aufgeheizten Atmosphäre des Renntags weißen Siedlern den Platz an der Linie streitig machen.

Die Sonne erreicht ihren Zenit, in Fort Reno donnert eine Kanone, und die Soldaten an allen acht großen Grenzübergängen feuern die Ladungen ihrer Pistolen in den blauen Himmel oder blasen ein Trompetensignal.

Tausende Peitschen sausen durch die Luft. Sporen fahren den Pferden in die Flanken. Es geht los.

Karl Bornemann prescht voran, verschwindet mit den anderen Richtung Wald. Schon auf der ersten Meile kippen Wagen um, splittern Aufhängungen, zerbrechen Achsen. Manche Pferde werfen ihre Reiter ab. Andere Tiere stolpern und brechen sich die Beine.

Ihr Wiehern ist neben den Anfeuerungsrufern der Wagenlenker zu hören, dem Peitschenknallen, den Schüssen, mit denen sie ihre Tiere antreiben.

Im Norden, im Süden, im Osten – überall das gleiche Bild. An der nördlichen Grenze wird ein Mann unter seinem stürzenden Pferd begraben, ein anderer von dem Anfeuerungsschuss eines Wetstreiters tödlich getroffen.

Bornemann kommt durch. Im Galopp biegt er ab, lässt so die Konkurrenten hinter sich und reitet über Bäche und Gräben hinweg, rast an Büschen und Bäumen vorbei. Er sucht nach dem perfekten Claim: möglichst in der Nähe



eines Flusses oder Baches, mit fruchtbarer Erde und gutem Holz.

Schließlich springt er ab und kennzeichnet eine der 65 Hektar großen Parzellen, die bereits vor dem Rennen mit Grenzsteinen markiert worden sind. Vielleicht stößt er dazu einen Holzpfahl in den Boden mit einem weißen Stück Stoff, darauf mit Schablonen gepinselt: „THIS CLAIM IS TAKEN BY KARL BORNEMANN“. Bindet sein Pferd fest, lässt es grasen. Dann beginnt er, Holz zu hauen: Seine Hütte soll knapp vier mal vier Meter groß werden, und er will möglichst weit mit der Arbeit kommen, ehe die Nacht hereinbricht.

Schon nähern sich andere Reiter, rumpeln Wagen heran: Bornemanns neue Nachbarn. Auch sie markieren ihre Grundstücke. Manche stellen ein Zelt auf, andere beginnen bereits, Hütten aus

Um ihren Anspruch sichtbar zu machen und Streitigkeiten mit Konkurrenten vorzubeugen, markieren viele Siedler in den zukünftigen Orten ihre Parzelle mit eilig errichteten Zelten

Wie diese Schmiede wollen auch Ärzte oder Gastwirte von der Besiedlung profitieren. Sofort hängen sie ihre Schilder auf und bieten ihre Dienste unter freiem Himmel an





Glücklich sind all jene, die mit Zelten nach Oklahoma gekommen sind. Andere Siedler müssen im Freien schlafen, bis sie ihre Hütten errichtet haben



Für Anwälte (hier in der Stadt Guthrie) gibt es viel zu tun – häufig kommt es zum Rechtsstreit zwischen Siedlern, die dasselbe Stück Land für sich beanspruchen

Grassoden zu errichten. Kinder laufen zu Bächen, um Wasser zu holen, sammeln Zunder für die Feuer.

Bald liegt über den neuen Lagern Rauch und der Duft von Essen in der Luft. Am Abend sind die Unassigned Lands fast vollständig in Besitz genommen. Oklahoma Country ist besiedelt.

Der Land Run ist das vorläufige Ende des Streits um ein Stück Land, das die weißen Amerikaner seit einiger Zeit immer stärker begehrten. In einem Teil dieser Region hatte die US-Regierung in den 1830er Jahren begonnen, jene Indianer anzusiedeln, die sie im Osten vertrieben hatte. Hier, am Rand der Prärie, nörd-

lich des Red River, endete der „Pfad der Tränen“ der Cherokee, Creek, Choctaw, Seminolen und Chickasaw (siehe Seite 40). Um Platz für die Neuankömmlinge zu schaffen, zwang die US-Regierung mithilfe von Kaufverträgen die ursprünglichen Einwohner, ihre Heimat zu verlassen, und baute Forts, um die neuen Bewohner vor den alten zu schützen.

Doch auch das zugewiesene Land wurde weiter verkleinert. Nach dem Bürgerkrieg mussten die Creek und Seminolen große Teile an die Regierung abtreten: das Gebiet der Unassigned Lands.

Zur gleichen Zeit tauchte erstmals der Name „Oklahoma“ in offiziellen Dokumenten auf: Indianer und US-Regierung verwendeten ihn für ein geplantes Territorium, zu dem sie mehrere Indianergebiete zusammenfassen wollten (der Plan wurde nie umgesetzt).

Doch niemand weiß, wer den Begriff erstmals ausgerechnet für jene knapp 800 000 Hektar benutzt, die nun im Land Run geöffnet werden sollen.

Möglicherweise war es jener Mann, der sich Ende der 1870er Jahre öffentlich die meisten Gedanken über die Zukunft des Gebiets machte: Elias C. Boudinot. Der Sohn eines Cherokee war Journalist und Anwalt, arbeitete außerdem in Washington als Eisenbahnlobbyist.

In einem Leserbrief warb er im Februar 1879 in der „Chicago Times“ dafür, dass sich die Indianer der Außenwelt öffnen müssten, die US-Staatsbürgerschaft annehmen und sich anpassen. Er sprach sich für eine Freigabe der Unassigned Lands aus und warnte davor, dass eine aggressive weiße Bevölkerung die Frage nach dem Besitz dieser fruchtbaren Fläche mitten im Indianer-Territorium auch ohne Washington lösen werde.

Tatsächlich hatte das Gebiet längst Begehrlichkeiten geweckt: Cowboys, die Herden nach Kansas trieben, kannten seine saftigen Weiden. Eisenbahnarbeiter, die Schienen verlegten, berichteten vermutlich von dem weiten, freien Land.

Boudinots Leserbrief, oft nachgedruckt, fand deshalb großen Zuspruch. So auch bei David L. Payne aus Kansas.

Im Frühjahr 1880 schlich sich Payne mit 153 Gefolgsläutern illegal in die Unassigned Lands und markierte den



Grundriss einer Stadt, doch die im benachbarten Fort Reno stationierte Kavallerie eskortierte sie zurück nach Kansas.

Im Juli drang Payne mit Gleichgesinnten erneut in das Sperrgebiet ein. Wieder stellte ihn die Armee, es folgte ein Prozess, der Payne wohl nur recht war. Der Richter verhängte zwar eine Strafe von 1000 Dollar, die Aktion aber bekam die gewünschte Beachtung: Die Presse berichtete darüber, Paynes Anliegen gewann an Aufmerksamkeit.

Als er 1884 an Herzversagen starb, machten seine Männer ohne ihn weiter: Immer wieder wurden sie in dem gesperrten Gebiet festgenommen. In Artikeln und Flugblättern beschrieben sie Oklahoma als „Garten Eden“ mit mildem Klima, reichlich Wasser, Holz und grünem Gras das ganze Jahr über.

Die Indianer rund um die Unassigned Lands sahen die Propaganda mit Sorge. Sie fürchteten, dass Siedler auch ihre Gebiete bald für sich beanspruchen würden. Mittlerweile hatten in dem an das Indianer-Territorium angrenzenden Staat Kansas Tausende Nachahmer Paynes Lager aufgeschlagen und forderten immer vehementer die Öffnung Oklahomas. Der

Druck auf Washington nahm zu, in dieser Frage endlich zu handeln.

m März 1889 verabschiedet der Kongress ein Gesetz, das eigentlich die jährlichen Geld- und Warenlieferungen für Indianer bewilligen soll. Ein Absatz aber behandelt die zu zahlende Entschädigungssumme an die Creek und Seminolen (als ursprüngliche Eigentümer der Unassigned Lands) und macht so eine Öffnung des Oklahoma Country für Siedler nach den Regeln des „Homestead Act“ möglich.

Diese Verordnung legt seit 1862 fest, dass alle US-Bürger (und Immig-

Am Morgen des Land Run hat der an einer Bahnstrecke gelegene Ort Guthrie noch keine Einwohner, acht Stunden später sind es mehr als 10 000

Größe auszusuchen, Männer wie Frauen. Sie müssen nur mindestens 21 Jahre alt sein oder einem Haushalt vorstehen. Anschließend müssen sie mindestens fünf Jahre auf dem Grundstück leben, das Land bestellen und dort eine Heimstatt (engl. *homestead*) bauen. Dann gehört ihnen der Boden – gegen eine kleine Verwaltungsgebühr. Oder sie kaufen das Land bereits nach sechs Monaten für 200 Dollar.

Am 23. März 1889 veröffentlicht US-Präsident Benjamin Harrison eine Proklamation: In genau 30 Tagen dürfen die Unassigned Lands besiedelt werden. Wer dies vorher versucht, verliert sein Recht auf Landnahme. Die Ankündigung versetzt die Nation in Aufregung: Während

INNERHALB EINES TAGES ENTSTEHT EINE NEUE STADT

ranten, die Staatsbürger werden wollen das Recht haben, sich auf öffentlichem Land, das zur Besiedlung freigegeben wird, ein Grundstück von 65 Hektar

Zeitungen im ganzen Land einen bei-spiellosen Ansturm beschreiben und ihn damit noch befeuern, teilen offizielle Vermesser das Land in Parzellen ein, Grenzsteine markieren die jeweiligen Claims. Ein Landsuchender muss nur noch einen Stock oder eine Fahne mit seinem Namen in den Grund rammen und sein Land registrieren lassen.

Städte. In Arkansas City in Kansas, ein paar Meilen nördlich der Grenze des Indianer-Territoriums, suchen Tausende einen Schlafplatz, entlang des Arkansas River entsteht ein riesiges Lager aus 10 000 Zelten. Viele Landsuchende schließen sich zu Gruppen zusammen, wollen das Rennen gemeinsam bestreiten, um hinterher Nachbarn zu sein.

fen; die Stadt sei so überfüllt gewesen, dass er kaum einen Platz gefunden habe, um seine Decke auszurollen.

Am 22. April sitzt Wicks im ersten Zug, der Arkansas City in Richtung Oklahoma verlässt. Er musste einen Bremser bestechen, um überhaupt noch aufzusteigen zu können. Von Purcell im Süden der Grenze und Arkansas City im Norden fahren am Morgen des Stichtages Züge in das Territorium. Unzählige Siedler ziehen diese Einreise dem Wettlauf vor. Schneller als die anderen aber sind sie nicht in Oklahoma: Erst kurz nach zwölf Uhr wird der erste Zug die Grenze überqueren.

Als während der Eisenbahnfahrt die Felder von Kansas in weite, ungezähmte Prärie übergehen, wird Wicks von der Schönheit der Landschaft und von der Größe seiner Aufgabe ergriffen – so schildert er es später: Er habe sich als Teil einer Bewegung gefühlt, die die Wildnis zivilisieren wollte.

Gegen Mittag gleitet der Zug durch aufgeregten schreiende Siedler hindurch, die Insassen beobachten das Rennen der neben ihnen voranpreschenden Reiter. Dann überquert die Lokomotive den Cimarron River. Für jeden, der eine Landkarte Oklahomas studiert hat, ist die Brücke ein Zeichen: Als Nächstes folgt der Bahnhof von Guthrie. Wicks packt seine Sachen zusammen.

Kurz darauf, 90 Minuten nach dem Startschuss, fährt der Zug in die Station ein. Ein kleines Bahnhofsgebäude, ein Wassertank, ein Schuppen und das hölzerne Katasterbüro, mehr steht noch nicht in Guthrie.

Eigentlich. Tatsächlich aber haben sich in der Nähe des Bahnhofs bereits um acht Uhr morgens Männer versammelt, haben Zelte errichtet und sich die besten Grundstücke gesichert: Es sind illegal eingetroffene Siedler sowie Beamte der US-Regierung und Angestellte der Eisenbahnen, die sich schon vor dem 22. April in Oklahoma aufhalten durften – und ihren Vorteil nun gesetzeswidrig ausgenutzt haben.

Hamilton Wicks wirft sein Bündel aus einem Zugfenster und springt ab. Aus den Türen und Fenstern und von den Dächern der Waggons klettern Sied-



Um das schnell auftretende Verkehrschaos in Guthrie zu bändigen, bespricht der rasch gewählte Stadtrat wenige Tage nach dem Land Run Pläne für ein Straßennetz

Arbeiter errichten Katasterbüros in den Orten Guthrie und Kingfisher, kleinen Eisenbahndepots an der Bahnstrecke durch Oklahoma. Dort sollen sich die Siedler später die Koordinaten ihres jeweiligen Claims eintragen lassen.

In nahezu allen anderen Bundesstaaten der USA machen sich Familien, Ehepaare, Alleinstehende auf den Weg, um am 22. April an den Startlinien zu stehen. In den Tagen vor dem Run überlaufen die Neuankömmlinge die Grenz-

Reporter aus dem ganzen Land reisen an, um von den Vorbereitungen zu berichten. Hotels und Restaurants in Arkansas City verdienen am Rennen, ebenso die Händler der Stadt, bei denen sich die Pioniere vor dem Start mit Getreide, Wasser, Landkarten, Medikamenten, Seife versorgen. Und mit Waffen: Ein Laden allein verkauft 104 Winches-ter-Gewehre und mehrere Pistolen.

Die meisten Siedler aber haben gar nicht vor, Farmer zu werden – Zehntausende wollen sich in den zukünftigen Städten niederlassen. Der Geschäftsmann Hamilton S. Wicks etwa erfährt während eines Aufenthalts in New York von der Landvergabe und beschließt sofort, daran teilzunehmen. Wenige Monate später wird er die Blüte der „magischen Stadt“ Guthrie und die Ereignisse dieser ersten Tage detailliert in einem Artikel beschreiben: Eine Nacht habe er in einem Zelt in Arkansas City geschla-

ler. Schwarz verschmiert krabbeln einige sogar aus dem Kohlewagen.

Weil die Neuankömmlinge sich sicher sind, den ersten Zug genommen zu haben, der Guthrie an diesem Tag erreicht, kommt es sofort zu Konflikten mit jenen Siedlern, die schon morgens illegal Flächen besetzt haben.

Wicks läuft los, bis er auf halbem Weg zwischen Katasterbüro und Bahnhof steht. Er spricht einen Beamten an: Sicherlich werde hier doch eine Straße entlangführen? Ja, bestätigt der, gerade lege er hier vier Eckgrundstücke für ein zukünftiges Holzlager fest.

„Sie werden sich mit dreien begnügen müssen“, ruft Wicks „ich beanspruche diese Ecke für mich!“ Nach einem kurzen Disput mit dem Beamten klappt er ein kleines Feldbett aus, das er mitgebracht hat, stellt es hochkant auf und wirft darüber ein paar Decken – nun ragt auf seinem neuen Grundstück (die Claims in den Städten haben eine Fläche von 325 Quadratmetern) ein improvisiertes Zelt empor.

Kurze Zeit später erreicht auch Hamiltons Bruder den Ort. In den folgenden Stunden bauen die beiden ein richtiges Zelt auf, richten es mit Feldbetten und Decken ein. Sie stellen einen Tagelöhner an, der ihr Grundstück für einen Dollar umpfügt.

Händler, die ihre ersten Waren mitgebracht haben, betreiben von ihren Karren aus Geschäfte. Ärzte und Anwälte hängen sofort Schilder an ihre Planwagen oder bieten ihre Dienste hinter einer Kiste, in einem Zelt an. Vor den Katasterbüros bilden sich Schlangen: Die Siedler wollen ihren Anspruch möglichst schnell schriftlich festhalten lassen.

Als die Sonne untergeht, hat Guthrie – am Morgen nicht mehr als ein Bahnhof und ein paar Zelte – mehr als 10 000 Einwohner. Ähnlich ist es in Oklahoma City, Norman, Kingfisher.

Erste Komitees nehmen in Guthrie die Arbeit auf und suchen zunächst Kandidaten für den zukünftigen Stadtrat aus (der am Tag darauf von den Einwohnern in einer großen Versammlung gewählt wird). Hier und da ragt bereits ein halb errichtetes Holzhaus zwischen den unzähligen Zelten und Lagerfeuern in den Himmel. So viele Freudenschüsse knal-

len in dieser Frühlingsnacht, dass Hamilton Wicks befürchtet, am nächsten Morgen einen Haufen Leichen vorzufinden.

Vielerorts gibt es aber auch Streit. Ein Mitarbeiter des Katasteramts in Oklahoma City wird 1890 schätzen, dass ein Drittel der Parzellen dort illegal in Besitz genommen wurden: Viele Siedler, die das Land nicht mit späteren Ankömmlingen teilen wollten, waren schon vorzeitig in den Distrikt eingedrungen, hatten sich versteckt und eine große Anzahl Grundstücke schon vor dem Startschuss besetzt.

Die legalen Siedler verklagen die Frühstarter – doch die helfen sich gegenseitig vor Gericht, bezeugen einander, nicht vor zwölf Uhr im Land gewesen zu sein. In anderen Fällen ist oft nicht klar, wer einen Claim zuerst betreten hat, da Bäume und Hügel eine Übersicht unmöglich machen. Die Prozesse beschäftigen die Justiz jahrelang. Manche Fälle erreichen sogar den Supreme Court in der Hauptstadt Washington.

Und es kommt auch zu Morden. So treffen US-Marshals 14 Meilen westlich von Oklahoma City auf einen nervösen Mann, der gerade eine Hütte baut. Nicht weit entfernt entdecken sie ein frisches Grab. Der Siedler gesteht: So schnell sei er beim Rennen geritten, dass sein Pferd fast zusammengebrochen war – und musste dann auf dem Claim einen illegalen entdecken. Vor Wut habe er ihn in den Kopf geschossen.

Karl Bornemann macht niemand sein Grundstück streitig, doch der Anfang in Oklahoma ist trotzdem hart: Jetzt, Ende April, ist es zum Aussäen von Getreide bereits zu spät. Im ersten Herbst können viele Pioniere ausschließlich Rüben ernten. Auch in den folgenden Jahren haben die Farmer Probleme. Dürren verringern die Erträge.

Beim Landversprechen des Homestead Act haben sich die Politiker eher an der Größe eines typischen Bauernhofs



Viele Streitigkeiten werden allerdings auch einfach mit Waffengewalt gelöst, vor allem außerhalb der jungen Städte, in denen Soldaten die Ordnung aufrechterhalten. In der offenen Prärie fernab aller Zeugen reicht meist schon eine gezogene Pistole, um einen Claim zu erobern.

Siedler vor ihrer neu errichteten Hütte. Fünf Jahre lang müssen sie auf ihrem Grundstück leben und das Land bestellen – erst dann gehört ihnen der Boden endgültig



im Osten der USA orientiert. Um aber auf dem vielerorts trockenen Boden im Westen von der eigenen Scholle zu leben, sind 65 Hektar oft zu wenig.

In Oklahoma bleibt nur die Hälfte der Siedler länger in ihrer neuen Heimat. Karl Bornemann und seine Nachbarn helfen sich gegenseitig. In der Nähe seines Claims entsteht in kurzer Zeit die Siedlung Cereal. Gemeinsam errichten die Pioniere dort eine Schule, bauen eine kleine Sägemühle.

Bornemann verkauft geschnittenes Präriegras und Heu in der Stadt, um sich etwas Geld zu verdienen. Auf seinem Land versucht er Mais, Weizen, Rüben und Hafer anzubauen und erhält am 16. November 1894 die Urkunde, die seinen Besitz beglaubigt. Das Zertifikat

Weil Eisenbahnzüge zugeschnittene Holzbalken herbringen, dauert es nur einige Tage, bis die ersten Holzhäuser stehen – wie hier in Guthrie

100 Tage nach dem Land Run ist der Verkehr in Guthrie geregelt, gibt es in der neu gegründeten Stadt zwei Kirchen, fünf Banken und 15 Hotels

trägt die Nummer 638. Ein paar Jahre später kann er mit seinem Land sogar eine Familie ernähren: 1902 heiratet er, wird Vater von sechs Kindern (und veröffentlicht später seine Erlebnisse beim Land Run).

Hamilton Wicks schaut Guthrie beim Wachsen zu. Züge bringen Ziegel, Holz, Balken schon zugeschnitten und gefräst, sodass sie nur noch zusammenge Nageln werden müssen.

Nach gut 100 Tagen führen breite Straßen durch die Stadt, stehen bereits einzelne Gebäude aus Stein zwischen den Holzhäusern, sind Parks angelegt, verfügt Guthrie über elektrisches Licht, hat fünf Banken, 15 Hotels, 97 Restaurants und Pensionen, 13 Bäcker, vier Geschäfte für Schusswaffen sowie zwei Kirchen. Drei Tageszeitungen erscheinen, eine Straßenbahn ist in Planung.

Wicks wird bis 1897 in Guthrie bleiben. Später zieht er nach New York, wo er zwei Jahre darauf stirbt.

Nach dem Oklahoma Land Run von 1889 öffnet die US-Regierung auch andere Gebiete für diese Form der Besiedlung. In den folgenden Jahren wird den umliegenden Indianerstämmen – genau wie die es befürchtet hatten – weiteres Land abgepresst, für Wettrennen freigegeben, zugeteilt oder verlost, die letzten Flächen im Jahr 1906. Nur die





fünf in den 1820er und 1830er Jahren aus dem Osten angesiedelten Stämme behalten ihre Gebiete. Der große Rest des ehemaligen Indianer-Territoriums trägt mittlerweile den Namen „Oklahoma Territory“.

Insgesamt verteilen die USA unter dem „Homestead Act“ mehrere Millionen Hektar. Und obwohl der Großteil des Westens auf andere Weise besiedelt wird, schafft die kostenlose Landvergabe fast 400 000 Farmen.

Auch viele Witwen und ledige Frauen sichern sich Claims. Eine der bekanntesten Pionierinnen ist eine frühere Reporterin namens Nannita Daisey. Sie war für zwei Zeitungen nach Oklahoma gereist, beobachtete das Rennen vom Zug aus und war so begeistert, dass sie spontan

absprang und ein Grundstück markierte. Im Streit mit einem Mitbewerber zog sie ihren Revolver, es kam zum Schusswechsel, die Journalistin wurde am Arm verletzt – konnte ihren Claim aber behaupten.

BALD GIBT ES SOGAR PLÄNE FÜR EINE STRASSENBAHN

In den folgenden Land Runs unterstützt Nannita Daisey andere ledige Frauen bei der Grundstückssuche und wird so zu einer regionalen Berühmtheit.

Für viele der im Bürgerkrieg befreiten Sklaven sind die Wettrennen um Claims eine Chance auf eigenes Land. Sie gründen Siedlungen, die allein von Schwarzen bewohnt und verwaltet werden. Von den afroamerikanischen Teilnehmern beim Oklahoma Land Run im April 1889 können aber nur 36 eigene Claims behaupten.

Die Geschichte von Karl Bornemann, Hamilton Wicks und all den anderen wird Künstler schon bald zu Büchern, Filmen, Musicals inspirieren. Denn das spektakuläre Rennen um Land birgt in sich vieles, was den Mythos des Wilden Westens ausmacht, im Guten wie im Schlechten: den Aufbau westlicher Zivilisation in scheinbar unberührter Natur, die Verdrängung der Indianer, die Gründung neuer Gemein-



Den amerikanischen Unabhängigkeitstag feiern Guthries Bewohner am 4. Juli 1889 mit einem Straßenfest. Doch da Oklahomas Böden karger sind als erwartet, werden viele Siedler ihre neue Heimat bald wieder verlassen

schaften fernab von der Regierung in Washington. Vor allem aber das Streben nach Glück, das in der Verfassung garantierte Recht jedes Amerikaners.

Dabei erleben die Teilnehmer am Oklahoma Land Run von 1889 bereits die letzten Tage des Wilden Westens – zumindest offiziell. Ein Jahr darauf ermittelt die Zensusbehörde in Washington, dass es so gut wie keine *frontier* mehr gibt:

jenes dünn besiedelte Gebiet zwischen erschlossenem Land und Wildnis, das die Amerikaner immer weiter Richtung Rocky Mountains verschoben haben, bis die Lücke zur zuvor besiedelten Pazifikküste geschlossen und der Kontinent in seiner ganzen Breite unterworfen, verkauft, bebaut war (oder zumindest erforscht und vermessen).

Im Dezember 1890 massakrieren US-Soldaten mehr als 150 Sioux-Indianer, darunter viele Frauen und Kinder, an einem kleinen Fluss namens Wounded Knee in dem Reservat Pine Ridge – und demonstrieren damit, dass sie keinen Widerstand der Ureinwohner dulden. Dieses Blutbad ist der Schlusspunkt der Kriege gegen die Indianer im Wilden Westen.

Gut 90 Jahre zuvor, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, rechneten wohl die wenigsten Menschen damit, dass ihre Nachfahren nicht einmal vier Generationen benötigen würden, um sich dieses riesige Gebiet untertan zu machen und den Großteil des Landes westlich des Mississippi innerhalb weniger Jahrzehnte zu besiedeln (immerhin hatten weiße Siedler für die vergleichsweise kurze Strecke von der Atlantikküste bis zum Gebirgszug der Appalachen mehr als 150 Jahre gebraucht).

1890 hat das Eisenbahnnetz der USA bereits eine Länge von 280 000 Kilometern, brauchen Reisende nur noch wenige Tage für die Bahnfahrt von New York nach San Francisco, ist das ehemalige kleine Missionsstädtchen am Pazifik zu einer Metropole mit rund 300 000 Einwohnern angewachsen.

Groß gemacht haben die Stadt Goldsucher. Sie stehen aber längst nicht mehr in den Bächen des Westens, um Edelmetall zu sieben: Inzwischen haben große Unternehmen Stollen in die Berge getrieben, lassen Arbeiter nach Erz und Kohle schürfen.

Anderswo, etwa in Texas, findet eine neue Generation von Abenteurern Öl, auch in Oklahoma: 20 riesige Ölfelder entstehen in den folgenden Jahrzehnten in dem ehemaligen Prärieland.

Das schwarze Gold ist die neue Ware der *boom and bust economy* des Westens, des Wechsels aus Rausch und Ernüchterung, der Siedlungen plötzlich

im Nichts entstehen und wieder zu Geisterstädten absterben lässt. Es ist aber auch der Treibstoff einer neuen Epoche. Die Landwirtschaft wird industrialisiert, Zäune zerschneiden die Weiden, über die einst Cowboys ihre Herden trieben. Die Zahl der US-Bürger nimmt zwischen 1850 und 1890 von 23 auf knapp 63 Millionen zu. Und schon bald werden die Vereinigten Staaten zur führenden Wirtschaftsmacht des Planeten aufsteigen.

Schon immer hat der Westen die Amerikaner fasziniert, sie haben die Abenteuer der Trapper gelesen, später die Groschenromane über Cowboys, sie zahlten bereits Eintritt für „Buffalo Bill's Wild West“-Show des früheren Kavallerie-Kundschafter William Cody, als in manchen Teilen des Landes noch die letzten Bisons gejagt und blutige Feldzüge gegen Indianer geführt wurden.

Jetzt aber, um 1900, beginnt die endgültige Verklärung des Wilden Westens. Schulklassen werden auf die Spuren der Pioniere geschickt, Museumsdörfer errichtet, die junge Filmindustrie erfindet den Western und seinen Helden, den unerschrockenen, freien Cowboy.

Jene Nation, die gerade zur modernsten der Welt wird, scheint sich zurückzusehnen nach einfacheren Tagen, als das Versprechen des Glücks aus einer mit Grassoden bedeckten Hütte bestehen konnte, aus einem Stück Land Richtung Sonnenuntergang, bereit für die Tüchtigen, die es sich nehmen – so wie die Pioniere des Land Run.

Gemeinsam mit den angrenzenden Indianergebieten wird Oklahoma 1907 der 46. Bundesstaat der USA, 18 Jahre nach dem Wettrennen um Land.

Hauptstadt wird eine ehemalige Bahnstation namens Guthrie. ⚡

Christina Rietz, 29, ist Journalistin in Köln.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Stan Hoig, „The Oklahoma Land Rush of 1889“: Detaillierte Beschreibungen zeichnen ein facettenreiches Bild der Landnahme. Charles Goins, Danney Goble, „Historical Atlas of Oklahoma“, University of Oklahoma Press: Umfangreiche Sammlung von Karten und Aufsätzen zur Geschichte Oklahomas von den Anfängen bis heute.

Go West!

Kaum mehr als 100 Jahre brauchen die USA, um sich Nordamerika von Küste zu Küste zu unterwerfen, Städte zu gründen, Eisenbahnen zu bauen, das Land aufzuteilen. Und den Widerstand der Ureinwohner zu ersticken — Von ANDREAS SEDLMAIR

1776

4. Juli. 13 britische Kolonien an der Ostküste Nordamerikas verkünden ihre Unabhängigkeit vom europäischen Mutterland und schließen sich zu den Vereinigten Staaten von Amerika zusammen. Nach militärischen Niederlagen muss Großbritannien 1783 die USA anerkennen und dem neuen Staat zusätzliche Gebiete zugestehen. Dessen Territorium erstreckt sich fortan von der Atlantikküste bis zum Lauf des Mississippi und umfasst damit ein viel größeres Territorium als das der ursprünglichen 13 Kolonien. Während nördlich der USA, im heutigen Kanada, weiterhin die Briten herrschen, wird der Rest Nordamerikas überwiegend von Spanien beansprucht. Über den gesamten Kontinent verteilt leben zahlreiche Stämme von Ureinwohnern, von den Europäern „Indianer“ genannt.

1785

20. Mai. Die „Land Ordinance“ regelt, wie Land, das nicht zu den ursprünglichen Kolonien gehört hat, zu verteilen ist. Fortan werden alle neu vermessenen Territorien schach-

brettartig in einzelne Quadratmeilen aufgeteilt, die anschließend zumeist versteigert werden – Mindestgebot 640, ab 1796 sogar 1280 Dollar. Gewaltige Summen, die sich nur für Spekulanten lohnen; sie kaufen von nun an riesige Teile des Westens auf. Der Konflikt zwischen ihnen und den Kleinbauern, die unbesiedeltes Land oft einfach besetzen, beschäftigt die USA bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

1787

13. Juli. Der Kontinentalkongress, das höchste Gremium der USA, verabschiedet ein Gesetz, das

den Umgang mit einem Gebiet im noch kaum von Weißen besiedelten Nordwesten der USA regelt (entspricht etwa den heutigen Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Michigan und Wisconsin). Die Region soll in mehrere Territorien unterteilt werden, die ab einer gewissen Bevölkerungszahl eine eigene Vertretung wählen und schließlich der Union als Staaten beitreten dürfen. Dieses Verfahren, durch das neu erlangte Gebiete nach einer Übergangszeit als gleichberechtigte Mitglieder in den Gesamtstaat integriert werden, dient in den folgenden 125 Jahren als Muster



Western gehören zu den populären Genres, die Hollywood erfunden hat und immer wieder neu belebt. Oft haben sie einen wahren Kern, so wie »Red River« (1948), in dem John Wayne und Montgomery Clift recht authentisch den Alltag der Cowboys darstellen

für die Entstehung nahezu aller neuen US-Staaten.

1803

30. April. „Louisiana Purchase“: Für 15 Millionen Dollar verkauft Frankreich die nur drei Jahre zuvor von Spanien erworbene Provinz Louisiana an die USA – und damit fast das gesamte Gebiet zwischen dem Mississippi und den Rocky Mountains südlich der verbliebenen britischen Besitzungen in Nordamerika. Durch den Erwerb des rund 2,1 Millionen Quadratkilometer großen, fast ausschließlich von Indianern bewohnten Territoriums können die USA ihr Staatsgebiet nahezu verdoppeln. Während die Amerikaner bislang eher die Region zwischen den Appalachen und dem Mississippi als „Westen“ bezeichnet haben, bezieht sich der Begriff nun immer häufiger auf das Gebiet jenseits des Mississippi. Auch die frontier, die sich allmählich gen Westen verschiebende Grenze zwischen der weißen „Zivilisation“ und der von Indianern bewohnten „Wildnis“, wird jetzt westlich des Stromes verortet.

1804

14. Mai. Nahe St. Louis bricht eine von den Offizieren Meriwether Lewis und William Clark geleitete, rund 40-köpfige Gruppe zu einer Forschungsreise in den Westen des Kontinents auf. Im Auftrag des Präsidenten Thomas Jefferson sollen sie geographische Erkenntnisse über die Gebiete zwischen Mississippi und Pazifik gewinnen. Lewis und Clark befahren den Missouri, überqueren die Rocky Mountains und gelangen auf verschiedenen Flussläufen an die Küste des heutigen Oregon. Im September 1806 kehren die Entdecker zurück. Die Expedition ist der erste bedeutende Schritt auf dem Wege zur Erschließung des amerikanischen Westens durch die USA. Der Reise der Forscher folgt jedoch zunächst keine größere Siedlerbewegung. Lediglich Fellhändler und Fallensteller (trapper) machen sich in den folgenden Jahren in den pelzreichen Westen des Landes auf.

1819

12. Februar. Spanien und die USA einigen sich über den Grenzverlauf

zwischen ihren Territorien. Die Regelung gesteht Spanien umstrittene Regionen im heutigen Texas zu; dafür gibt Madrid unter anderem seine Ansprüche auf alle Gebiete nördlich des 42. Breitengrades und damit auf das spätere Oregon-Territorium auf.

1821

24. August. Nach einem elfjährigen Unabhängigkeitskampf erkennt ein Vertreter Spaniens im Vertrag von Córdoba die Souveränität Mexikos an.

1824

März. Durch Hinweise von Indianern entdeckt der Trapper Jedediah Smith den South Pass im heutigen Wyoming, einen gut 30 Kilometer breiten Bergsattel, über den sich die Rocky Mountains bequem queren lassen. Zwar haben andere Pelzhändler den Pass bereits 1812 genutzt, doch erst Smiths Erkundung macht ihn als Tor nach Oregon und Kalifornien allgemein bekannt.

um 1822

300 US-amerikanische Siedlerfamilien lassen sich im Osten der mexikanischen Provinz Texas nieder. Die Regierung in Mexiko-Stadt hofft, mit Hilfe der Siedler den nur spärlich bevölkerten Nordosten ihres Staates entwickeln zu können. In den folgenden Jahren ziehen Tausende US-Bürger in Siedlerkolonien, sodass der Anteil der englischsprachigen *Texians* den der Spanisch



Die Serie »Hell on Wheels« (seit 2011) spielt während des Baus der **transkontinentalen Eisenbahn**. Fiktive Handlung vor historischer Kulisse

sprechenden *Tejanos* schon bald um ein Vielfaches übersteigt.

1830

26. Mai. Mit einer knappen Mehrheit verabschiedet das Repräsentantenhaus den „Indian Removal Act“. Das Gesetz erlaubt es der Regierung, sämtliche Indianerstämme, die noch östlich des Mississippi leben, in Regionen westlich des Stroms umzusiedeln, vor allem ins heutige Oklahoma, und das Land der Ureinwohner an Weiße zu verteilen.

1834

30. Juni. Ein Gesetz erklärt alle zu den USA gehörenden Gebiete westlich des Mississippi (mit Ausnahme der Staaten Louisiana und Missouri sowie des Arkansas-Territoriums) zu „Indianerland“, das niemand den Ureinwohnern ohne Zustimmung der US-Regierung abkaufen oder wegnehmen darf. Zudem braucht jeder Weiße, der in ihrem Land Handel treiben oder jagen will, eine offizielle Erlaubnis.

1835

3. November. Als eine Versammlung in der texanischen Siedlerkolonie San Felipe de Austin gegen die Politik des mexikanischen Diktators Antonio López de Santa Anna protestiert, zieht dieser gegen die Siedler und macht ihre Kämpfer bei Alamo und Goliad nieder. Doch am 21. April 1836 können die Texaner die Mexikaner entscheidend schlagen und so die von ihnen bereits einige Wochen zuvor ausgerufene unabhängige Republik Texas verteidigen. Anders als von den meisten Texanern erhofft, kann sich der US-Kongress jedoch zunächst nicht entschließen, die Republik zu annexieren.

1836

19. Mai. Komantschen und andere Indianer überfallen eine Ansiedlung weißer Farmer in Texas, töten fünf Siedler und entführen zwei Frauen und drei Kinder. Es ist der erste größere Zusammenstoß zwischen diesen Prärieindianern und den immer weiterrückenden

US-amerikanischen Siedlern.

1838

26. Mai. US-Soldaten beginnen damit, mehr als 14 000 Cherokee aus ihren Häusern vor allem in Georgia zu verjagen und in Sammellagern zusammenzutreiben. Zwei-einhalb Jahre zuvor hat eine nicht autorisierte Minderheit des Stammes der Umsiedlung in ein Gebiet westlich des Mississippi zugestimmt. Die auf ihrem Land verbliebene Mehrheit der Cherokee, die den Vertrag nie akzeptiert hat, wird nun gewaltsam zur Emigration und Aufgabe ihres Landbesitzes gezwungen. Im Herbst schicken die Soldaten 13 Trecks von Indianern auf den mehr als 1000 Kilometer langen Marsch ins heutige Oklahoma, auf dem vermutlich 4000 Cherokee umkommen.

1845

15. Juni. Großbritannien und die USA einigen sich auf eine Teilung des „Oregon Country“, das sie seit 1818 offiziell gemeinsam verwaltet haben. Dadurch gebieten die USA nun über eine Fläche von rund 725 000 Quadratkilometern, aus denen später die Staaten Oregon, Washington und Idaho entstehen.

Annektrierung von Texas zugestimmt, das am 29. Dezember 1845 als 28. Staat in die Union aufgenommen wird.

1846

13. Mai. Die USA erklären Mexiko den Krieg, nachdem die Spannungen zwischen den beiden Staaten seit der Annexion von Texas stetig zugenommen haben. Nach harten Kämpfen marschieren die überlegenen US-Truppen im September 1847 in die mexikanische Hauptstadt ein. 1848 muss Mexiko gewaltige Gebiete an die USA abtreten: zusätzlich zu Texas das spätere New Mexico, Arizona, Nevada, Utah und Kalifornien sowie Teile von Wyoming und Colorado. Durch die Zugewinne vergrößert sich das US-Staatsgebiet um zwei Drittel.

15. Juni. Großbritannien und die USA einigen sich auf eine Teilung des „Oregon Country“, das sie seit 1818 offiziell gemeinsam verwaltet haben. Dadurch gebieten die USA nun über eine Fläche von rund 725 000 Quadratkilometern, aus denen später die Staaten Oregon, Washington und Idaho entstehen.

1847

24. Juli. Die ersten 150 Siedler aus Illinois treffen am Ziel ihrer Reise ein, einem Tal im „Great Basin“ zwischen den Rocky Mountains und den Bergen der Sierra Nevada. Sie gehören der „Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage“ an, einer 1830 gegründeten Sekte. Nach Konflikten mit der

Bevölkerung an verschiedenen Orten im Osten der USA wollen die „Mormonen“, wie die Gläubigen nach dem Namen eines ihrer Propheten genannt werden, sich auf einem abgelegenen Gebiet im Westen ansiedeln und ungestört nach ihren eigenen Regeln leben.

1848

24. Januar. In den westlichen Ausläufern der Sierra Nevada wird Gold gefunden. Die Nachricht verbreitet sich rasch und veranlasst Zehntausende dazu, nach Kalifornien zu ziehen und dort ihr Glück zu suchen. Dadurch wird die Zahl der nichtindianischen Kalifornier von etwa 14 000 innerhalb von vier Jahren auf über 250 000 ansteigen. Bereits 1850 wird Kalifornien als 31. Staat in die Union aufgenommen.

1851

September. Rund 10 000 Prärieindianer, unter anderem Sioux, Cheyenne und Crow, versammeln sich in der Nähe von Fort Laramie im heutigen Wyoming, um mit Vertretern der US-Regierung zu verhandeln. Hauptziel der USA ist es, die Ureinwohner von den Trails nach Oregon und Kalifornien fernzuhalten und ihre Kämpfe untereinander zu befrieden. In einem Vertrag werden Stammesgebiete abseits der Überlandrouten festgelegt, dafür erhalten die Indianer jährliche Warenlieferungen im Wert von 50 000 US-Dollar. Zudem müssen sie der Regierung erlauben, in ihrem Gebiet Forts

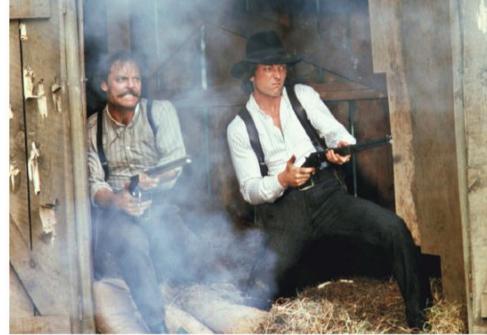
zu errichten und Straßen anzulegen. Das Abkommen markiert die Abkehr der US-Regierung von der Politik der „Permanent Indian Frontier“, die den Großteil der Great Plains als Indianerland vorgesehen hat. In weiteren Vertragsverhandlungen bewegen die US-Behörden die Prärieindianer in den folgenden Jahren dazu, immer mehr Landbesitz abzutreten und sich in Reserve zurückzuziehen, Gebiete unter Regierungsaufsicht.

1853

30. Dezember. In einem Abkommen überlässt Mexiko den USA gegen die Zahlung von zehn Millionen US-Dollar ein knapp 78 000 Quadratkilometer großes Gebiet zwischen Südkalifornien und Westtexas. Damit erlangt der zusammenhängende Hauptteil des Staatsgebietes der USA seine bis heute bestehenden Ausmaße.

1854

22. Mai. Das Repräsentantenhaus beschließt ein Gesetz, durch das Kansas und Nebraska, zwei neue Territorien westlich des Mississippi, geschaffen werden. Damit besteht die Aussicht, in absehbarer Zeit große Teile der Great Plains, die bislang als Indianerland direkt der Bundesregierung unterstanden, in Staaten zu verwandeln. Das „Indian Territory“ wird hingegen auf das Gebiet des heutigen Oklahoma reduziert. Im Norden der USA ruft eine Bestimmung des Gesetzes großen Protest



»Long Riders« (1980) gilt als historisch zutreffendster Film über **Jesse James**. Die Darsteller des Outlaws und seines Bruders sind Geschwister

hervor: Sie sieht vor, die Bevölkerung in den neuen Territorien Kansas und Nebraska per Abstimmung entscheiden zu lassen, ob sie den USA später als sklavenhaltender oder als freier Staat beitreten wollen. Die Debatte um das „Kansas-Nebraska-Gesetz“ verschärft den Konflikt zwischen den Südstaaten der USA, für deren Wirtschaft die Sklavenarbeit von essenzieller Bedeutung ist, und den Nordstaaten, in denen sie seit Jahrzehnten verboten ist. Im Norden verstärkt sich nun der öffentliche Widerstand gegen die Versuche der Südstaaten, die Sklaverei im Westen weiter zu verbreiten.

1858

15. September. In San Francisco macht sich erstmals eine Pferdekutsche der Overland Mail Company auf den 4240 Kilometer weiten Weg nach Tipton in Missouri, zu dieser Zeit Endpunkt der von der Ostküste kommenden Bahnlinien. Nach einer etwa dreiwöchigen Fahrt erreicht das Gefährt sein Ziel.

1861

12. April. Mit Kanonschüssen auf ein US-Fort im Hafen von Charleston, South Carolina, beginnt der Amerikanische Bürgerkrieg. Vier Jahre lang kämpfen nun elf aus der Union ausgetretene konföderierte Staaten gegen die in der Union verbliebenen Nordstaaten. Bis auf Texas, Arkansas und Louisiana stehen alle US-Gebiete westlich des Mississippi auf Seiten des Nordens. Obwohl sich der Konflikt vor allem an der Frage der Ausbreitung der Sklaverei in den neuen Territorien im Westen entzündet hat, werden seine Schlachten im Wesentlichen im Osten der USA ausgefochten. In den Jahren des Bürgerkriegs häufen sich jedoch die Konflikte zwischen Weißen und Prärieindianern: zum einen wegen des starken Zuzugs von Siedlern in Indianergebiete, zum anderen, weil große Teile der US-Armee nun im Bürgerkrieg kämpfen und die Ureinwohner diese Situation für Raubzüge ausnutzen.

1862

28. März. In der Nähe von Santa Fe besiegen Truppen der Nordstaaten eine konföderierte Armee, die zuvor von Texas aus in das New-Mexico-Territorium einmarschiert ist. Nach der Niederlage müssen die Südstaaten ihre Eroberungspläne aufgeben und sich nach Texas zurückziehen.

27. Mai. Präsident Abraham Lincoln unterzeichnet den „Homestead Act“, der es einer großen Zahl von Siedlern ermöglichen soll, gegen die Zahlung einer geringen Gebühr öffentliches Land im Westen in Besitz zu nehmen. Jeder Bürger kann ein Grundstück von 65 Hektar beanspruchen. Wenn er das Land fünf Jahre lang bewohnt und bestellt, darf er es als Privateigentum übernehmen. Auch wenn in den folgenden Jahrzehnten viel Boden an Eisenbahngesellschaften und Landspekulanten statt an kleine Farmer fällt, so verhilft der „Homestead Act“ doch Hunderttausenden Neusiedlern zu einem Stück Land.

1. Juli. Mit dem „Pacific Railway Act“ tritt ein Gesetz in Kraft, das den Bau einer Eisenbahnstrecke zwischen Missouri und dem Pazifik autorisiert und damit eine durchgehende Schienenverbindung zwischen Ost- und Westküste ermöglicht. Zwei Unternehmen sollen sich den staatlichen Auftrag teilen und zeitgleich Schienen verlegen: die Central Pacific von Westen aus, die Union Pacific von Osten. Die US-Regierung sub-

ventioniert das Vorhaben: Die Privatfirmen erhalten umfangreiche staatliche Finanzhilfen; vor allem aber gehen riesige Gebiete öffentlichen Landes entlang der Strecke in die Hand der Eisenbahnunternehmen über.

15. August. Als sich der weiße Verwalter eines Reservates in Minnesota weigert, an hungernde Indianer vom Stamm der Dakota-Sioux Nahrungsmittel auszugeben, erheben sich die Ureinwohner der Region in einem Aufstand, der ersten größeren militärischen Auseinandersetzung der Weißen mit den nördlichen Prärieindianern. Innerhalb der folgenden Wochen kommen mehr als 400 Siedler und Soldaten ums Leben. Erst sechs Wochen später kann die US-Armee die Aufständischen besiegen, im Dezember 1862 werden 38 Indianer zum Tode verurteilt und in einer Massenexekution hingerichtet.

1864

Frühjahr. US-Truppen zwingen 8000 Navajo auf den 500 Kilometer langen Fußmarsch von Arizona in das Reservat Bosque Redondo in New Mexico. Viele Indianer kommen während des Zuges ums Leben, die Übrigen sind in der kargen Umgebung bald vom Hungertod bedroht. Deshalb erlaubt die US-Regierung ihnen 1868, in einen Teil ihres alten Stammeslandes zurückzukehren, den die Navajo bis heute bewohnen.

29. November. Mindestens 150 Indianer sterben, als ein Regiment der US-

Armee ein Lager der Cheyenne am Sand Creek in Colorado überfällt, wohl aus Hass auf die Ureinwohner. Die entfesselten Soldaten töten überwiegend Frauen und Kinder. In den Städten des Ostens löst die Gewalttat Empörung aus. Die Cheyenne rächen sich für das Massaker mit Überfällen auf Siedlerzüge, Ranches und Militärposten.

1867

Etwa 35 000 Rinder aus Texas treffen in Abilene in Kansas ein, von wo aus viele per Bahn in Richtung Osten transportiert werden. Abilene ist die erste einer Reihe von *cattle towns*, die davon profitieren, dass von nun an Rancher aus Texas jedes Jahr gewaltige Rinderherden über die offene Prärie zu den nächstgelegenen Bahnstationen treiben lassen. Für das Vergnügen der berittenen Viehtreiber, die die Herden während des monatelangen Zuges führen und bald Cowboys genannt werden, entstehen in den Cattle Towns zahlreiche Saloons und Bordelle. Die mitunter von

Gewalt geprägte Atmosphäre in Städten wie Abilene oder Dodge City wird schon bald, wie auch die Figur des Cowboys, zu einem zentralen Mythos des amerikanischen Westens, der zunächst in Groschenromanen, später in Hollywoodfilmen verbreitet wird.

21./28. Oktober.

Häuptlinge der Komantschen, der Cheyenne, Arapaho und Kiowa, alleamt nomadische Stämme im südlichen Teil der Great Plains, unterzeichnen am Medicine Lodge Creek in Kansas Verträge, die sie verpflichten, fortan als Farmer in Reservaten abseits der Siedlungsterrien der Weißen zu leben. Das zuvor von den Prärieindianern kontrollierte Gebiet in Nordtexas und angrenzenden Regionen treten sie für eine jährliche Zahlung von 25 000 Dollar an die US-Regierung ab. Lediglich südlich des Arkansas River dürfen sie weiter jagen, solange es dort noch Bisons in ausreichender Anzahl gibt. Ein ähnliches Abkommen schließt die Regierung im Jahr darauf mit den weiter

nördlich lebenden Sioux: Der zweite Vertrag von Fort Laramie legt fest, dass sich das Territorium der Indianer fortan auf die Great Sioux Reservation beschränken soll, ein 101 000 Quadratkilometer umfassendes Gebiet im heutigen South Dakota.

1869

10. Mai. Mit dem Einschlagen eines goldenen Nagels vollenden Vertreter der zwei Eisenbahngesellschaften Central Pacific und Union Pacific am Promontory Summit im Utah-Territorium die erste transkontinentale Bahnstrecke. Die Durchquerung des Kontinents, die zuvor noch mehrere Wochen in Anspruch genommen hat, ist nun innerhalb von zehn Tagen möglich. Bis 1893 entstehen vier weitere Trassen vom Atlantik zum Pazifik. Durch die neuen Verkehrswege beschleunigt sich die Erschließung der noch nicht oder nur kaum von Weißen bewohnten Gebiete des Westens enorm. Vor allem in die einst als für Landwirtschaft ungeeignet eingeschätzten Great Plains zieht es nun immer mehr landhungrige Siedler, denen durch die Zugverbindungen leicht zu erreichende Märkte für ihre Produkte erwachsen sind.

1873

21. Juli. In der Nähe von Adair in Iowa rauben Kriminelle aus Missouri, die bislang vor allem Banken überfallen haben, einen Zug der Chicago, Rock Island and Pacific Railroad aus. Jesse James, der Anführer der Bande, wird

durch seine nun oft gegen Postfirmen wie Wells Fargo & Company gerichteten Verbrechen zum wohl berühmtesten *outlaw* im Westen. Die kriminellen Handlungen dieser „Gesetzlosen“ werden in der US-Öffentlichkeit häufig romantisch überhöht und zum Kampf für Gerechtigkeit stilisiert. Jesse James kann seinen Verfolgern, darunter von Postfirmen beauftragten Detektiven, jahrelang entkommen, doch seine kriminelle Karriere endet 1882, als ihn ein Mitglied seiner Bande in St. Joseph, Missouri, erschießt, um das Kopfgeld zu kassieren.

27. Oktober. Der Farmer Joseph Glidden aus Illinois lässt sich eine Erfindung patentieren, die schon bald die Great Plains verändern wird: den Stacheldraht. War es bis dahin in den weitgehend baumlosen Ebenen nur unter großen Kosten möglich, Zäune zu errichten, so lassen sich durch Gliddens Draht nun große Areale schnell und günstig umgrenzen. Der Stacheldrahtzaun bietet einerseits Farmern die Möglichkeit, ihr Land vor durchziehenden Rinderherden zu schützen, und erlaubt es andererseits Ranchern und Viehgesellschaften, riesige Stücke öffentlichen Landes für die exklusive Nutzung durch ihr eigenes Vieh einzuzäunen, oft ohne rechtliche Grundlage und gegen staatliche Vorschriften. Die Zeit der offenen Prärie geht damit zu Ende, und auch die langen Viehtriebe, die ohnehin durch die zunehmende Ausdehnung des



Eine Liebesgeschichte ist das Thema von »In einem fernen Land« (1992). Den *Oklahoma Land Run* von 1893 zeigt der Film trotzdem wirklichkeitsnah

Bahnnetzes an Bedeutung verloren haben, hören ab etwa 1890 auf.

1874

März. In Nordtexas errichten Fellhändler und professionelle Bisonjäger die befestigte Niederlassung Adobe Walls. Von diesem Stützpunkt aus bejagen sie nun die verbliebenen Bisonherden der südlichen Ebenen und beschleunigen so die Ausrottung der Tiere. Für die Indianer der Region bedeutet dies die Zerstörung ihrer Lebensgrundlage. Schon seit 1871 verfolgen Tausende Jäger die Wildrinder ihrer Felle wegen, die durch ein neues Gerbverfahren industriell genutzt werden können. Ende 1883 ziehen nur noch wenige der einst schätzungsweise 25 Millionen Bisons über die Prärien des Westens.

27. Juni. Rund 250 Komantschen und andere Prärieindianer greifen die Bisonjäger-Niederlassung Adobe Walls an. Sie werden angeführt von Quanah Parker, dem Sohn eines Komantschen-Häuptlings und eines der 1836 von den Indianern entführten weißen Mädchen. Aufgrund ihrer überlegenen Feuerkraft gelingt es den nur 29 Verteidigern, den Angriff der Krieger abzuwehren. Die gescheiterte Attacke ist der Auftakt für den Red River War, einen Konflikt, in dem die letzten in Freiheit verbliebenen Indianer der südlichen Ebenen vergebens dafür kämpfen, ihre ursprüngliche Lebensweise beizubehalten. Im Juni 1875 begibt sich Quanah als

letzter Komantschen-Häuptling in ein Reservat.

30. Juli. Ein Bergmann, der eine militärische Expedition in die Black Hills im Reservat der Sioux begleitet, findet in der Bergregion Gold. Die US-Armee kann den bald darauf einsetzenden Ansturm von Goldsuchern nicht aufhalten, und so entstehen auf dem Indianerland innerhalb der nächsten Jahre illegale Goldgräbercamps und -siedlungen, darunter 1876 das Städtchen Deadwood.

1876

25. Juni. Mehr als 200 Soldaten des 7. Kavallerie-Regiments unter Führung von Oberstleutnant George Armstrong Custer werden getötet, als sie am Little Bighorn River im Südosten des Montana-Territoriums gegen eine

Übermacht von Sioux, Arapaho und Cheyenne kämpfen. Custers Vorstoß war Teil einer Strafaktion gegen mehrere Tausend Prärieindianer unter Führung der Häuptlinge Sitting Bull und Crazy Horse, die sich aus Protest gegen die illegale Besiedlung der Black Hills durch Goldsucher geweigert hatten, in ihr Reservat zurückzukehren. Die Schlacht am Little Bighorn ist einer der wenigen größeren militärischen Erfolge der Ureinwohner über die Weißen. Schon in den folgenden Monaten kann die US-Armee den Widerstand der Krieger brechen und die meisten von ihnen zwingen, ins Reservat zu ziehen.

1878

19. Juli. Nach einer fünfjährigen Belagerung geht

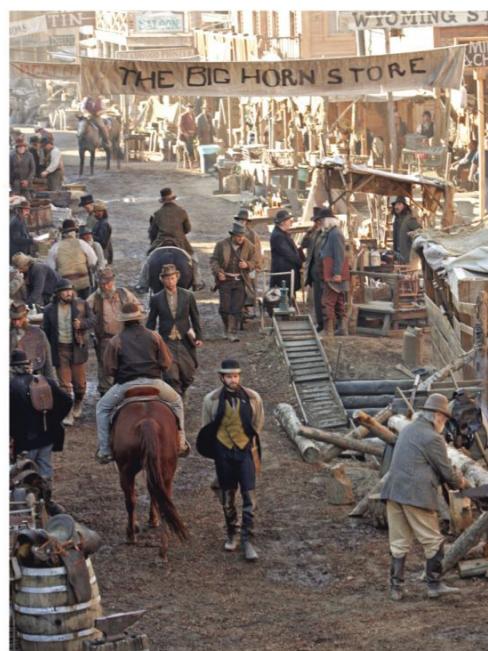
das Haus des Kaufmannes Alexander McSween in Lincoln, New Mexico, in Flammen auf, sein Besitzer wird auf der Flucht erschossen. Der Kampf um das McSween-Anwesen ist der Höhepunkt des „Lincoln County War“, eines Kampfes um politischen Einfluss und wirtschaftliche Macht, in dem sich seit Anfang des Jahres zwei Fraktionen von einflussreichen weißen Geschäftsleuten gegenüberstehen. Zu den angeheuerten gunmen, Revolverhelden, die auf beiden Seiten kämpfen, gehört auch William Henry McCarty, genannt „Billy the Kid“. 1881 erschießt Pat Garrett, der Sheriff des Lincoln County, den mittlerweile im ganzen Land bekannten Outlaw in Fort Sumner, New Mexico.

1886

3. September. Im Arizona-Territorium ergibt sich Geronimo, Führer einer Gruppe von Chiricahua-Apatschen, den US-Truppen. Der von seinem Stamm als spiritueller Heiler verehrte Häuptling ist in den Jahren zuvor mehrmals aus dem Reservat seines Volkes ausgetreten und mit etwa 50 Kriegern auf Raubzüge durch den Südwesten der USA und Nordmexiko gegangen. Nach seiner endgültigen Kapitulation wird Geronimo mit allen Angehörigen seines Stammes, knapp 500 Menschen, gewaltsam nach Florida verschleppt. Ihre Heimat im Südwesten der USA sehen diese Apatschen nie wieder.

1887

8. Februar. Der US-Kongress verabschiedet den „Dawes Act“. Lag der Landbesitz in den Indianerreservaten bislang in den Händen der jeweiligen Stämme, sieht das neue Gesetz vor, jedem männlichen Indianer eine Parzelle zuzuweisen. Die Landaufteilung soll die indianische Stammesstruktur zerstören und so die „Zivilisierung“ der Ureinwohner vorantreiben. Durch das Gesetz gehen gewaltige Gebiete indianischen Landes in die Hände weißer Siedler über: Alle Reservatsflächen, die nach der Verteilung übrig geblieben sind, fallen zunächst an die US-Regierung und werden dann verkauft. Bis 1934 schrumpft der indianische Landbesitz so um fast zwei Drittel.



Große Sorgfalt wurde bei »Deadwood« (2004–06) – der besten Westernserie aller Zeiten – auf die authentische Ausstattung und den Set verwandt

1889

22. April. Um 12.00 Uhr überschreiten etwa 60 000 Menschen die Grenze zu einem 7640 Quadratkilometer großen Gebiet im heutigen Oklahoma, um sich entsprechend den Bestimmungen des „Homestead Act“ in dem unbesiedelten Areal ein Stück öffentlichen Landes anzueignen. Bereits am Abend des Tages ist fast das gesamte „Oklahoma Country“ aufgeteilt. Die US-Regierung hatte das Land – ehemals Eigentum der Indianerstämme Creek und Seminolen – bislang von der Besiedlung ausgenommen, da es als mögliche Reserve für die Umsiedlung weiterer Indianerstämme dienen sollte. Zunehmender öffentlicher Druck hat die Politiker jedoch dazu bewogen, das Areal freizugeben.

1890

29. Dezember. Als bei dem Versuch, am Wounded Knee Creek in South Dakota eine Gruppe von Sioux zu entwaffnen, ein Schuss fällt, eröffnen Soldaten der US-Kavallerie das Feuer aus Gewehren und Artilleriegeschützen. Zwischen 150 und 300 Indianer kommen ums Leben, darunter viele Frauen und Kinder. Die getöteten Ureinwohner waren Anhänger eines Kultes, des „Geistertanzes“. Durch die Ausübung bestimmter Rituale, so die Hoffnung vieler Sioux und anderer Indianer, sei es möglich, die Weißen verschwinden und die Bisons auf die Prärie zurückkehren zu lassen. Das Massaker von

Wounded Knee, ausgelöst auch durch die Angst der Weißen vor der Erweckungsbewegung der Geistertänzer, ist das letzte größere Gefecht zwischen Ureinwohnern und Weißen; die Indianerkriege der USA sind nun endgültig vorbei.

1892

Dezember. Der US-Zensus für 1890 stellt fest, dass mittlerweile auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten alle zuvor noch unbewohnten Landstriche von Siedlungsinseln durchsetzt sind und dass daher nicht mehr von einer Frontier, einer Grenzlinie zwischen der „Wildnis“ und der weißen „Zivilisation“, gesprochen werden kann. Das eher beiläufig formulierte Abrücken der US-Statistiker vom Konzept der Frontier gilt manchen Historikern schon bald als Beleg dafür, dass die die junge Nation über Jahrzehnte prägende Westexpansion der USA nun vorbei ist – und damit auch die Zeit des „Wilden Westens“.

1903

November. Der Regisseur Edwin S. Porter dreht in New Jersey den ersten Western: „The Great Train Robbery“, ein elfminütiger Stummfilm, markiert den Beginn eines der erfolgreichsten Genres der Filmgeschichte – und lässt den „Wilden Westen“ endgültig zu einem Mythos werden. ⚡

Andreas Sedlmair, 49, ist Verifikationsredakteur im Team von GEOEPOCHE.

Gruner + Jahr AG & Co KG,
Druck- und Verlagshaus, Sitz von Verlag und Redaktion:
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.
Postanschrift der Redaktion: Brieffach 24, 20444 Hamburg.
Telefon 040 / 37 03-0, Telefax 040 / 37 03 56 48,
E-Mail (Redaktion): briefe@geo.de;
Internet: www.geo-epoche.de

CHEFREDAKTEUR: Michael Schaper
GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR: Dr. Frank Otto

KONZEPT DIESER AUSGABE: Gesa Gottschalk

ART DIRECTION: Tatjana Lorenz

TEXTREDAKTION: Jens-Rainer Berg, Insa Bethke,

Dr. Anja Fries, Johannes Schneider, Joachim Telgenbücher

AUTOREN: Jörg-Uwe Albig, Cay Rademacher

Freie Mitarbeiter: Isabell Berens, Dr. Ralf Borhert,

Oliver Fischer, Dr. Marion Hombach, Brigitte Jakobetz,

Reymer Klüver, Dr. Matthias Mesenhöller, Martin Paetsch,

Christina Rietz, Christina Schneider, Johannes Stremmel

BILDREDAKTION: Christian Gärgerle,

Roman Rahmacher, Katrin Trautner

Freie Mitarbeiter: Dorit Eichmann, Bob Heinemann,

Katrin Kaldenberg, Edith Wagner

VERIFIKATION: Lenka Brandt, Olaf Mischer,

Alice Passfeld, Andreas Sedlmair

Freie Mitarbeiter: Dr. Eva Danulat, Regina Franke,

Tobias Hamelmann, Claudia Heinzelmüller,

Dr. Dirk Hempel, Carsten Juwig, Fabian Klabunde,

Svenja Muche, Benjamin Will

LAYOUT: Eva Mitsuhs, Timo Zett

Freie Mitarbeiter: Chris Campe

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG: Hanno Scheerer

KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters, Thomas Wachter

SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer, Ralf Schulte

CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Drost

ILLUSTRATION: Tim Wehrmann

HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSSISTENZ: Angelika Fuchs,
Annette Riestenpatt. Freie Mitarbeiter: Anette Brandt
VERANTWORTLICH FÜR DEN REDAKTIONELLEN INHALT: Michael Schaper

VERLAGSGESCHÄFTSFÜHRER: Dr. Frank Stahmer

PUBLISHER: Alexander Schwerin

DIGITAL BUSINESS DIRECTOR: Daniela von Heyl

DIRECTOR BRAND SOLUTIONS:

Heiko Hager / G+J Media Sales

DIRECTOR DISTRIBUTION & SALES:

Torsten Koopmann / DPV Deutscher Pressevertrieb

MARKETING: Simon Hansen

HERSTELLUNG: G+J Herstellung,

Heiko Belitz (Ltg.), Oliver Fehling

ANZEIGENABTEILUNG

Anzeigenverkauf

G+J Media Sales / Direct Sales: Sabine Plath,

Tel. 040 / 37 03 38 89, Fax: 040 / 37 03 53 02

Anzeigendisposition: Kathrin Thoben,

Tel. 040 / 37 03 23 07, Fax: 040 / 37 03 58 87

Es gilt die jeweils gültige Preisliste.

Infos hierzu unter www.gujmedia.de

Heftpreis: 10,00 Euro (mit DVD: 17,50 Euro)

ISBN: 978-3-652-00345-2;

978-3-652-00339-1 (Heft mit DVD)

ISSN-Nr. 1861-6097

© 2014 Gruner + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

Konto 032280000, BLZ 200 700 00

IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00

BIC: DEUTDEHH

Litho: 4mat Media, Hamburg

Druck: Mohn Media Mohndruck GmbH, Gütersloh

Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

Fragen an die Redaktion

Telefon: 01805 / 37 03 20 98, Telefax: 040 / 37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo-epoche.de

Die Redaktion behält sich die Kürzung und Veröffentlichung von Leserbriefen auf www.geo-epoche.de vor.

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

Kundenservice und Bestellungen

Anschrift: GEO Kundenservice, 20080 Hamburg
persönlich erreichbar: Mo–Fr 7.30 bis 20.00 Uhr,
Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

E-Mail: geopoche-service@guj.de

Telefon innerhalb Deutschlands: 040 / 55 55 89 90

Telefon außerhalb Deutschlands: +49 / 40 / 55 55 89 90

Telefax: +49 / 1805 / 86180 02*

GEO-KUNDENSERVICE: www.GEO.de/Kundenservice

Preis Jahresabo: 54,00 € (D), 60,90 € (A), 99,00 sfr (CH)

Abo mit DVD: 94,50 € (D), 105,90 € (A), 174,60 sfr (CH)

Studentenabo: 32,40 € (D), mit DVD: 56,70 € (D)

Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich. Preise für GEOEPOCHE Digital unter www.geo-epoche.de/digital

BESTELLADRESSE FÜR

GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

Kundenservice und Bestellungen

Anschrift: GEO-Versand-Service, 74569 Blaufenfeld

Telefon: +49/40/42236427 Telefax: +49/40/42236427

E-Mail: guj@sigloch.de

*14 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz; Mobilfunkpreis maximal 42 Cent/Minute

FOTOVERMERK NACH SEITEN

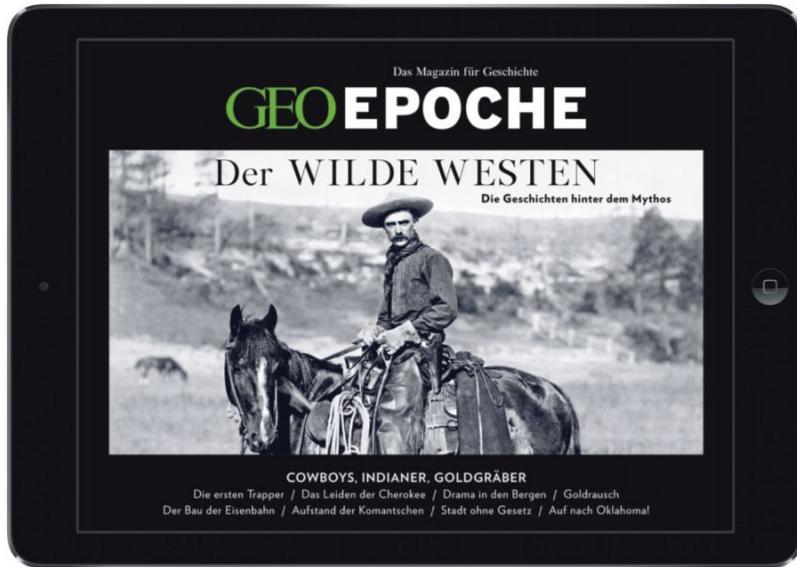
Anordnung im Layout: l = links, r = rechts, o = oben, m = Mitte, u = unten

TITLE: John C. R. Grabill/ullstein bild: 1 **EDITORIAL:** Benne Ochs für GEOEPOCHE; Bob Heinemann für GEOEPOCHE, 3 u. **INHALT:** Nachweise bei den jeweiligen Artikeln **WEITES LAND:** National Archives: 6/1; Nebraska State Historical Society: 8/9, 20/21; John C. H. Grabill Collection: 10/11; Mary Evans Picture Library/Intefoto: 12/13; Library of Congress: 14/15, 18/19; Buyenlarge/Getty Images: 16/17; Denver Public Library: 22/23 **JENSEITS DES MISSISSIPPI:** Bridgeman Art Library: 26/27, 30/31; Everett Collection/dpa Picture-Alliance: 26 m.; Colby College Museum of Art: 28; Library of Congress: 29; akg-images: 32; Manoogian Collection: 33; Christie's Images/Bridgeman Art Library: 34; Karl Bodmer: 36; Haub Family Collection/Tacoma Art Museum: 37 **FAID DER TRÄNEN:** Robert Lindneux/Grainger Collection/ullstein bild: 40/41; Hulton Archive/Getty Images: 42 m.; Bridgeman Art Library: 42 u., 45; Peabody Museum/Harvard University: 43; Du Pont Winterthur Museum, Delaware: 44 o.; McHenry and Hall: 44 u., 49 u.; Smithsonian American Art Museum/Art Resource: 46/47, 50/51; Du Pont Winterthur Museum, Delaware/Intefoto: 47 u.; New Orleans Museum of Art: 48; Newberry Library/mauritius images: 49 m.; Library of Congress: 50 u., 52 **TOD IN DER SIERRA NEVADA:** Granger Collection/ullstein bild: 54/55; Bridgeman Art Library: 56; Ethan Rarick's book/Oxford University Press: 57; Corbis: 58/59 o.; akg-images: 60 o.; The Expedition of the Donner Party/Ellia P. Donner Houghton: 62; D. Joan Helm Jensen Collection: 63; Nebraska State Historical Society: 64 **AM FLUSS DER HOFFNUNG:** L. C. McClure Collection/Denver Public Library: 66/67; Lawrence & Houseworth/New York Public Library: 69 o.; USC Libraries/California Historical Society: 69 o.; DTT Works of Art Ltd: 70; Denver Public Library: 72 o.; National Archives: 72 m.; California State Library: 72 u.; Matthew R. Isenburg Collection: 74 o.; John McWilliams Collection: 74 m.; W. Bruce Lundberg Collection: 74 m.; Mark Koenigsberg Collection: 75 o.; Ammon Carter Museum: 75 m.; Oakland Museum of California: 75 u.; Art Archive/images: 76 o.; Library of Congress: 77 m. **FÜR EINE HANDVOLL DOLLAR:** Library of Congress: 78/79, 81 o., 81 m., 87 o., 87 m.; L. A. Huffman/Gene and Bev Allen Collection: 80/81 o.; Corbis: 82 l.; o., 82 m., 82 r. m. u.; Bridgeman Art Library: 82 l. m., 82 r. m.; B. Björnson Collection/Montana Historical Society: 82 l. m.; Kansas Historical Society: 82 r. o., 84/85; Kirkland Collection: 82 l. m.; Denver Public Library: 82 r. m. m.; I. m. u.; L. A. Huffman: 82 r. u.; William Henry Jackson Collection: 82 r. u.; Getty Images: 83 o.; **WETTLAUF UM EINE NEUE HEIMAT:** Robert E. Cunningham Collection/Oklahoma Historical Society: 150/151, 152 o.; Corbis: 154 u., 155 m.; Bridgeman Art Library: 155 o.; Western History Collections/University of Oklahoma Library: 155 u.; Oklahoma Historical Society: 156, 158, 159 o., 159 u., 160/161; Fotosearch/Getty Images: 157 **GO WEST!**: MGM/Allstar Picture Library: 162; AMC Network Entertainment LLC: 163; United Artists/Allstar Film Archive: 164; Rex Features/action press: 165; HBO/dpa Picture-Art Film Archive: 166; **VORSCHAU:** Jin Lee/Bloomberg via Getty Images **KARTEN:** Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 24/25, 39, 53, 62, 83, 109, 153 Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.

© GEO 2014 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

DIE WELT VON GEO

Neues aus den Redaktionen



GEOEPOCHE Digital

Ab sofort ist *GEOEPOCHE* regelmäßig auch in elektronischer Version erhältlich

Von nun an wird *GEOEPOCHE* seine Ausgaben immer auch als digitale Version anbieten – als eMagazine, grafisch völlig neu aufbereitet für das iPad von Apple. Inhaltlich identisch mit den gedruckten Heften, bieten die eMagazines überdies mehrere eingesprochene Geschichten an, die sich der Benutzer vorlesen lassen kann. Den Auftakt

der regelmäßig erscheinenden eMagazine-Reihe macht „Der Wilde Westen“, sukzessive werden darüber hinaus auch frühere Ausgaben von *GEOEPOCHE* digitalisiert. So kommt am 13. August 2014 neben dem aktuellen Heft ebenfalls „Israel. Die Geschichte des jüdischen Staates“ heraus, das nun in aktualisierter Version vorliegt und kostenlos heruntergeladen



Die *GEOEPOCHE*-eMagazines für das iPad sind in der *GEOEPOCHE*-Kiosk-App für das iPad erhältlich. Die aktualisierte Version »Israel« ist kostenlos, die Einzelausgaben »Der Wilde Westen«, »Die Germanen«, »Der Dreißigjährige Krieg« und »Der Erste Weltkrieg« kosten je 9,99 Euro.

werden kann. In der Folge erscheinen „Die Germanen“, „Der Dreißigjährige Krieg“ sowie „Der Erste Weltkrieg“ in elektronischer Form.

Noch in diesem Jahr bringt die Redaktion zudem unter anderem die Ausgaben zur Geschichte Preußens, über die Weimarer Republik und den Zweiten Weltkrieg heraus. Erhältlich sind die GEOEPOCHE-eMagazines als Einzelausgaben in der GEOEPOCHE-Kiosk-App und in unterschiedlichen Abonnements auch im GEO-Shop (siehe Kasten rechts). Näheres zu den Abo-Modellen erfahren Sie unter der Internetadresse www.geo-epoch.de/digital.

Zusätzlich sind bereits fünf GEOEPOCHE-eBooks im Handel erhältlich: neu zusammengestellte Lesekompendien für eBook-Reader und Smartphones, die auch ohne Bilder faszinierende Panoramen entscheidender Zeitabschnitte entstehen lassen – etwa vom Weg Europas in den Ersten Weltkrieg. Der Beginn dieser „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“, wie ihn Historiker nennen, jährt sich 2014 zum 100. Mal. Andere Bücher – die jeweils unterschiedliche Längen und Preise haben – versammeln Artikel über wichtige historische Phänomene wie etwa die Entdecker, jene Abenteurer, die das Bild der Erde gewandelt haben, oder über die großen Katastrophen der Menschheitsgeschichte. Die Reihe wird mit weiteren Titeln fortgesetzt. ●



Die Digitalisierung ihres Angebotes nimmt die Redaktion zum Anlass, sich in einen Social-Media-Dialog mit den Lesern zu begeben: Ab dem 13. August 2014 ist der Facebook-Account von GEOEPOCHE online. Anregungen, Kommentare und Kritik erreichen uns aber auch weiterhin über den Briefkasten der Website www.geo-epoch.de

Bestellen, aber wie?

Sie können das eMagazine von GEOEPOCHE sowohl als Einzelausgabe erwerben als auch in unterschiedlichen Abonnements

Wo kann ich die eMags kaufen?

Erhältlich sind die eMagazines in der GEOEPOCHE-Kiosk-App für das iPad.

Wo bekomme ich die Kiosk-App?

Im App Store auf Ihrem iPad. Bitte laden Sie dort die kostenlose Kiosk-App von GEOEPOCHE herunter und starten Sie die App. Darin stehen alle bereits erschienenen Ausgaben des eMags zur Verfügung.

Was kostet eine Einzelausgabe?

Die in der Kiosk-App erhältlichen Ausgaben kosten je 9,99 Euro.

Welche Abonnements gibt es?

Das jederzeit kündbare Flexabo kostet für eine Ausgabe 8,99 Euro. Das Jahresabo für sechs Ausgaben kostet insgesamt 49,99 Euro. Das aboPLUS für die gedruckte und die digitale Ausgabe kostet 66 Euro pro Jahr (mit DVD 94,50 Euro).

Und wenn ich als Abonnent der Printausgabe zusätzlich das eMag lesen möchte?

Das GEOEPOCHE eUpgrade können Sie für 2 Euro pro Ausgabe im GEO-Shop dazubuchen.

www.geo-epoch.de/digital

Digital lesen

Die GEOEPOCHE-
eBooks erzählen
Wendepunkte der
Weltgeschichte



Die GEOEPOCHE-eBooks sind in allen wichtigen digitalen Bookstores erhältlich. »Der Erste Weltkrieg«, »Die großen Katastrophen«, »Die großen Entdecker« und »Gangster, Mörder, Attentäter« jeweils zum Preis von 5,99 Euro. »Kriegsausbruch 1914« kostet 1,49 Euro.

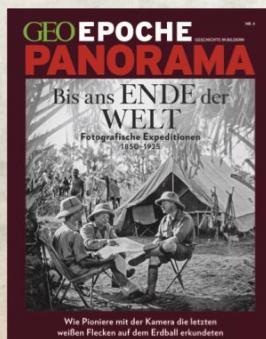
Entdecker mit der Kamera

GEOEPOCHE PANORAMA
über die wagemutigen
Pioniere der Fotografie

K aum ist 1839 die Fotografie erfunden und lassen sich die notwendigen Apparaturen transportieren, da machen sich bereits Lichtbildner auf, um Ansichten von fernen Ländern festzuhalten. Anfangs folgen sie den Pfaden früherer Reisender und Maler, etwa zu den Relikten der Antike im Mittelmeerraum. Später erkunden Expeditionsfotografen auch die entlegensten Regionen im Inneren Afrikas, Asiens und Amerikas. Und schließlich gehören sie sogar zu den ersten Menschen, die in bis dahin völlig unerforschte Weltgegenden wie etwa die Polregionen vorstoßen. ■



Der Brite Herbert Ponting fotografiert im Dezember 1910 das Schiff »Terra Nova« der später tragisch gescheiterten Südpolexpedition Robert F. Scotts



GEOEPOCHE PANORAMA
»Bis ans Ende der Welt.
Fotografische Expeditionen
1850–1925« hat 132 Seiten,
kostet 13,50 Euro und ist ab
dem 13. August 2014 im
Handel erhältlich

Mut zur Muße

GEO zelebriert in seiner neuen Ausgabe eine viel gescholtene und verkannte Kunst: das Nichtstun

Ich mach heut nichts! Nichts! Nichts, was etwas nutzt!“, singt Judith Holofernes, und das klingt wunderbar nach einem faulen Tag in der Sonne, einem gestohlenen Mittag am See, einer verträumten Stunde. So weit die Fantasie.

Tatsächlich hat, wie eine Umfrage zur Titelgeschichte der neuen GEO-Ausgabe zeigt, Faulheit einen miserablen Ruf, ein fürchterliches Image: Sie riecht „ver-fault“ und schmeckt nach Arbeitsscheu. Jeder will sich erholen, aber niemand dabei nichts tun, weil das den Vorwurf der Drückebergerei nach sich zieht. Dabei ist nicht Bummeli, sondern Überlastung das Problem unserer Zeit. Immerhin 65 Prozent der Befragten klagen über „ein zu hohes Arbeitspensum“ – eine dramatische Steigerung gegenüber 2009, als nur 18 Prozent dieses Gefühl äußerten.

Was also tun (oder nicht tun?), um dem Dilemma zwischen gefährlichem Stress und verdächtigem Müßiggang zu begegnen? Dazu befragt die Autorin der Geschichte, Hanne Tügel, kluge Forscher und entschleunigende Denker, sie besucht „Burn out“-Kliniken und „Slow Food“-Gruppen, und findet haufenweise gute Gründe für eine „Notbremse“ gegen die rasenden Zeiten – und ja, für ein Recht auf Faulheit. ■



Der wolkige Traum vom Müßiggang: Ihn im Alltag umzusetzen ist fast ein subversiver Akt



Die neue GEO-Ausgabe ist bis zum 21. August im Handel für 6,90 Euro erhältlich; die digitale Version für das iPad kostet 5,99 Euro.

Weitere Themen: Tiefe – Welche Geheimnisse birgt die Sargassosee? / Rebellion – Die große Stunde der Schotten / Emanzipation – Wenn das Auto nicht mehr den Menschen braucht / Weisheit – Die Stadt, die ganz auf Buddha baut / Hitze – Wie die Namib-Wüste zu überleben ist.



An Dänemarks Nordspitze trotzt ein Ferienhaus den stürmischen Umarmungen der Wellen

Neues von den Nachbarn

GEO Special reist nach Dänemark – in die smarte Hauptstadt und zur endlos langen Nord- und Ostseeküste

And the winner is ... Kopenhagen. Das Magazin „Monocle“ hat die dänische Hauptstadt erneut zur lebenswertesten Metropole weltweit gekürt – vor Tokyo (Platz 2), Melbourne (3) und München (8). Begründung: Menschenfreundlich. Unkonventionell. Innovativ. Kopenhagen schafft, was sonst kaum einer Stadt gelingt – es wächst und wird dabei immer sympathischer. Aus einer verschlafenen Metropole am Nordrand Europas ist eine Modellstadt gewachsen, die im Zentrum des weltweiten Interesses steht. GEO-Special-Autoren treffen die Köpfe hinter dem Wunder – etwa Jan Gehl, einen der gefragtesten Stadtplaner, der als Vater des Erfolges gilt. Oder Claus Meyer, Mitbegründer der hochgelobten Neuen Nordischen Küche. Aber nicht nur die zukunftsweisende Stadt mit ihren Architekturjuwelen und Designerläden beleuchtet die neue Ausgabe von GEO Special, sondern auch das genaue Gegenteil. Nämlich das, was Urlauber am Land von Frau Jensen und Herrn Hansen ebenfalls schätzen: die beständige Beschaulichkeit an seiner herrlich langen Nord- und Ostseeküste, das Ferienhaus direkt hinter den Dünen. Ist der ideale Sommerort einmal gefunden – Henne Strand, Langeland, Bornholm –, bleibt man ihm offenbar treu. Viele Destinationen werden nur einmal im Leben bereist, neun von zehn Dänemark-Urlaubern aber kommen wieder. ■



Das neue GEO Special kostet 8,50 Euro und ist auch als digitale Ausgabe erhältlich (7,99 Euro). Weitere Themen: Neue Nordische Küche – Bei den Helden der kulinarischen Revolution / Kopenhagen: Die besten Tipps für die smarte Stadt / Utopia in bester Lage – Unter Aussteigern in der Freestadt Christiania / Dänische Südsee: Landei Manuel Andrack wagt sich auf eine Regatta / Service: Die Idealroute durch Dänemark / Bornholm-Spezial.

KAPITALISMUS

Die Geschichte einer
Wirtschaftsordnung, 1300–2008



Das Drama des Börsenhandels an der New Yorker Wall Street im frühen 21. Jahrhundert (oben) ist Teil einer langen Geschichte: Sie erzählt vom Geschäftssinn der mittelalterlichen Florentiner Kaufleute, von den Machenschaften des Öl-Magnaten John D. Rockefeller im 19. Jahrhundert ebenso wie vom Elend der Weltwirtschaftskrise 1929

DIE ROMANTIK

Im September 2008 kollabiert die US-Investmentbank Lehman Brothers. Weltweit folgen weitere Geldinstitute. Eine Finanzkrise kaum gekannten Ausmaßes reißt bald darauf die Volkswirtschaften vieler Staaten in die Tiefe.

Die Katastrophe und ihre Entstehung entblößen ein System, das die moderne Welt geprägt hat wie kein Zweites. Das vom unbändigen Streben nach Profit lebt, von der Idee, dass aus Geld mehr Geld werden soll, aus Vermögen mehr Vermögen. Und das auf diese Weise – im Guten wie im Schlechten, im Schöpferischen wie im Zerstörerischen – eine Dynamik und eine Wucht erzeugt, die ohne Gleichen sind: der Kapitalismus.

Im Italien des Mittelalters, um etwa 1300, beginnen Kaufleute, kapitalistisch zu denken und zu handeln. Sie investieren Geld in risikoreiche Projekte mit der Aussicht auf hohe Gewinne, vergeben Kredite, gründen Banken. Handelsgesellschaften treiben bald darauf den Grundsatz der Gewinnmaximierung um die Welt, pressen aus dem Warenverkehr mit Asien, Amerika und Afrika hohe Renditen, oft auch mit Sklavenarbeit.

Nach dem Handel erfasst der Kapitalismus die Landwirtschaft, trägt dazu bei, dass die Hungerkrisen der alten Zeit überwunden werden. Zur epochalen Kraft geraten die neue Wirtschaftsweise und ihr Prinzip des Marktes jedoch erst, als sie sich im 19. Jahrhundert mit der Industrialisierung vereinen. Eine Verbindung, die die Welt radikal verwandelt, die Lebensverhältnisse langfristig verbessert, aber zugleich Elend und Ungleichheit hervorbringt.

Goldene Zeiten und tiefe Weltkrisen hat der Kapitalismus seither erlebt – und lässt Politiker wie Ökonomen immer wieder darüber streiten, ob man ihn bändigen kann (und soll).

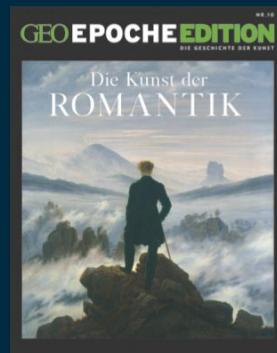
Die neue Ausgabe von **GEOEPOCHE**: über die vielleicht einflussreichste Kraft der Geschichte.

Gleich zwei Revolutionen erschüttern Europa im späten 18. Jahrhundert: In Frankreich stürzt das Volk seinen König, in England beginnt die Herrschaft der Maschinen. Bei Denkern, Dichtern und Malern lösen diese gewaltigen Umwälzungen eine sehnsuchtsvolle Gegenbewegung aus. Sie werden zu Pionieren einer neuen Geisteshaltung – der „romantischen“ Sicht auf die Welt.

In ihren Werken feiern die Künstler die göttliche Besettheit der Natur, rebellieren gegen die Allmacht der Vernunft, entdecken die schöpferische Kraft des einsamen Genies, erklären das christliche Erbe Europas und versuchen, Mensch und Welt wieder zu versöhnen.

Nirgendwo sind die Romantiker dabei ihrem Ideal näher als in der Natur, und niemand versteht es so gut, Landschaften in einen Spiegel menschlicher Gefühle zu verwandeln, wie der Greifswalder Caspar David Friedrich. Er wird zum größten Meister einer Epoche, in der Künstler die Fantasie und das Gefühl zu den wichtigsten Maßstäben ihres Schaffens erheben.

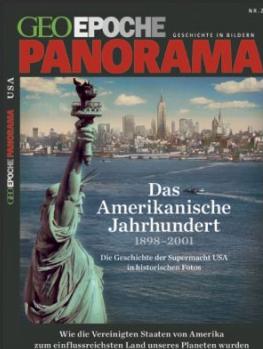
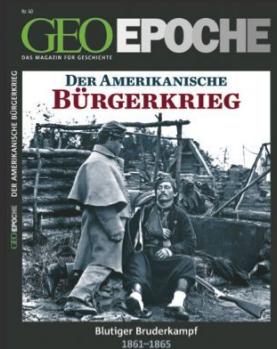
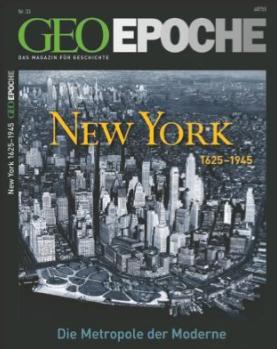
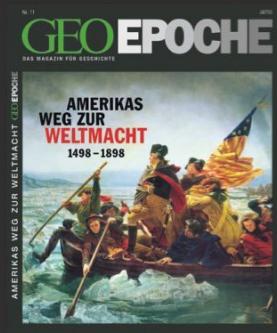
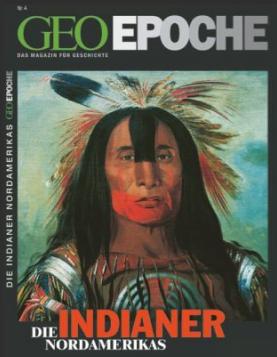
Die Kunst der Romantik: in der nächsten Ausgabe von **GEOEPOCHE EDITION**.



Die nächste Ausgabe von
GEOEPOCHE erscheint am
15. Oktober 2014

Die nächste Ausgabe von
GEOEPOCHE EDITION erscheint
am 15. Oktober 2014

WEITERE AUSGABEN ZUM THEMA



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90 oder im Internet auf www.geoshop.de

GEO EPOCHE